Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 10 (1924)
Heft: 52

Anhang: Volksschule : Beilage zur "Schweizer-Schule"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.03.2026

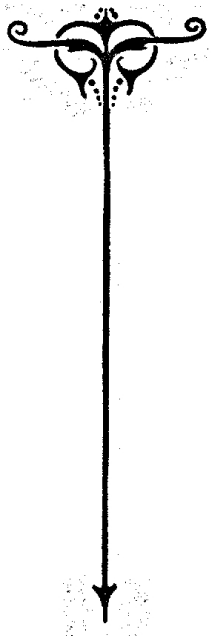
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

1924

X. Jahrgang



BIBLIOTHEK
414.
BERN

Graphische Anstalt Otto Walter A.-G. / Olten

Inhaltsverzeichnis

A. Größere Arbeiten und Lehrübungen

1. **Woran kranken unsere Schulen?** J. Zingg. S. 1, 5, 9, 13, 17.
2. **In fremden Diensten.** J. Keel. S. 2, 6, 10.
3. **Wie kann die Schule Ordnungs- und Schönheitssinn pflegen?** A. Böhi. S. 8, 11.
4. **Volkswirtschaftslehre in der Sekundarschule.** S. 19, 21, 25, 29, 33, 37, 41.
5. **Auch eine Gefahr.** W. G. S. 23.
6. **Mundart und Schriftsprache.** Aug. Steiner. S. 27, 31, 35, 38, 42.
7. **Beim Säntiswart.** S. 43, 47, 51.
8. **„. . . . Und hätte die Liebe nicht."** S. 45, 49.
9. **Ein Beitrag zum naturkundl. Unterricht.** Aug. Knobel. S. 46, 50, 54.
10. **Hinaus aus der Schulstube ins Freie!** K. Schöbi. S. 53, 57, 61, 65.
11. **Schweizerischer Jugendfreund = Kalender.** S. 55.
12. **Etwas von der drahtlosen Telegraphie.** Seite 59, 63.
13. **Präparation über die Versuchungen.** C. Benz. S. 67, 69, 73.
14. **Aerztliche Belehrungen über den Alkohol.** Dr. R. Müller. S. 75, 77, 81, 85, 89.
15. **Die Entstehung der Eidgenossenschaft.** S. 79.
16. **Jugendlektüre und Elternhaus.** S. 83.
17. **Eine Einführung in die Zinsrechnung.** S. 87.
18. **Armenhäusler.** K. Schöbi. S. 88, 92, 93.
19. **Der Postillon** (Präparation). S. 90, 94.
20. **Einstimmung der Schüler zum Tagewerk.** S. 95.

B. Kleinere Beiträge

1. **Fürs letzte Viertelstündchen.** S. 4.
2. **Richtlinien für das neue Luzerner Realbuch.** S. 15.
3. **Für ein Viertelstündchen eigener Einkehr.** S. 16.
4. **Wie erziele ich einen lückenlosen Schulbesuch?** S. 19.
5. **Der Spiegel aus Papier.** S. 28.
6. **Einleben.** S. 36.
7. **Für die Praxis.** S. 40.
8. **Die Kunst zu rügen und zu strafen.** S. 60.
9. **Schwere Stunden.** S. 64.
10. **Im Waldesgrün.** S. 64.
11. **Zum Ueberlegen und Befolgen.** S. 80.
12. **Zufriedenheit.** S. 82.
13. **Humoristische Ecke.** S. 96.

10. Jahrgang. Nr. 1. 3. Januar 1924.

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen O

Inhalt: Woran kranken unsere Schulen? — In fremden Diensten. — Fürs letzte Viertelstündchen. — In eigener Sache. — **Beilage:** Inhaltsverzeichnis pro 1923.

Woran kranken unsere Schulen?

J. Zingg, St. Gallen-O.

Es ist ein bemühendes Zeichen unsicherer Führung mancher unserer Schulen, wenn, wie in letzten Jahren, die Reformen in oft marktschreierischer Art sich förmlich aufzudrängen vermögen. Die Lehrerschaft muß unstreitig mit ihren Erfolgen zum Teil selber unzufrieden sein, wechselte sie doch in großer Zahl ihre Methoden fast wie die Damen ihre Hüte, und mancher Uebereifrige kam aus den vielen Versuchen kaum mehr heraus.

Was Wunder, wenn erst das Volk, allgemein erfaßt von einer maßlosen Kritisiersucht, mit seinen harten Urteilen schnell bei der Hand ist. Und in der Tat, es fallen denn auch, fast wie in einem schweren Hagelschauer, die Anschuldigungen und Vorwürfe auf Lehrer und Schule.

Der Politiker klagt: „Ach, unseren Jungen fehlen die Ideale der jungen, feurigen Patrioten von ehemals, sonst könnte nicht alles dem Sport nachlaufen, während um das Wohl und Weh unseres Vaterlandes das Jungvolk sich so wenig kümmert.“ Der Kaufmann meint: „So schlechte Rechner wie heutzutage sind früher nie in die Lehren gekommen. Was, um Himmels willen, treibt man denn in den Schulen? Die Geschäftsbriefe unserer Lehrlinge strotzen von Fehlern und befriedigen auch inhaltlich nicht. Wann und wo müssen unsere jungen Leute Rechtschreibung und Satzlehre lernen, wenn die Schule sie versäumt?“ Der Handwerker vermißt bei den Jungen Fleiß und Ausdauer, die unumgänglich notwendige Energie, nur sein Bestes zu leisten, um voranzukommen. „Eine beispiellose Flüchtigkeit nimmt überhand, die einem beinahe aus der Haut fahren läßt!“ wettert und schimpft die Meisterschaft vielerorts. Je kläglicher die Leistungen, desto größer aber Maulheldentum und Frechheit, wenn so ein bleiches Jüngelchen nicht früh genug seinen Glimmstengel in den Mund stekken darf oder vermeint, wegen einiger Minuten längerer Arbeitszeit, den Fußballmatch zu verpassen. „Zum Kuckuck mit der Schule von heute!“ schelten andere, „wofür bauen wir mit den sauer verdienten Steuerbatzen so helle luftige Schulräume, und was helfen die eingeführten Turnstunden? Sobald man Arbeit verlangt, die einige Anstrengung kostet, versagt die schwächliche, ans Arbeiten nicht gewöhnte Jugend.“

Was sagen endlich Lehrer, Geistliche, Eltern und Behörden über Anstand und Benehmen ihrer Untergebenen? Am liebsten würden wir Erzieher hievon schweigen, muß uns doch das leider nur zu oft zutreffende Urteil an unserer Arbeit fast verzweifeln lassen. In unserer Jugendzeit gab es ja gewiß auch Bengel, Rohlinge und Frechdachsen, aber selbst bei diesen Früchtchen schlimmster Art wohnte immer noch ein Restchen Ehrfurcht und Hochachtung vor den Vorgesetzten, und wäre es schließlich auch nur Furcht vor Strafe gewesen. Heute aber sind schuldige Achtung und Ehrerbietung in erschreckendem Maße geschwunden, an ihre Stelle dafür ekelhafter Dünkel und Großtuerei getreten. Gott sei es geklagt, das Jahrhundert des Kindes will zur Giftblüte der ausgeschämten Frechheit und nieerlebter Pietätlosigkeit werden.

Bereits reifen die schlechten Früchte. Erschrekkende Diebereien, Roheiten gegen Vater und Mutter, Verführungen, ja selbst Mordtaten lassen sich Junge zu schulden kommen. Ehrliches, offenes Geständnis werden dabei Ausnahmen, hartnäckiges Leugnen beinahe zur Regel. Unsere Jugendgerichte berichten von Verirrungen in früher wohl nie erreichten Zahlen, die blitzartig in einen schauderhaften Abgrund zünden. O, daß man auch allgemein die richtigen Heilmittel erkennen und anwenden wollte!

Unmöglich können wir Lehrer ruhig zusehen. Es gebietet uns die Pflicht, zu untersuchen und festzustellen, was von den Anklagen gegen die Schule uns Erzieher ganz oder teilweise treffen

könnte und anderes zurückzuweisen, womit man uns ungerechtfertigterweise belasten will. Nicht unterlassen wollen wir ferner auch, Mittel und Wege ausfindig zu machen und anzuwenden, den gerügten Uebeln kräftig zu steuern.

1. Unsere heutigen Schüler.

Wie erhalten wir sie aus den Familien? Wenn man sein 30. Dienstjahr vollendet, so steht einem doch ein schönes Sümmchen von Erfahrung zu Gebote, das vorsichtig und gerecht urteilen läßt, umso mehr, da unsere Tätigkeit Schularbeit in Landschulen wie in Schulen der Stadt umfaßt.

Die neu eintretenden Kleinen bringen allgemein guten Willen mit. Es kann auch heute der Lehrer ihre Anhänglichkeit und Liebe sich erwerben und damit die erste und wichtigste Quelle erfolgreicher Wirksamkeit sich erschließen und sichern. Aber, es muß gleich nachher festgestellt sein, daß es heute einen tiefsehenden, pädagogisch und methodisch durchgebildeten Lehrer braucht, will er noch dazu eine gute Schule erhalten. Wieso? Ist es denn nicht leicht, die Kleinen im Fluge zu erobern und ihr Interesse für den Unterricht zu bewahren? Ja u. nein. Macht der Lehrer alles interessant, läßt er die Schüler reden, wann und wie sie wollen, schafft er vorsorglich und ängstlich auf die Seite, was etwelche Anstrengung erfordert u. voraussichtlich langweilen könnte, entspricht er jedem Wunsch der Kinder, so wird er der beliebte Lehrer. Die Schüler werden nicht müde, zu rühmen und den vielfachen Anfragen von zu Hause zu antworten: „Wir gehen gern zur Schule. Wir haben einen guten, ‚freien' Lehrer." Wenn dann erst noch im sehnlich erwarteten Zeugnis die Einser das Feld behaupten und Klein und Groß erfreuen, so hat der Lehrer im Herzen der Eltern und seiner Schüler seinen Platz sich gesichert.

Wer aber tiefer in einen solchen Schulbetrieb sehen kann, bemitleidet Lehrer und Schule. Einmal schließt die schlechte Disziplin gute Fortschritte aus. Nervosität wird dem Lehrer gar bald die nötige Ruhe im Unterricht rauben; methodische Fehlgriffe verhindern dauerhafte Erfolge. Ein planvolles, sicheres Arbeiten ist einfachhin verunmöglicht. Die Kinder sind ja die Lehrer. Von Erziehung darf wohl kaum gesprochen werden, wenn Verziehung sich überall schamlos breit machen darf. Ist doch der Lehrer der reinste Spielball seiner „Lieben", nicht aber, was er sein sollte, ein Meister in der Schule, in der Führung seiner Zöglinge. Ein teures Lehrgeld zahlst du, lieber Kollega, meintest du zu handeln nach dem heute vielerorts geltenden Satze, der viele blendet: „Die Schüler müssen selbständig werden."

Der erfahrene, kluge Lehrer versteht es dagegen, sich das Gute des Satzes dienstbar zu machen. Redelust und Mitteilungsfreude der Kinder verwendet er geschickt. Er leitet diese munter galoppierenden, oft sogar verwegen stürzenden Bächlein in festgedämmte Bette, dann wird die schwellende Kraft zum Segen genützt. Die Kinder wollen nun einmal reden, viel sagen und berichten und viel fragen. Ihre Erlebnisse, ihre Eindrücke wollen und können sie einfach nicht im Herzchen verschließen. Drum ist das Mitteilen gesunde Kinderart. Dankbar und liebend schauen ihre glückstrahlenden Augen zum Lehrer, der geduldig, ja freudig zuhört, wenn die fleißigen Bienlein zusammentragen, was im Unterricht zum Bau paßt. Er wird freundlich abwinken und ausscheiden, was vom Ziel ablenkt. Er wird auch in den Fall kommen, Schweigen und Ruhe verlangen zu müssen, ja unbedingten Gehorsam. Dabei nimmt er weise Rücksicht auf die Schwächen des Kindes. So vorlaute, ewige Plappermäulchen, die eben daheim reden dürfen, während Vater und Mutter schweigen müssen, können unmöglich mit einemmal Naturell und verkehrte Gewöhnung ablegen, wie man etwa auf Befehl ein Kleid auszieht. Vorerst dürfen sie Vorrößlein spielen und sich gehörig ausreden. Nach und nach verlangt man auch im Schweigen kleinere Ueberwindungen. Sie werden allmählig hierin erstarken und willig der Anordnung sich fügen. Gar heilsam helfen ihnen gelegentliche Hinweise, wie Kinder, die ruhig überlegen, weniger Fehler machen und bessere Arbeit liefern. Solch kleine Beschämungen wirken oft Wunder, gerade weil den Geschwätzigen viel Eitelkeit anhaftet. Wollte man aber mit Gewalt und unvorsichtig solche Mäulchen verschließen, dann blieben sie eben verschlossen, auch wo sie reden sollten. Also nicht hätscheln wollen wir vorlautes Wesen, aber ebenso wenig „das Kind mit dem Bade ausschütten", sondern das Nützliche klug verwerten, das Fehlerhafte weise und unaufhörlich bekämpfen. Viel Menschenkenntnis, viel Studium, Lebenserfahrung, Liebe zum Kinde und Tüchtigkeit im Beruf sind unerläßlich. (Fortsetzung folgt.)

In fremden Diensten.

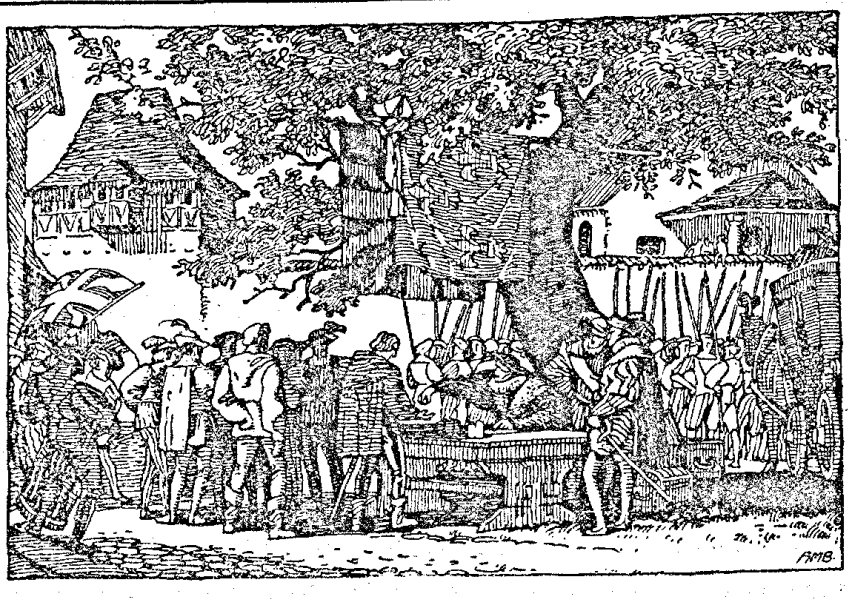
Gedicht- und Liedbehandlung im Anschluß an die Geschichte.

Joh. Keel, St. Gallen-O.

I.

In letzter Zeit haben wir mit einander in der Geschichte unsere tapferen Schweizer hinab begleitet nach der Lombardei und gesehen, wie sie daselbst in den Mailänder Kriegen mit unglaublicher Tapferkeit in Not und Tod gingen, um die Ehre

der Schweizer Heere zu wahren. Manchmal wird euch, wie auch mir, bei der Erzählung dieser Heldentaten das Herz rascher gepocht haben, und ein hehres Gefühl des Stolzes auf unsere Vorfahren stieg in uns auf, waren sie doch die geachtetsten und am meisten gefürchteten Kriegsleute geworden.



Und doch können wir, wenn wir so recht über jene Zeiten nachdenken, uns nur mit Wehmut jener Ereignisse erinnern; denn die Eidgenossen kämpften nicht mehr, wie bei Morgarten, Sempach, wie im Burgunder- und Schwabenkrieg, um ihre eigene Sache, für Freiheit und Vaterland. Ach nein! Die Poebene trank Schweizerblut, das um des Geldes willen für fremde Herren und in fremden Händeln vergossen wurde.

Wir alle wissen, wie das kam. Als die Eidgenossen den mächtigen Burgunder Herzog gebodigt und selbst dem deutschen Kaiser mit Erfolg getrotzt hatten, da waren sie gefürchtet und begehrt; fremde Herren, Herzoge und Könige und Papst suchten eidgenössische Kriegsleute für sich zu gewinnen, und zwar mit klingendem Golde. Der französische König war der erste, der seine Werber ins Land schickte. Natürlich wurden allem voraus die Obrigkeiten besucht und mit dem Glanze des Goldes geblendet. Und dann bekamen die fremden Menschenkäufer freie Hand, Söldner für ihre Sache zu werben. Tausende strömten darauf zusammen, verließen Haus und Hof, Vater und Mutter, Weib und Kind, und zogen hinaus in die weite Welt, um dort für ihren „neuen Herrn" in blutigem Kampfe das armselige Leben einzusetzen.

Wir können uns kaum recht vorstellen, welch gewaltige Erregung damals durch unser liebes Vaterland ging. Es liest und hört sich so leicht, so und so viele Tausende hätten sich dem französischen König oder dem Ludwig dem Mohren verschrieben, und doch steckt so viel Weh und Ach, Herzeleid, Weinen und Klagen dahinter. Freilich, die Söldner ließen sich die Sache nicht zu schwer werden. Ihnen schien der Tag des Ausmarsches wohl wie ein Fest, gings doch in fremde Lande, wo Gold und Ruhm und Heldentaten ihrer warteten. Es war, als ob ein Fieber die Leute befallen, ein Rausch sich ihrer bemächtigt hätte.

Einsichtige Männer, insbesondere die Geistlichen, warnten und mahnten; aber umsonst. Daheim wird manches Mütterlein ihre Arme um die breiten Schultern ihres Sohnes geschlagen und mit zitternder Stimme gefleht haben: „Bleib daheim, um Gottes Willen, bleib!" Und wenn sich im Sohnesherzen die Kriegslust für Augenblicke gelegt hatte, so dauerte dies nicht lange. Droben in seiner Kammer hingen, im Sonnenlicht und Mondenschein funkelnd, die Gewaffen seines im Kampfe gefallenen Vaters, Hellebarde, Brustpanzer Sturmhaube. Wie der Sohn ihrer wieder ansichtig wurde, war's mit seinen guten Vorsätzen vorbei. Er konnte nicht mehr widerstehen. Fort in den Kampf trieb es ihn, wie seinen Vater selig.

Wenn dann die Werbeoffiziere unter Trommelgedröhn ins Dorf einzogen und unter der schattigen Dorflinde den schweren Eichentisch aus dem nahen Wirtshause aufstellten, die Schweizerfahne und das französische Lilienbanner zwischen die mächtigen Aeste banden, war's völlig aus mit unserm jungen Schweizer.*) Seine Altersgenossen und Freunde eilten schon hin auf den sonst so ruhigen Dorfplatz vor dem altehrwürdigen Kirchlein. Einer nach dem andern trat zum Werbetisch, um das „Handgeld" in Emfang zu nehmen.

Derweil rang daheim in der Vaterkammer die Mutter zum letzten Mal mit ihrem Sohn. Wie es fleht, das arme Mütterlein, und wie er nicht hören will, der trotzige Sohn. Red' und Gegenrede schneiden einem tief ins Herz. Ein Dichter hat dieses Ringen zwischen beiden in einem packenden Gedicht geschildert. Dabei berichtet er uns nichts weiter als abwechslungsweise das Flehen der Mutter und die Antwort des Sohnes; der Ausgang ist uns ohne weiteres klar.

*) Das prächtige Bildchen Bächtigers, S 135 im 6. st. gall. Lesebuch bildet eine willkommene Illustration obiger Ausführung.

Abschied von A. Frei.**)

„Eine Trommel hör' ich schlagen,
wohl schlagen durch das Land!
Herab, du alt Gewaffen,
herab von deiner Wand!"

„Laß schlagen, Kind, laß schlagen
und bleib bei mir zu Haus!
Mancher Jungknab' zog zu Kriege
und kam nicht mehr heraus."

„Die Trommel und ihr Schlagen
Hör' ich bei Tag und Nacht,
hat mich um alle Freude,
um alle Ruh' gebracht."

„Dein Vater starb im Kampfe,
und du, mein einz'ger Sohn,
wirst auch im Streit verderben;
das weiß ich Aermste schon."

„Mein Leben und mein Sterben
ist all' auf Gott gestellt;
mir wird kein schönes Ende,
denn vor dem Feind im Feld!"

(Fortsetzung folgt.)

**) Im 6. st. gall. Lesebuch, S. 70.

Fürs letzte Viertelstündchen.

Rechnen auf der Unterstufe: 1. Kl. Christkindlein schmückt das Christbäumchen mit vielen farbigen Kerzlein. Einmal nimmt es rote und gelbe, im ganzen gerade 10. Der Lehrer schreibt auf die Rückseite der Wandtafel oder einer Schülertafel mit farbiger Kreide z. B. eine rote 4 und eine gelbe 6. Wer's errät, bekommt ein Bildchen, eine Reklamemarke, einen Griffel oder er darf die ganze Woche vor und nach der Pause die Fenster öffnen und schließen, Buchstaben oder Zahlen vorschreiben oder was der Belohnungen auf dieser Stufe mehr sind. Und nun beginnt ein lustiges Raten, ein eifriges Suchen: 3 rote und 7 gelbe, 5 rote und 5 gelbe, lauter rote und keine gelben . . . Auch solche Schüler, die man sonst hie und da aufrütteln muß, suchen und raten gerne mit.

2. Klasse. Statt der stereotypen Formel im Rechenheft: Sagt Zahlen zwischen 30—50! schreibt der Lehrer, wie oben angedeutet, eine dieser Ziffern, vom Schüler ungesehen, auf die Tafel. Wiederum winkt dem glücklichen Errater eine Belohnung in obiger Form.

Ein andermal soll die Zahlenreihe 1—70 auf- und abwärts geübt werden. Die ganze Klasse stellt sich vorn auf. Wer nicht aufpaßt und einen Moment stockt, wenn er dran kommen sollte, wer eine falsche Zahl meldet, der tritt aus und geht an seinen Platz. Wer's am längsten aushält, hat gewonnen.

Oder es wird zur Einprägung der Siebner, Achter- oder Neunerreihe das Purspiel zu Ehren gezogen, das mir aus meiner Jugendzeit vom Maishülschen her noch in Erinnerung ist, an dem sich Erwachsene mit gleicher Freude wie die Kinder beteiligten. Dabei wird vorwärts gezählt. Die Zahlen 7, 14, 21 . . ., 8, 16, 24 . . ., 9, 18, 27 . . . werden jeweilen durch das Wörtchen pur ersetzt. 70 heißt pur, 71 pureins, 72 purzwei, 77 purpur usf. Wer fehlt gibt ein Pfand. Wie auch das Pfänderauslösen wieder in den Dienst der Schule gestellt werden kann, darüber das nächste mal.

In eigener Sache.

Es war auch im verflossenen Jahr eine Freude, die Schriftleitung der „Volksschule" besorgen zu dürfen, liefen doch die Arbeiten recht zahlreich ein. Das Inhaltsverzeichnis (1923) mit 40 Nummern liefert wohl den Beweis, wie fleißig und tüchtig mitgearbeitet wurde.

Die Fülle des Stoffes zwang uns leider oft, diese und jene Arbeit zurückzustellen; die Verfasser mögen gütig entschuldigen.

Um jedem Leser etwas zu bieten, trachteten wir darnach, in jede Nummer Abwechslung zu bringen. Dabei waren wir genötigt, größere Arbeiten mehrmals zu teilen. Man wolle uns das zugute halten; uns leitete nur der eine Gedanke, die „Volksschule" allen recht lieb und wert zu machen.

Wir bitten alle Leser um Nachsicht und weitere fleißige Mitarbeit auch im neuen Jahr, damit unser aller Ziel erreicht werden kann. Ein inniges Vergelt's Gott den treuen Mitarbeitern! — Mit Gottes Segen ins arbeitsreiche 1924!

Was die „Volksschule" Neues bringe, möchte man wissen. Es sind bereits prächtige Arbeiten eingegangen:

Volkswirtschaftslehre in der Sekundarschule, Hinaus ins Freie . . ., Und hätt' die Liebe nicht . . ., Ein Beitrag zum naturkundl. Unterricht, Armenhäusler (Jugenderinnerungen), Mundart und Schriftsprache in der Schule, Aerztliche Belehrung über die Alkoholfrage, Etwas von der drahtlosen Telegraphie, Humoristisches in bunter Menge.

St. Gallen, den 1. Januar 1924.

Die Schriftleitung.

10. Jahrgang. Nr. 2. 24. Januar 1924.

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen O

Inhalt: Woran kranken unsere Schulen? (Fortsetzung) — In fremden Diensten (Fortsetzung). — Wie kann die Schule Ordnungs- und Schönheitssinn pflegen? (Fortsetzung)

Woran kranken unsere Schulen?

J. Zingg, St. Gallen-O. — (Fortsetzung.)

Aber nicht bloß über alles reden, auch alles sehen wollen unsere Kinder. Die Stadt mit ihren hellen, breiten Schaufenstern und klug berechneten Auslagen fesselt nicht bloß unsere Jugend, sondern auch die Großen. Sollen wir es deshalb den Kleinen verdenken, wenn ihre Neugierde in die Schule gebracht wird? Oder können wir nicht vielmehr, ähnlich wie im vorigen Fall, auswerten, was gut ist und zugleich dem Fehlerhaften energisch zu Leibe rücken? Sehen wir zu! Zum Spazieren gehen, zum Anschauen schöner, kindlicher Bilder, zur Ausführung einfacher Kinderzeichnungen sind diese Schüler — und es gehört der Großteil der Klasse dazu — jederzeit zu haben. Da leuchten die Augen, da jubelt und jauchzt die Schar, da fliegen die Tafeln heraus, und Griffel und Kreide sind bereit, fast ehe der Lehrer beginnen will. Kann er auch hier fehlgehen? Ist er doch überzeugt von dem Satze: „Nichts ist im Geiste, es sei denn zuvor in den Sinnen gewesen.“ (n. Comenius.) Ohne Anschauung,“ sagt er sich richtig, „treiben wir den mit Recht verpönten Verbalismus.“ Es folgen sich also Exkursion auf Exkursion, dem Zeichnen wird breitester Spielraum gewährt, und Bilderbücher bringen die Schüler in reicher Zahl. Zeichnen sei ohnehin eine gute Vorschule für das Schreiben, es kläre die Begriffe und verankere das Geschaute; in ihm offenbare sich dem Lehrer viel kindliches Erleben und Können, erklärt er. Zugegeben!

Doch warum will es manchem Kollegen dennoch nicht gelingen, damit eine gute Schule zu erhalten? Er blieb auf halbem Wege stehen. Exkursionen, Betrachten der Bilder und Zeichnen wurden beinahe Selbstzweck, sie waren nicht dienende Geister, Mittel zum Zwecke. Der Unterricht ging beinahe auf im Anschauungsunterricht. Auf dieser zwar sehr wichtigen, ja unerläßlichen ersten Stufe im Lernprozeß blieb er stecken. Wo blieben aber Verknüpfungen und Klärungen der Vorstellungen? Wie konnten sich feste Begriffe bilden, wo sich die Auswirkungen im Seelenleben offenbaren, wenn keine Ordnung und Vertiefung vorausging? Wann sollten Fertigkeiten im Rechnen, Lesen und Aufsatz noch erworben werden?

Wie anders spannt der Kluge ein, der tüchtige Psychologe und Methodiker! Er steckt die Ziele ab, zeichnet planmäßig die Wege, verwertet geschickt Freude am Schauen und Zeichnen in seinen Lehrgängen und versteht gut hauszuhalten mit der knapp bemessenen Zeit. Kurz, als ein Meister in seinem Beruf durchgeht er Schritt um Schritt alle Stufen des Lernprozesses. Und während der Anfänger und Draufgänger Schiffbruch leidet, weil er alles auf eine Karte setzte, erreicht der Praktiker auf wohlermessenen Wegen glücklich das Ziel.

Unsere Schüler zeigen eine Flüchtigkeit, die nachgerade zum Aufsehen mahnt, droht sie doch noch stetig unheilvoller um sich zu greifen, wie eine ansteckende Krankheit. „Ist es möglich,“ sagt man sich, „daß Viert- und Fünftkläßler nicht einmal von der Wandtafel fehlerfrei abschreiben können?“ Man hat die Wörter erklärt, vom Stamm abgeleitet, ihre Aenderungen und Neubildungen gezeigt. Sie stunden tagelang an der Wandtafel und wurden wiederholt gelesen. Ihre Besonderheiten wiederholten die Schüler. Wortbild und Verständnis waren also vorhanden — und doch erscheinen bei der Anwendung in Sprachübung und Aufsatz die nämlichen Fehler, vielleicht zu allem Ueberfluß noch einige neue dazu. Fragst du den Schüler, wie das fehlerhafte Wort geschrieben werde, dann weiß er's. So und ähnlich klagte mir ein lieber Kollege in Aerger und Mißmut über eine beispiellose Flüchtigkeit. (Vergleiche hiezu: „Unser armes Kind“, Schweizerschule 1923, No. 49.) „Auch im Rechnen, versetzt er, krankt ein Großteil meiner

Schüler an diesem allgemeinen Zeitübel. Selbst die Kleinen leiden schon daran. Bücher werden daheim vergessen, Griffel liegen ungespitzt und aus Vergeßlichkeit werden Aufgaben nicht gelöst. Schau dich einmal um im Schulgang! Es war morgens kühl und regnerisch. Eine besorgte Mutter hat ihren Liebling mit Pelerine, Mütze und Handschuhen gegen Nässe und Verkältung geschützt. Hellt sich nun gegen Mittag das Wetter auf, so kannst du den Kleiderrechen mit diesen teuren Kleidungsstükken geziert sehen, wenn die Schüler schon lange fröhlich beim Mittagsmahle sitzen. Im nahen Schirmständer erzählen stehengebliebene Schirme das gleiche Lied der grenzenlosen Vergeßlichkeit und warten tagelang auf ihre Besitzer. O, ihr blinden Mütter zu Hause, merkt ihr nicht, daß die Kinder durch euere Erziehung diese Krankheit nie los werden? Aengstlich sorget ihr um das leibliche Wohl eurer Schutzbefohlenen, aber das Wichtigere, die Erziehung zur Genauigkeit in der Ausführung eurer Aufträge und Befehle, zur weisen Sparsamkeit in Kleidern und Spielsachen, zur Ordnung im Kleinen läßt so vieles zu wünschen übrig! Wohl kann und muß der Lehrer mahnen, warnen und strafen, aber die Hauptquelle, die daheim üppig weiter ihre trüben Wasser liefert, kann er nicht verstopfen. Wie könnte umgekehrt die gute Familienerziehung, die einem Sichgehenlassen, einem Schlendrian, einem krankhaften Leichtsinn gar keine Konzessionen macht, ein wahrer Segen für Familie, Schule und Staat werden! Denn leider sieht es bei den Erwachsenen nicht viel besser aus. Lies einmal eine Versteigerungsanzeige der gefundenen Gegenstände in Tram und Eisenbahn, und du wirst staunen, was man heutzutage alles vergißt und liegen läßt.

Und wäre das nur die einzige Zeitkrankheit, die so unheilvoll in die Schule getragen wird! — Schauen wir einmal, wie unsere Schüler gekleidet sind. Leider Gottes müssen auch sie schon der sittenlosen Kleidermode zum Opfer werden. Da kommen die Mädchen in Röcklein, die solchen Namen kaum mehr verdienen und die Beinchen bei weitem nicht bis zu den Knien bedecken. Beim Sitzen, beim Turnen, beim Spiel wird das Unschickliche zum Aergernis. Und die Folgen? Die Kinder spielen mit nackten Beinen, Armen, Brust und Geschlechtsteilen, tun sich groß in Stellungen, die wenig Sinn für Scham und Wohlanständigkeit verraten. „Ach, es sind ja noch Kinder, sie denken nichts Uebles dabei!" Merkt ihr denn nicht, ihr mit Blindheit und Kurzsichtigkeit geschlagenen Mütter, daß ihr die schönste Tugend, die vor allem das Frauengeschlecht zieren sollte, die Schamhaftigkeit, gefährdet, die doch wachsen und erstarken und zum Bollwerk werden sollte im Kampfe um die Reinheit. —

Erfaßt die Kleidermode die Mädchen, so sucht die Sportsucht ihre Opfer bei den Knaben. So werden unsere Buben schon in der Schulzeit leidenschaftliche Fußballspieler. Gerne räume ich ein: Sich so in frischer Luft tummeln gibt eine gesunde Lunge, bringt unser Blut in rasche Zirkulation, weckt den Appetit und sorgt für gesunden Stoffwechsel. Und dennoch kann man diesem Spiel recht wenig Sympathie abgewinnen, wenn man sieht, wie dabei Fußtritte, Püffe und rohe Worte so zur Gewohnheit werden, als gehörten sie zum Spiel. Auch zu den gesundheitlichen Vorteilen setze ich ein Fragezeichen. Das einemal schwitzen und dampfen die Spielenden wie gehetzte und gepeitschte Pferde; das anderemal stehen sie fröstelnd da. Ob bei der Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit des Spieles nicht die Ursachen zu Herzfehlern geholt werden? Nicht mit Unrecht fürchten vorurteilslose Kritiker, Aerzte und Eltern für Gefährdung von Gesundheit und Charakter. Gerade letzthin klagte mir eine Witwe, ihr Sohn, ein eifriges Mitglied eines Fußballklubs, habe für nichts mehr Sinn, an nichts anderem mehr Freude als am Spiel. Kirche, Fortbildungsschule und Lehre werden ihm zum Ekel. Alle ihre gutgemeinten Ermahnungen prallen ab wie an hartem Granit. Trotz und harte Worte nur habe der ungeratene Sohn für seine Mutter, die ihn so liebte und liebe. Früher sei er so lenksam und willig gewesen; Lehrer, Seelsorger und Eltern hätten den freundlichen Knaben lieb gehabt. Und jetzt diese traurige Veränderung! (Forts. folgt.)

In fremden Diensten.

Gedicht- und Liedbehandlung im Anschluß an die Geschichte.

Von Joh. Keel, St. Gallen-O. — (Fortsetzung.)

II.

Es ist etwas Eigenartiges um uns Schweizer. Wenn einer in die weite Welt hinaus zieht und daselbst sein Glück findet, so fühlt er doch oft ein unstillbares Heimweh nach den Bergen, nach den trauten Tälern und den heimeligen Dörfern, nach all den Freunden und Verwandten daheim. Erst in der Ferne wird manchem Schweizer seine Heimat so recht lieb. Eine ältere Schweizerin, die schon seit Jahren in Amerika wohnt aber alle paar Jahre wieder in unser Land kommt, sagte mir, daß sie jedesmal einen Jauchzer ausstoße, wenn sie in Basel wieder Schweizerboden betrete.

Und ein Dichter singt in seinem mit „Schweizer-Heimweh" betitelten Liede:

*„O Schweizerland, o Schweizerluft!
Ihr Berge mit ewigem Schnee!
Wohin so oft das Herz sich ruft,
Euch gilt mein stilles Weh.
O Heimat der Freiheit, der süßesten Lieder,
Begrüß ich dich niemals, ach niemals wieder?
O Schweizerland, o Schweizerluft,
O teures Schweizerland."

und weiter:

„O Schweizerland, o Schweizerluft!
Beglückt ist, wer in dir wohnt!
Dort, wo die Gems in dunkler Kluft,
Auf Bergen der Adler thront!
Zu dir, o du Freiheit, du seliges Wähnen,
Dir weint mein Auge der Sehnsucht Tränen!
O Schweizerland, o Schweizerluft,
O teures Schweizerland."

So fühlen die Schweizer in der Fremde, selbst wenn es ihnen gut geht. Wie muß es aber erst bohren und schmerzen, wenn man in der Fremde Unglück und Not findet und sein Brot unter Tränen essen muß. Ach, wie tieftraurig muß ein solches Menschenkind sein!

Und wir haben gehört, wie Tausende von Schweizern zur Zeit der Mailänderkriege in fremde Lande zogen und dort Bitteres durchzukosten hatten. Für Treue ernteten sie Undank. Denken wir nur daran, daß sie nach dem ersten Zug um die Hälfte des Soldes betrogen wurden. Dann hatte Bruder gegen Bruder zu kämpfen, als bei beiden Parteien Schweizer standen. Wie manches Weh wird so in die Kriegerherzen eingezogen sein! Und zu alledem kam bei manchem bitteres Heimweh. Wie oft mögen sich da aus der lombardischen Ebene sehnsüchtige Blicke nach dem fernen, schneebedeckten Alpenwall gerichtet haben, und während die Kriegerfaust die Waffe umklammerte, wird in manches Helden Brust ein banges Sehnen nach den heimatlichen Tälern sich geltend gemacht haben. So erzählt der Schweizer Dichter Johannes Jegerlehner in seinem Buche „Marignano" herzergreifend, wie auf dem Schlachtfelde Marignanos Ruedeli, ein junger Schweizer, mit tiefem Heimwehschmerz nach seiner Mutter sein Leben aushauchte.

Später sind dann die fremden Dienste verboten worden. Trotzdem dauerten sie aber weiter, mit ihnen auch die alten Schmerzen und das alte Heimweh. Wenn es dann einem Schweizer gar zu bang ums Herz wurde, wäre er wohl gerne heimgekehrt. Allein das ging nicht an. Mochte einer an Heimweh sterben, heimkehren durfte er nicht, bevor die Dienstzeit abgelaufen war. Versuchte aber einer zu entkommen, so wurde er als Ausreißer oder Deserteur behandelt und mit dem Tode bestraft. So stand eines Tages ein junger Schweizersöldner, der Frankreich diente, zu Straßburg drunten auf der Rheinbrücke. Das Sehnen nach der Heimat hatte ihn dorthin getrieben. Mit wehem Herzen lehnte er am Brückengeländer und starrte sinnend nach Süden, wo in grauem Nebel sein Vaterland lag. Die Umgegend hatte er völlig vergessen, und er träumte sich heim in seine lieben Berge, in den Kreis seiner Eltern und Geschwister und Jugendfreunde. Ach Gott, wenn er nur dort sein könnte! Mächtig lockt ihn die Heimat mit ihrem wunderbaren Reiz. Und wie er so sinnt, schlagen plötzlich altbekannte, traute Töne an sein Ohr. Ein Knabe bläst das Alphorn. Jetzt ist's aus mit dem kriegerischen Sinn des Söldners. Er springt hinab in den Rhein, um ans deutsche Ufer hinüber zu schwimmen und der Heimat zuzueilen. Aber o weh! Der Sergeant (der Unteroffizier) des Postens am Rhein hat ihn erblickt. Es beginnt eine verzweifelte Jagd auf den Deserteur. und bald ist er gefangen. Der Tod ist ihm nun gewiß. Ein Lied in unserem Gesangbuch schildert die bewegte Klage des Eingefangenen. Es trägt den Titel:

Der Deserteur.

1. Zu Straßburg auf der langen Brück',
Da stand ich eines Tags,
Nach Süden wandte sich mein Blick,
Im grauen Nebel lag's:
Da dacht' ich mir, dahinter liegt
In wunderbarem Reiz,
Mit seinen Alpen, seinen Höh'n,
Dein Vaterland, die Schweiz.

2. Und wie ich's dacht', und wie ich's sann,
Da zog ein Knab' vorbei,
Der blies ins traute Alpenhorn
Der Heimat Melodei.
Da ward's mir kalt, da ward's mir warm,
Schnell sprang ich in die Flut,
Wohl über'n Rhein mit starkem Arm
Schwamm ich mit frischem Mut.

3. Hätt' mich nicht der Sergeant beacht',
So hätt' es keine Not;
Jetzt haben sie mich eingebracht
Und schießen heut' mich tot.
O liebe Herren, glaubt es mir,
Mich zog ein süßer Ton;
Der Knabe, der das Alphorn blies,
Der trägt die Schuld davon.

4. Nun führt hinaus mich vor das Tor
Und meßt die fünfzehn Schritt,
Und schießet wacker, doch zuvor
Gewähret mir die Bitt':
Blast mir das Alphorn noch einmal
In seinem Wunderreiz
Und dann grüßt mir viel tausendmal
Mein Heimatland, die Schweiz!

*) Besonders packen wird das Lied, wenn es vom Lehrer mit Klavierbegleitung vorgesungen werden kann. Für unsern Zweck brauchts aber nur diese zwei Strophen.

NB.: Ebenso gut läßt sich das Lied: „Zu Straßburg auf der Schanz" verwenden. Mancher Kollege wird dieses vorziehen, da es gesanglich leichter und in seiner wehmutsvollen Melodie vielleicht noch ansprechender ist. Zur „Sachdarstellung" aber ist: „Zu Straßburg auf der langen Brück'" besser geeignet. Uebrigens schadet's durchaus nicht, wenn man nach dem einen auch das andere Lied, nur wenige kurze Erläuterungen vorausschickend, vorliest. Selbstverständlich muß die gesangliche Behandlung nicht unmittelbar darauf folgen. Selbst wenn die Schulverhältnisse das Einüben dieser Lieder nicht gestatten, sollten sie wenigstens als Gedichte dem Kinde bekannt gemacht werden. (Schluß folgt.)

Wie kann die Schule Ordnungs- u. Schönheitssinn pflegen?*)

Von Alfred Böhi, Lehrer in Balterswil. — (Fortsetzung.)

Aehnlich wie der Deutschunterricht kann auch der Religionsunterricht zur Verfeinerung des Schönheitssinnes beitragen.

Die Erzählungen des alten und neuen Testamentes enthalten eine Menge edler und schöner Gedanken. Diese müssen herausgehoben und dargelegt werden. Dann ist auch schon die einfache Sprache, in welcher die biblischen Stoffe uns vorgeführt werden, an sich eine Schönheit, wieviel mehr aber der Stoff selbst. Zum bessern Verständnis biblischer Begebenheiten tut der Lehrer gut, wenn er große, wo möglich farbige Bilder zeigt, die den Text ergänzen. Es gibt ja diesbezüglich sehr schöne und wertvolle Sammlungen.

Ebenso sehr wie die Idealfächer Deutsch und Religion bilden die Realfächer den kindlichen Schönheitssinn. Bei diesen wird der Erfolg fast größer sein als bei jenen. Diese treten dem noch nicht vollkommen entwickelten geistigen Leben des Schülers näher, als jene. Konkrete Begriffe lassen sich bekanntlich leichter geistig aneignen als abstrakte. Was der Schüler mit den leiblichen Augen sehen kann, prägt sich ihm schneller, tiefer und besser ein als geistig Geschautes, auf abstraktem Wege Erworbenes.

Die Geographie bietet eine große Masse Stoff, den man zur Pflege des ästhetischen Sinnes verwenden kann. Denken wir nur an all die reizenden landschaftlichen Schönheiten unseres Vaterlandes. Schulreisen sind gute Gelegenheiten, um den Kindern die Schönheiten nahe zu bringen. Da aber die Schulreisen an den meisten Orten äußerst seltene Vorkommnisse im Schulbetrieb sind, müssen andere Mittel herbeigezogen werden, um den Geographieunterricht für die ästhetische Ausbildung des Schülers nutzbar zu machen. In erster Linie ist der Vortrag des Lehrers ein Hilfsmittel, ja, wohl ein Hauptmittel. Er kann die Schönheiten in Form einer Beschreibung oder Schilderung darlegen. Doch hüte sich der Lehrer vor dem sog. Schwefeln. Er soll nirgends übertreiben. Unser Heimatland bietet soviel des wahrhaft Schönen, daß die realste Darstellung desselben die beste ist.

In der Erteilung des Geographie-Unterrichtes wird jener ohne Zweifel im Vorteil sein, der das Schweizerland bereist, also selbst gesehen hat. Ferientouren sind daher sehr zu empfehlen. Allerdings bestehen vielerorts Besoldungsverhältnisse, in deren Berücksichtigung die „Finanzverwaltung" gegen das Reisen ihr Veto einlegen muß.

In der Botanik weise der Lehrer auf die Farbenpracht der Blumen hin. Jedes einzelne Blütchen besitzt seinen eigenen Farbenzauber. Welche Regelmäßigkeit und wunderbare Uebereinstimmung, welch' glanzvolle Harmonie hat doch der weise Schöpfer ins bunte Farbenspiel der lieben Blumen gelegt! Ist nicht die Lilie, übergossen mit weißem, zartesten Blumenschmelz, das schönste Sinnbild der makellosen Unschuld? Ist nicht das kleine, blaue, verborgene Blümlein am Rain, das zarte Veilchen, das Sinnbild der Demut? — Ohne Führung des Lehrers würde das Kind die einzelnen Schönheiten nicht bemerken. Es sagt beim Anblick einer im Blütenschmuck dastehenden Frühlingslandschaft: „Das ist aber schön!" Fragt der Lehrer aber, was denn schön sei, so wird er als Antwort erhalten: „Die Blumen und die blühenden Bäume sind schön." Im Kinde sitzen zu oberflächliche, zu allgemeine Begriffe. Diese müssen präzisiert, geklärt werden; sonst hat das Kind keinen richtigen, wahren Genuß an der Frühlingsherrlichkeit. Unbestimmte Gefühle wohnen in ihm. Deshalb führe man die Kinder hinaus und erkläre ihnen die einzelnen Schönheiten und halte sie an, selbst genau zu beobachten. So werden die ästhetischen Gefühle gepflegt und dadurch auch bestimmter.

Bei Ausflügen bietet sich Gelegenheit, auf die Tierwelt aufmerksam zu machen. Bunte Schmetterlinge flattern umher. Hundert Arten von Vögeln mit schöngefärbtem Gefieder oder anmutigen, gefälligen Formen leben in Feld und Wald. „An ihren bunten Liedern klettert die Lerche selig in die Luft; ein Jubelchor von Sängern schmettert im Wald, voller Blüt' und Duft." (Lenau) Und wie melodisch, wie lieblich tönen die sanften Weisen der Amsel aus dem Gebüsch! — Aber was nützen all' diese Schönheiten dem Kinde, wenn es sie nicht bemerkt, geschweige denn versteht, genießt. Das Kind braucht einen Führer, einen Erklärer, kurz: einen Lehrer, damit es etwas profitieren kann.

(Schluß folgt.)

*) Wegen der Lektions-Skizze: Pro Juventute konnte diese Arbeit im Jahrgang 1923 nicht mehr ganz Aufnahme finden und mußte daher leider zurückgestellt werden. D. Sch.

10. Jahrgang. Nr. 3. 7. Februar 1924.

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen O

Inhalt: Woran kranken unsere Schulen? (Fortsetzung) — In fremden Diensten (Schluß). — Wie kann die Schule Ordnungs- und Schönheitssinn pflegen? (Schluß)

Woran kranken unsere Schulen?

J. Zingg, St. Gallen-O. — (Fortsetzung.)

Müßten nicht viele andere Mütter aus gleichen Gründen das nämliche Klagelied anstimmen? Und wir Lehrer? Zählen solche Spielratten noch zu den Willigen und Guten unserer Klassen, oder geht es uns nicht vielmehr wie den enttäuschten Eltern? Wir danken jedem Vater herzlich, der den Kindern zwar ihre Zeit zum Spielen schenkt, aber ein wachsames Auge auf erwachende Leidenschaft hat. Das Kind soll jederzeit, sei ein Spiel angefangen oder in bestem Fluß, wenn die erlaubte Zeit verstrichen ist oder wenn des Vaters Ruf ertönt, das Spiel verlassen können und gerne und freudig den Eltern zur Verfügung stehen. Solche Ueberwindungen führen zum Charakter. Dulde nie, lieber Vater, eine Widerrede, eine Entschuldigung, einen Ungehorsam. Das heißt Erziehung, die heutige Jugend hat diese doppelt notwendig.

Weil ich von Sport und Spiel berichte, muß ich noch eine ähnliche Wunde aufdecken, es ist die sonntägliche Berggängerei. Fraget die Lehrerschaft rundum im Schweizerlande: „Wann kommen die meisten Schüler zu spät zur Schule? Wann sind sie zu rüstiger Arbeit am wenigsten disponiert?“ Am Montag! Ueberanstrengung, Schlafbedürfnis, Uebelkeit sind die schlimmen Folgen dieser ungesunden leidigen Sonntagsschänderei, mit welcher überdies dem lieben Herrgott die schuldige Ehre geraubt und den Kindern der Segen des Sonntags in Fluch verwandelt wird. Und wenn es dabei bliebe! Aber das böse Beispiel findet nur allzuleicht bei den Kindern fleißige Nachahmung, und das Uebel schwillt zur unheilvollen Unglückswelle an. Und wie leicht wäre statt Unsegen schönstes Glück zu holen! So eine Bergreise kann Leib und Seele erquicken, und ich, selbst ein Freund der Berge, wäre der letzte, der einem vernünftigen Bergwandern entgegentreten wollte. Was ich und mit mir wohl alle Gutgesinnten bekämpfen, das ist ein Wandern ohne Erfüllung der Sonntagspflichten, die Ueberanstrengung der Kinder und ganz besonders das nächtliche gemeinsame Schwärmen halberwachsener Leute beiderlei Geschlechts in den Bergen. Da trifft man sie paarweise, Junge und Mädels, auf Weg und Steg, auf Stroh und in gemeinsamen Zimmern, wo man ungescheut und frei sich gehen läßt und sich verwegen das anmaßt, was dem Ehestand vorbehalten ist und noch weit mehr. Es ist dies ein himmeltrauriges Kapitel: Der allgütige Gott schenkt uns die herrlichen Berge mit all ihren Vorzügen und Freuden, und viele treiben frevlen Mißbrauch mit seinen Gaben.

Steht's nicht ähnlich mit den Gaben des Wassers und der Sonne? Welche Wohltat erweist uns ein erfrischendes Bad, ein Trunk kühlen Wassers in der Sommerhitze und Schwüle!

Wie aber führen sich die Leute in den Strandbädern auf. Vater, Mutter, Söhne und Töchter, alles badet gemeinsam, mit genügenden und ungenügenden Badkostümen oder auch ohne solche. Kinder haben mir haarsträubende Dinge hievon erzählt. Die Sonnenbädlerei dürfte oft mit Sch . . . nerei noch milde bezeichnet werden. Was nützen eindringliche Warnungen durch Geistliche und Lehrer? Ein einziges Strand- oder Sonnenbad kann dem Kinde Scham und Reinheit rauben. Wie kann ein guter Engel noch schützen, wenn er trauernd zusehen muß, wie die eigenen Eltern bewußt oder blind die Kinder in einen Sumpf führen, aus dem es für Zeit und Ewigkeit schwerlich ein Entrinnen mehr gibt. „Ha Prüderie, Unverstand,“ höhnt eine aufgeklärte Welt, „in dieser Zeit gegen neueste Fortschritte der Hygiene zu wettern.“ Ja, wir flicken immer und immer an unserer Gesundheit, neue und altbekannte Naturkräfte werden zu Hilfe gezogen, wir merken aber nicht, wie ungeordnete und unzeitig geweckte Geschlechtstriebe Leib

und Seele ruinieren. Tun wir nicht unsere heilige Pflicht, wenn wir die Unschuld der Kinder ängstlich hüten und ihnen recht lange kindliche Einfalt und Unwissenheit in diesen Dingen erhalten möchten, da wir wohl wissen, wie gefährlich das entfachte Feuer um sich greift? Oder steht es dort besser, wo man spricht: „Dem Reinen ist alles rein, der Schlechte nur denkt dabei schlecht"? Fraget die Irren- und Nervenärzte, Seelsorger und Lehrer. Sie werden unsere Gegner verstummen machen. Lies einmal, lieber Kollege, das prächtige Buch „Kind und Volk" v. H. Muckermann S. J., als einen ernsten Beitrag zur Sache.

Von anderer, wenig beachteter Seite drohen unsern Landkindern, den Bauernbuben zumeist ähnliche Gefahren. Es ist die Viehzucht mit Belegen und Geburten. Kommt es nicht vor, daß kleinere und größere Knaben bei diesen Vorgängen Zuschauer sein dürfen. Man geht vielleicht in Unverstand und Blindheit so weit, größere, halbwüchsige Burschen mithelfen zu lassen, ohne daß ein ernstes, aufklärendes Wort die drohende Gefahr dämpft oder ganz beseitigt. Auch so eine Schmutzquelle, ein Herd seelischer Vergiftungen! Muß man nicht die traurige, beschämende Tatsache erwähnen, daß in Rekrutenschulen und Wiederholungskursen manchmal Leute aus katholischen Bauerngegenden die Sauglocke am lautesten ziehen. Besteht vielleicht hier ein innerer Zusammenhang, bildet das Erwähnte etwa den Schlüssel? Wer weiß? Christlicher Bauer, hüte wohl die Reinheit deiner Kinder! Laß sie nicht sehen, was sich nicht schickt. Sind sie in einem Alter, wo Aufklärung angezeigt ist, dann halte damit nicht zurück. Gehst du dabei mit Gott zu Rate, so werden die rechten Worte nicht fehlen. Vergieß nie des Heilands ernste Worte: „Wehe dem, der eines aus diesen ärgert . . ." Ob denn die Schule auch hiemit zu tun hätte, könnte man einwenden. Hast du, Kollege auf dem Lande, noch nie beobachtet, wie lenksame, fleißige Buben so fast plötzlich gleichgültige, schlechte Arbeit lieferten, wie sie lange Zeit an einen und denselben Ort stierten? Ihr Wesen war auffallend und unerklärlich verändert. Guter Belehrung stellten sie Verhärtung und Verstockung entgegen. Warum fliehen sie auf einmal Spiel und Kameraden und suchen einsame Orte auf. Ich könnte hundert gegen eins wetten, es liegt ein Fall vor, wo der heißeste Kampf zwischen Reinheit und Schmutz entbrannt ist oder letzterer sich bereits eingefressen hat. Greif ein, erleichtere dem Armen das Ringen für seine Seelenreinheit. Wenn du klug, lieb und schonend den Weg zu seiner Seele findest, den Gefallenen vertrauensvoll aufrichtest und mit ihm gemeinsam kämpfest, so wird er zeitlebens dein Werk christlicher Nächstenliebe dir danken.

Es nützt wenig, all die Eiterbeulen am Leibe unserer Gesellschaft bloßzulegen. Unser Volk muß zur Aufklärung und Einsicht gebracht werden. Liegt vielleicht nicht auch ein Paragraph hievon in unserm Pflichtenheft? Da gebe jeder sich selber Antwort, sie ist nicht zu schwer. Unsere böse Zeit erheischt nicht bloß Lehrer, sondern ebenso Volksfreunde und Volksführer im weitesten Sinne des Wortes, sollen nicht Millionen in einem Sumpf des Schmutzes versinken. (Fortsetzung folgt.)

In fremden Diensten.

Gedicht- und Liedbehandlung im Anschluß an die Geschichte.

Von Joh. Keel, St. Gallen-O. — (Schluß.)

III.

In den letzten Stunden begleiteten wir im Geiste unsere Schweizer-Söldner in fremde Länder hinaus, nachdem wir einen schmerzlichen Abschied eines kriegslustigen Sohnes von seiner Mutter betrachtet hatten. Dann sahen wir, wie auch in diesen riesenharten Kriegsgesellen oft ein recht weiches Herze schlug, wie Heimweh sie erfaßte und ihnen bitteres Leid brachte, wie dieser Heimwehschmerz wachsen konnte, bis schließlich einer seine Soldatentreue ganz vergaß und sich in den Rhein stürzte, heim zu schwimmen, wie er dann aber wieder eingefangen und zum Tode verurteilt wurde. Viel Weh und Leid liegt in diesen Erzählungen und Gedichten.

Und doch muß ich auch heute noch Bitteres berichten, was Schweizern in der Fremde zustoßen konnte.

Der Deserteur war eingebracht worden, und noch in der gleichen Nacht wurde er zum Tode verurteilt. Seine eigenen Kameraden mußten ihn erschießen. Denkt einmal darüber nach: Schweizer mußten einen Schweizer erschießen, weil er hatte heimzu eilen wollen, heimzu, wohin es sie alle zog. Wir können uns vorstellen und es nachfühlen, wie furchtbar es da Schweizern zu Mute sein mußte. Und wenn nun vielleicht gar ein Freund des Todgeweihten, vielleicht der beste, treueste Jugendfreund und Kriegskamerad, zur Abteilung ausgewählt wurde, die den Verurteilten erschießen sollte! Unsagbar mußte ein solcher Schmerz sein.

Ich weiß nicht, wer in diesem Falle mehr zu bedauern war, derjenige, der zu Tode ging, oder der andere, dem seines Freundes Herz zum Ziele seiner Kugel dienen mußte.

Dieses Schicksal, seinen Freund mit auf die Richtstätte begleiten zu müssen, hat besonders die

Dichter tief ergriffen. Und das Volk singt heute noch im Liede vom schwersten Leide des Schweizer Söldners in der Fremde. Vielleicht kennt auch ihr jenes Lied, das ergreifend schön die Klage eines Kriegers wiedergibt, der mit hinaus marschieren mußte, als sein bester Freund erschossen werden sollte. Auch er mußte zu dieser traurigen Parade („militärischen Aufführung") erscheinen.

Vielleicht habt ihr einmal eine militärische Beerdigung gesehen? Nicht wahr, dann vergißt man jenen dumpfen, wehmütigen, langsamen Trommelschlag auf das nur lose gespannte Trommelfell nicht mehr?

Aehnlich gings auch damals hinaus auf den Richtplatz. Draußen mußte der Verurteilte wohl noch sein Grab selber schaufeln. Dann band man ihm die Augen zu.

Und dann kam der tieftraurige Augenblick, da der Freund dem Freunde den Tod senden mußte. Wie wird da oft die sonst so sichere Hand des Kriegers vor Jammer und Schmerz gezittert haben.

Hören wir, wie dies der Dichter Chamisso so packend zu schildern verstand:

„Der Soldat.

1. Es geht bei gedämpfter Trommel Klang;
Wie weit noch die Stätte, der Weg noch so lang!
O wär' er zur Ruh' und alles vorbei,
Ich glaub', es bricht mir das Herz entzwei.

2. Ich hab in der Welt nur ihn geliebt,
Nur ihn, dem man jetzt den Tod doch gibt.
Bei klingendem Spiele wird paradiert,
Dazu bin auch ich, auch ich kommandiert."

Draußen werden nun die letzten Vorbereitungen getroffen. Stumm steht das Soldatentrüpplein, das zur Hinrichtung befohlen wurde, in Reih und Glied, die Arme über der auf den Boden gestellten Büchse verschränkt. Die Trompeten, die auf dem Hermarsche noch erschallten, sind verstummt. Und:

3. „Nun schaut er auf zum letztenmal
In Gottes Sonne freudigen Strahl;
Nun binden sie ihm die Augen zu,
Dir schenke Gott die ewige Ruh'.

4. Es haben die Neun wohl angelegt,
Acht Kugeln haben vorbeigefegt;
Sie zitterten alle vor Jammer und Schmerz,
Ich aber, ich traf ihn mitten ins Herz."

NB. Vorstehende Lektionen verfolgen verschiedene Zwecke. Einmal sollten die im Geschichtsunterricht erworbenen Kenntnisse vertieft und erweitert werden. Anderseits aber wird durch sie die Brücke von der Geschichte zur Poesie geschlagen, was mithilft, bei der Betrachtung des Söldnerwesens auch das Gefühl lebhaft mitsprechen zu lassen.

Der eine oder andere wünschte vielleicht noch eine eingehendere Besprechung der vorgetragenen Gedichte. Ich habe eine solche unterlassen. Nur wo unbedingt eine Erklärung notwendig war, erfolgte diese kurz, oft mit einem Wort, während ich das Gedicht vortrug. Ein atemloses Lauschen der Kinder während und ein schweres Aufatmen am Schlusse des Gedichtes oder Liedes bewiesen mir, daß der Dichter verstanden wurde und in den Herzen der jugendlichen Zuhörer jene Saiten mitklangen, auf die der Verfasser sein Lied abgestimmt hatte.

Das nennt man bekanntlich Stimmung; und die soll man nicht stören.

Wie kann die Schule Ordnungs- und Schönheitssinn pflegen?

Von Alfred Böhi, Lehrer in Balterswil.— (Schluß.)

Ein Sonnenuntergang kann den Horizont, Täler und Hügel, Felder und Wälder, Seen und Auen in die entzückendsten Farben tauchen. — Und nach des Gewitters Wolkendunkel flutet oft milder Schein der durchbrechenden Sonne über die Erde. Am Himmel zeigt sich der siebenfarbige Regenbogen. Tausend Tropfen perlen noch im nassen Gras, von der Sonne beschienen. — Die Kinder sind anzuleiten, wie sie solch seltene Naturerscheinungen beobachten sollen.

Durch den Zeichnungsunterricht wirkt man direkt auf den Schönheitssinn des Kindes ein. Auf allen Schulstufen, schon auf den untersten, ist dieses edle Fach zu betreiben. Und zwar soll nicht, wie dies leider oft noch vorkommt, das Zeichnen zu geistloser Schemareiterei und Nachäfferei und sinntötendem Nachmachen ausarten. Die Schüler sind zur Selbsttätigkeit anzuhalten. Sie sollen selbst schauen, ansehen und das Gesehene auf Papier bringen. In dieser Beziehung ist man heute redlich bestrebt, Fortschritte zu erzielen. Früher mußte der Schüler kaum etwas anderes als vorgelegte Muster nachzeichnen. Das tat er ganz mechanisch. Er hatte kein Verständnis für die Figuren, für das Fach. Fabrikmäßig wurden gerade und gebogene Linien zusammengestellt. Wie trocken, wie langweilig mußte solches Tun sein! Der Schüler konnte nichts oder nicht viel gewinnen. Sein Geist, sein Schönheitssinn konnte sich nicht entwickeln. Heute ist man anderer Ansicht über den Zeichnungsunterricht. Man hat seine hohe Bedeutung erkannt. Die Gegenstände werden, wenn möglich, in natura vorgelegt. Der Schüler hat sie nach eigenem Beobachten zu zeichnen. So lernt er richtig sehen und schätzen. Schöne Formen soll er selbst entdecken. Durch eine solche Methode wird sein Urteil geschärft, sein Auge

geübt, seine Hand gewandt, sein Geist belebt, sein Schönheitssinn gebildet, die Selbsttätigkeit gefördert.

Allerdings muß der Lehrer selbst die Kenntnis und das Vermögen besitzen, die passenden Gegenstände vorzulegen. Bei deren Auswahl muß Rücksicht genommen werden auf das Können des Schülers. Vom Leichten zum Schweren, gelte auch da als Regel. Eine erste Bedingung zu wahrem Erfolg ist das lückenlose Vorwärtsschreiten.

Bekanntlich haben die Schüler große Freude an Farben. Diese Freude darf der Lehrer nicht zerstören durch unschickliches Handeln, durch abschätzende Urteile über Erzeugnisse, die dem Fleiß des Schülers entsprossen sind. Nach und nach, sozusagen unmerklich, durch fein berechnete und zur richtigen Zeit angebrachte Eingriffe ins kindliche „Kunstleben" wird das Gefühl auf die Bahn des Gesetzmäßigen und ästhetisch Richtigen gelenkt.

Aehnlich wie das Zeichnen kann das Schönschreiben zur Veredelung des ästhetischen Gefühles beitragen. Es kostet viel Mühe und Arbeit, bis die kleinen Schreibkünstler die grundlegenden Elemente und die ersten Formen erfaßt haben. Ihre Freude ist aber umso größer, wenn sie es zu einem mehr oder weniger vollkommenen Resultat bringen. Da muß jede Flüchtigkeit und Ungenauigkeit unterdrückt werden. Man dringe auf gefällige, edle Formen, welche durch taktmäßiges, langsames Schreiben erreicht werden.

Viel Sonnenschein und helle Freude kann echt gepflegter Gesang ins Kinderherz bringen. Der Gesang darf nicht als etwas Nebensächliches, Aufgezwungenes behandelt werden. Der Gesang muß aus dem Innern kommen, wenn er ins Innere dringen soll. Welche Wonne empfindet das Kind, welche Gefühle werden in ihm wach, wenn helle, warme Töne an sein Ohr dringen! Schon das Kleine im Arme der Mutter lächelt vor Freude, wenn es ein Liedchen singen hört.

Ein richtiges Gesanglehrmittel ist Haupterfordernis für einen ersprießlichen Unterricht im Singen. Das dürfen wir stolz sein auf unser thurgauisches Liederbuch von Prof. Kugler, Schaffhausen. Theorie und Anwendung sind darin in sehr glückliche Verbindung gebracht. Die Sammlung ist reich an schönen, gefälligen Liedchen. Die Kugler'sche Methode scheint wirklich eine Zukunft zu haben.

Hat es der Schüler in der Ausbildung seines Schönheitssinnes auf eine gewisse Stufe gebracht, so bleibe er nicht stehen. Stillstand ist Rückgang. Er strebe höher u. höher, um der Vollkommenheit, dem Ideal, immer näher zu kommen. Solange er in der Schule sitzt, werde sein Streben durch diese gefördert.

Bei der Entlassung aus der Schule wird der Lehrer es nicht versäumen, den Scheidenden gute Räte mitzugeben auf den Lebensweg. Der Schüler soll wissen, wie er die ästhetischen Gefühle ferner pflegen und nähren kann. Sie spielen ja auch im praktischen Leben eine sehr wichtige Rolle.

Die hohe Wichtigkeit des Beispiels als Erziehungsmittel tritt auch bei der Bildung des ästhetischen Gefühls klar hervor. Der Lehrer sei ein musterhaftes Beispiel, ein nachahmenswertes Vorbild in bezug auf Ordnung und Reinlichkeit. Wie könnte ein Lehrer seinen Schülern vorschreiben, was er selbst nicht beobachtet, etwas von ihnen verlangen, das er selbst nicht besitzt, ihnen etwas geben, das nicht sein eigen ist. Seine Kleidung, überhaupt sein Aeußeres sei so gehalten, daß das Kind keinen Anstoß nehmen kann. Seine Haltung, sein Auftreten, und ganz besonders auch seine Sprache seien vorbildlich. Der Lehrer soll Sinn und Verständnis haben für Natur und Kunst, soweit diese letztere in sein Gebiet hinein ragt. Seine Freude am Schönen bekunde sich bei jeder Gelegenheit.

Berücksichtigt der Lehrer alle einschlägigen Faktoren bei der Pflege der ästhetischen Gefühle, so wird der Erfolg nicht ausbleiben. Naturgemäß wird dieser bei den einzelnen Kindern individuell verschieden sein.

Humoristisches.

Englischer Humor. Der Maurer hatte einen guten Verdienst. Er konnte sich von seinem Lohn schon etwas leisten. Darum sollte seine einzige Tochter Klavierspielen lernen, und um an die beste Quelle zu kommen, ging er kühn zu dem hervorragenden Pianisten Prof. Blank und bat ihn, seiner Tochter zwei bis drei Stunden wöchentlich zu erteilen. „Ich kann auch anständig bezahlen," sagte er stolz. Der berühmte Klavierspieler war gern bereit, die Tochter des Maurers zu unterrichten und stellte nun die Forderung: „Zahlen Sie mir für die Stunde, was Sie selbst verdienen." Da sah ihn der Maurer entsetzt an. „Nein, das ist zu viel," schrie er und verließ entrüstet das Zimmer.

Wenn man nervös ist ... Ein nervöser Hotelgast wendet sich an den Portier des Hotels mit der Bitte, dieser möge doch die Bewohner der angrenzenden Zimmer um möglichst Ruhe beim Schlafengehen ersuchen, da ihn das geringste Geräusch foltere. — Einer seiner Zimmernachbarn kam nachts nach Hause, denkt nicht an den nervösen Herrn, und während er sich auskleidet, wirft er geräuschvoll seinen Stiefel in die Ecke. Da fällt ihm das Ersuchen des Portiers ein und er beendet das Auskleiden fast geräuschlos. — Nach drei Stunden weckt ihn sein nervöser Nachbar aus dem Schlaf. „Ja, um Gottes willen, wann werden Sie endlich den anderen Stiefel in die Ecke werfen, ich warte schon drei Stunden darauf?!"

10. Jahrgang. Nr. 4. 21. Februar 1924.

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen O

Inhalt: Woran kranken unsere Schulen? (Fortsetzung) — Richtlinien für das neue Luzerner Realbuch. — Für ein Viertelstündchen eigener Einkehr.

Woran kranken unsere Schulen?

J. Zingg, St. Gallen-O. — (Fortsetzung.)

II. Und wir Lehrer?

Vorwiegend fand ich bis jetzt die Krankheiten und Schäden im Elternhaus, in der Gesellschaft. Trifft aber uns Erzieher und Lehrer keine Schuld? Gut, wenn dem so wäre.

„Selbst der Gerechte fällt des Tags siebenmal“, spricht Christus. Wir wollen also auch im Folgenden auf niemanden Steine werfen; einzig der Sache zulieb wollen wir ungeschminkt auch das beim rechten Namen nennen, was unserm Stand Fehlerhaftes anhaftet. Ich kann mich umso kürzer fassen, weil im Vorhergehenden schon manche diesbezügliche wunde Stelle getupft wurde. Nochmals betone ich, die eingangs gezeigten Beispiele mögen es erhärten, der Lehrer von heute muß Psychologie, Pädagogik, Methodik studieren, Menschenkenntnis und Selbstkenntnis erringen und in Arbeit und Gebet nie erlahmen. Reiche Quellen liegen ihm erschlossen; einmal bietet ihm das Leben erste und beste Beobachtungsgelegenheit; katholische Autoren von bestem Klang führen ihn sicher zu den genannten Gebieten. Darf ich neuerdings einige der gewiegtesten anführen? Dr. L. Aellner, Willmann, P. Weiß, Dr. Beck, Seminardirektor Rogger, Dr. Gisler, Dr. Scheiwiller und viele andere. Unsere prächtig geschriebene „Schweizer-Schule“ wird dem Ueberlasteten manche Stunde mühsamen Studiums ersetzen uns allen stetig Wegweiser und praktischer Führer bleiben.

Junger Kollege, besuche gut geführte Schulen, sie ersparen dir manchen Irr- und Umweg, auf jeden Fall bringen sie dich mehr vorwärts als manches Buch. Studiere deine Schüler, schaue oft ins Elternhaus, beobachte das gesellschaftliche Leben der Gemeinde. Ihre Vorzüge, ihre Schwächen und Fehler klären dir vieles auf. Deine Vorbereitungen treffe in den ersten Jahren unbedingt schriftlich und ausführlich. Geht es oft auch ganz anders, als du vorgezeichnet hast, du darfst doch die Führerrolle nie verlieren, mußt dein Ziel unverrückbar im Auge behalten. Verlässest du dich nur auf dein Lehrgeschick, so geht's ohne Fehler und Blößen nicht ab, und das Steuerruder möchte dir leicht entgleiten. Hast du gute, gangbare Wege gefunden, so vertausche sie nicht ans viel gepriesene Moderne, Neue. Deine Verhältnisse verlangen angepaßtes Lehrverfahren. Bei allem treuen Festhalten am guten Alten vergiß aber nicht, und läge auch bereits der Schnee des Alters auf deinem Haupte: „Wer rastet, der rostet!“

Der überaus größte Teil unserer Gilde verdient nach dem einstimmigen Urteile der Visitatoren das Lob treuer Pflichterfüllung. Es will uns nicht aus der Feder; wollen wir aber offen sein, so müssen wir gestehen: Auch Lehrer gibt es, die dem Stande nicht zur Ehre gereichen. Kann man auch den Noten nicht immer volle Zuverlässigkeit beimessen, so sprechen doch Zensuren 3 und 4 eine Sprache, die man lieber nicht hörte. Wo liegen die Ursachen?

Auch Lehrer sind gegen Krankheiten der Zeit nicht gefeit. Die Vereinsmeierei birgt große Gefahren. Wie leicht läßt sich der junge, gesellige Lehrer fangen und fesseln, kann er doch in seiner Liebenswürdigkeit keine Bitte abschlagen. Die Gesellschaft verlangt allerdings vom Lehrer einen Tribut. Ein charakterfester Lehrer verhilft der Gemeinde zu guter Unterhaltung und Belehrung und hält alles Hohle und Seichte fern. Soweit wäre alles in bester Ordnung. Aber leicht nehmen ihn zu viele Vereine in Beschlag, er ist Vereinsmeier geworden. Er hat vergessen, daß er fürs erste Lehrer, dann Gatte und Familienvater ist und erst zuletzt Vereins- oder Kommissionsmitglied.

Erlauben dir die angehäuften Vereinsgeschäfte nicht, die Pflichten gegen Schule und Familie bis

ins Kleinste und aufs Genaueste zu erfüllen, dann baue ab, wie das Gewissen dir eindringlich und laut bedeutet. Leidet deine Gesundheit unter allzuvieler Vereinsarbeit, oder bleibt für Frau und Kinder deswegen zu wenig Zeit, dann tritt noch heute aus den Vereinen, die dein Glück so nicht sein können. Unter den Lehrern gibt es gottlob kerngesunde, starke Naturen in schöner Anzahl, die ihre reichen Talente gerne der Oeffentlichkeit zur Verfügung stellen. Eine allgemeine Regel läßt sich daher schwer aufstellen. Vielerorts zwingen auch kärgliche Besoldung zur vollen Ausnützung der Anlagen. Darum gehe mit Gott und guten Freunden zu Rate, wie weit bei dir Pflicht und Recht reichen.

Die Sportsucht findet leider auch Eingang in den Reihen der Lehrer. Kann man es ihnen verargen, wenn es sie aus der staubschwangern, sauerstoffarmen Schulstubenluft hinaus treibt, hinauf auf die Berge? Da oben wollen sie gleich dem Städter die Reserven der Kraft sich anlegen und die angesammelten Gifte im Körper herausschaffen. Gewiß, in diesem aufgeschlagenen Buch der Natur, von Gottes allweiser Hand gezeichnet und gemalt, holt der Lehrer für Geographie, Geschichte, Sprache, Singen und Zeichnen Anregung, Klarheit und Begeisterung. Dieser Notwendigkeit wird darum jeder rechte Lehrer und Naturfreund gerne sich fügen.

Gibt es aber vielleicht nicht auch hier wieder ein schädliches Zuviel? Ohne Zweifel. Auch für den Lehrer heißt es und für ihn zuerst und zumeist, übernommene Pflichten gehen der Erholung und dem Genusse voraus. Wie schön und erhebend ist es für eine Gemeinde, wenn der Lehrer mit Aufsicht und Vorbeterdienst die Kinder zum göttlichen Kinderfreund führt, wie weiland die Mütter zu des Heilands Zeiten. Seid überzeugt, ihr Organisten und Chorleiter, euer Gottesdienst wird doppelt berechnet, wenn Opferfreude und Gottesliebe ihn beseelen. Aber zum Aergernis und Fluche statt zum Segen können hierin Pflichtversäumnisse werden. Oder was anderes müssen folgende Müsterchen im Gefolge haben? Die Glocken rufen zur Kirche, die frommen Beter füllen das Gotteshaus und das feierliche Amt sollte beginnen; doch der Organist, statt auf seinem Posten zu stehen, steigt zu Berge, wohl gegürtet und verproviantiert, ihn kümmern weder Gottesgebot noch Pflichten. Solche neueste Vorkommnisse blieben einer sportsüchtigen, aufgeklärten Zeit des 20. Jahrhunderts vorbehalten. Zur Ehre unseres Standes dürfen wir derartig krasse Fälle zu den seltensten Ausnahmen rechnen. Viele jedoch opfern Zeit und Geld dem Sport; für verdienstliche und beglückende Heilands-Aufträge aber zeigen sie auffallend wenig Opfersinn. Es mag gewiß zutreffen, daß gutgestellte Kirchgemeinden anerkannt gewissenhaften, vieljährigen Kirchendienst so selten durch aufmunternde Honorierung zu schätzen wissen. Willst du Achtung und Ansehen dir erringen, mußt du selber tadellos und voraus als Beispiel leuchten und obenan stehen. Sonntagsschändung und Pflichtvernachlässigung führen kaum zum Ziel. Was den Kindern zum Verderben wird, müßte noch unfehlbarer den Ruin ihres Lehrers und Führers bewirken.

Was ich soeben ausgeführt, gilt gleichermaßen auch vom „Glas Wein" und vom „gemütlichen Jaß". Findest du dabei wirklich Stärkung und Erholung, so gönne dir das Vergnügen und den Genuß. Sollten aber ein Brummkopf und ungenügende Vorbereitung, Hader und Zank in der Familie den frohen Stunden folgen, dann läufst du Gefahr, ins Unglück zu gleiten. Du wirst unerbittlich ein Opfer bringen müssen.

Was ich von der Politik des Lehrers halte? Soviel: Soweit Eignung und Kraft dich zur Mitarbeit gemahnen, arbeite ohne Furcht als aufrechter Eidgenosse mit. Das Volk bedarf der Führer heute mehr denn je. Ueber alles aber stelle deine Schule, sei zuerst fleißiger, tüchtiger Lehrer, erst hernach Politiker. Die Verhältnisse des Ortes können hervortretende politische Tätigkeit fordern, freudig begrüßen oder abweisen. Gute Freunde und dein Gewissen bestimmen deinen Anteil an der Politik. Niemals ducke dich feige, wenn es gilt, Farbe zu bekennen. Lehrer und Wasserträger sind in einer Person nicht zu vereinen. „Katholisch-konservativ bis zum letzten Atemzug," sei unsere Devise.

„Wie der uns siebt und wägt," könnte bald mit einigem Recht eingewendet werden. Es kann kaum zum Schaden sein. Besser, wir tun's selber, als daß die Oeffentlichkeit mit noch feinerm Sieb dahintergeht. Und derjenige, der uns an den Platz gestellt zu seinen Mitarbeitern, er verlangt viel von den Hütern und Pflegern seiner Lieblinge. Er, die unendliche Liebe, Milde und Güte, läßt in diesem Punkte nicht markten. Sein schrecklich: Wehe, wer eines . . . . ., muß uns erzittern machen vor Selbstverschuldung. An uns allen ist es, Meißel und Hobel anzusetzen, Rost und Motten, auch die feinsten Bazillen, aufzustöbern und in stetem Kampfe abzuwehren, wollen wir nicht den genannten Zeitkrankheiten zum Opfer fallen.

Und gerade die, die es bitter nötig hätten, in diesen bösen Zeiten miteinander und füreinander zu arbeiten, verstehen sich manchmal nicht. Meinungsverschiedenheiten führen bedauerlicherweise gar schnell zu Zerwürfnissen zwischen Geistlichkeit und Lehrerschaft. Laßt mich einmal auch diese so wichtige Frage in aller Offenheit und Objektivität anschneiden. Ungleich längerer und höherer Bildungsgang und hohes Amt stehen gar oft langer Erfahrung und speziellem Studium in Pädagogik, Methodik und Schulorganisation ge-

genüber. Oder es verträgt eine finanziell schwache Gemeinde eine nötige Gehaltsaufbesserung nur schwer, so daß der geistliche Präsident eine restlose Unterstützung nicht verantworten kann. Andernorts bringt die Klassenzuteilung ungleiche Belastung oder unerfüllte Wünsche der Beförderung. Kurz, der Reibungsflächen sind gar viele; wirkliche und vermeintliche Benachteiligungen kommen vor, letztere sind immerhin bedeutend vorwiegend.

Vergessen wir Lehrer nie, aber gar nie, bei allem Reden und Handeln in streitigen Sachen, wenn wir den Geistlichen angreifen, — es sei das Recht auf unserer oder des Gegners Seite — daß das Volk selten Priesteramt und Person zu trennen vermag, so daß unsere Angriffe auch unbeabsichtigt den Priesterstand treffen. Seien wir daher zur Aussprache geneigt, ehe Feindschaft beginnt und der Graben unüberbrückbar sich geweitet. In 99 von 100 Fällen bringt die ehrliche Aussprache unter vier Augen den Frieden, ein besseres Sichverstehen und freundschaftliche Annäherung. Bedenken wir immer, wenn Geistlicher und Lehrer nicht harmonieren, dann leidet das Ganze mit ihnen und durch sie. Ich persönlich halte am Grundsatze fest: „Lieber Unrecht leiden, als Unrecht tun". Wie spricht doch so tröstlich in der wunderbaren Bergpredigt Christus selbst: „Selig sind die Friedfertigen". Wie es bei einer wahrhaft glücklichen Ehe heißen soll: „Nie gehe die Sonne über eurem Zerwürfnisse unter," so auch hier. Erst in späteren Jahren sieht man es ein, wie hartnäckig man oft falsche Ansichten verteidigen und vertreten kann. Daß es gemeinhin schwer geht, nachzugeben, während man jahraus, jahrein sich gewohnt ist, ohne jegliche Widerrede in der Schule alles an Mann zu bringen, kann wohl begriffen werden. Doch frage: „Geht es dem höher Gestellten etwa leichter?" (Schluß folgt.)

Richtlinien für das neue Luzerner Realbuch.

(Otto Wyß, Lehrer, Sursee.)

Vorbemerkung: Die nachfolgende Arbeit ist ein kurzer Auszug aus einer Lösung der 1. erziehungsrätlichen Aufgabe für die Bezirkskonferenzen des Kts. Luzern pro 1923—24. Außerkantonalen Lesern diene noch zur Kenntnis, daß wir den Realien ein eigenes Buch widmen, also nicht, wie St. Gallen, in die Schulbücher der verschiedenen Klassen den Stoff verteilen. Das Realbuch wird in der 5., 6. und 7. Klasse benützt. Diskussion an dieser Stelle ist sehr erwünscht.

Alle menschlichen Verhältnisse, auch Wissenschaft, Kunst und Technik sind heute rascher Veränderung anheimgestellt, und wir haben große Mühe, irgend etwas zu schaffen, das einige Jahrzehnte allseits Anklang findet. Ganz besonders sind pädagogische und methodische Systeme in überstürzender Schnelligkeit und Unmittelbarkeit gekommen und gegangen, sind heute noch im Werden und Vergehen, machen so die Lehrenden unsicher, den Bildungsgang unklar. Das zeigt, daß es heute doppelt schwierig ist, ein neues Lehrbuch zu schaffen, das einige Zeit dauert und gar vielen verschieden eingestellten Köpfen in etwa passen soll. Nur schwerwiegende, innere Gründe können zur Neuordnung in diesen schnellebigen Uebergangszeiten drängen. Wohl sind auch unwesentliche Momente vorhanden, die eine Neuausgabe erfordern, die aber in einer bloßen Neuauflage in redaktioneller Verbesserung ihre Erledigung finden könnten. Uns drängen sich aber so tiefgreifende Forderungen an das neue Realbuch auf, daß wir mit Ueberzeugung für eine gänzl. Neubearbeitung des Buches eintreten.

Damit einerseits die Dringlichkeit der Neuausgabe, anderseits die theoretischen Richtlinien des neuen Buches klar werden, wollen wir diese tiefgreifenden Forderungen darzustellen suchen. Eine erste, grundlegende und wegleitende Erwägung bringt das Verlangen: Das Realbuch sei ein Hilfsmittel für den Unterricht und ein Lebensbuch für Entlassene. Das Realbuch ist für die obersten Klassen der obligatorischen Volksschule des Kts. Luzern. Von diesen Klassen verlangt man, daß sie den direkten Bedürfnissen des Lebens Rechnung tragen, daß hier die Volksschule Lebensschule sei. Das begründet, daß weiterhin die Bücher dieser Stufe Antwort geben auf die am häufigsten vorkommenden Fragen aller Wissensgebiete, daß also auch das Realbuch ein gedrängt erschöpfendes Nachschlagwerk sei, soweit es sich um allgemeine Volksbildung handelt, daß es für die darin behandelten Realien mit einem Worte Lebensbuch sei. Daneben haben dann sehr wohl Fachschriften Berechtigung, und diese finden im Rahmen des Gesamtstoffes erst ihre richtige Würdigung als Einzelgebiete. Wenn wir das wollen, so muß es uns unbedingt gelingen, ein Werk zu schaffen, das diese allgemeine Uebersicht bietet, das auch von Reifenden und Reifen mit Interesse studiert wird und das doch nicht über den Rahmen eines Schulbuches hinaus geht. Dann muß das Buch ein Schulbuch sein, es muß als Hilfsmittel im Unterrichte dienen. Wie jeder Unterricht geht auch die Lehrtätigkeit in den Realien eigene Wege.

Um beide obige Forderungen, Lebensbuch und Lehrmittel, erfüllen zu können, müssen wir dem neuen Realbuche eine wohl abgewogene Stofffülle zuteilen, und ich möchte das durch drei weitere Begehren andeuten. Aus jedem der aufzunehmenden Wissensgebiet (Erd- und Himmelskunde,

Geschichte, Verfassung; Naturgeschichte, Gesundheitslehre und Naturlehre) wird ein Minimalstoff, den jeder Durchschnittsschüler unbedingt beherrschen muß, in fester, systematischer Darstellung geboten. Bindung und feste Führung mangelt unserer kompaßlosen Zeit. Klarheit und Uebersicht müssen höchstes Prinzip der Schularbeit sein. Ein Fundament, ein Grundstock jedes realen Wissens, der absolut notwendige Extrakt jedes Fachstoffes muß vor allem sicher gestellt sein. Diesen systematischen Kern begleitend, erläuternd, verbreiternd werden Einzelstoffe, Einzelbilder, als Sprachmusterstücke ausführlich behandelt und bilden einen zweiten, auch äußerlich am verschiedenen Druck erkenntlichen Teil des Stoffes. — Und dritter Teil der Stoffülle ist die Berücksichtigung der Forderungen der „Arbeitsschule". Diese sind absolut methodischen Wesens und gehören also nur dem Unterricht als solchem wesentlich zu. Ich halte dafür, daß dem Arbeitsprinzip in manche Schule nur durch das Buch der Weg geebnet wird. Die „Arbeitsschul"-Methodiker stellen die Selbsttätigkeit an die Spitze der Neuerung. Durch genannte Art der Anregung zu produktiver Arbeit wird dieser erste Vorteil des Arbeitsprinzips besser erreicht, als wenn der Lehrer mit erläuternden Worten zum Selbsttun anhält. Wo immer in unsern Kreisen von „Arbeitsschule" gesprochen wurde, folgte der Empfehlung auf der Ferse auch die Einschränkung, die Mahnung zum Maßhalten. Ich möchte das nicht anders halten, in der bestimmten Meinung, daß auch die „Arbeitsschule" kein Nürnberger-Trichter ist, kein Dorado des Unterrichts bringt.

Die inhaltliche Stoffgliederung, die durch diese Dreiteilung in Systematik, Musterstücke und Arbeitsprinzip gegeben ist, findet analoge äußere Stoffanordnung durch Anwendung verschiedener Typen beim Drucke des Buches. Selbstredend schließt die Systematik jede anderweitig orientierte Stoffanordnung aus. Wir sehen darum ab von Konzentration und Lehrgangform. (Auf Einzelfächer können wir gelegentlich zurückkommen!)

Ohne ein Bilderbuch schaffen zu wollen, dürfen gute Bilder als vorzügliche Anschauungsmittel reichlich aufgenommen werden. Rein weißes und zähes Papier, deutlicher Druck und solider Ganzleinwandband geben dem Buch eine ästhetisch ansprechende äußere Form. Wenn es dann nicht allzu starken Metallgeruch verbreitet, so haben wir gewiß ein Idealbuch für unsere liebe Jugend geschaffen.

Diese rein formellen Richtlinien darf ich nicht abschließen, ohne zu verlangen, daß durch das ganze Buch die Wärme voller katholischer Glaubensüberzeugung sich heimisch mache. Immer wieder muß aus diesen realen Stoffen die Allmacht, Allweisheit und Güte Gottes hervorleuchten, immer alles als wunderbares Gefüge aus einer göttlichen Schöpferhand sich bieten.

Für ein Viertelstündchen eigener Einkehr.

Ernste Hanswurstiade.

„Die Kunst zu leben." P. A. M. Weiß, O. Pr.)

Auf der Puppenbühne läßt man es sich gefallen und lacht einen Augenblick dazu, wenn der Hanswurst mit sich selber Komödie spielt. Erst macht er den Bewunderer und neigt sich hundertmal von rechts nach links zu Boden vor einem unsichtbaren Gegenstand und beglückwünscht ihn mit den lächerlichsten Lobsprüchen wegen seiner Schönheit, seiner Weisheit und seiner Geschicklichkeit. Dann springt er wie die Katze herum und macht den Bewunderten und neigt sich hundertmal von links nach rechts zu Boden gegen seinen unsichtbar gewordenen Lobredner und zeigt mit den lächerlichsten Ausdrücken des Dankes, wie sehr sich seine Eigenliebe geschmeichelt fühlt von jenen spöttischen Lobsprüchen, die er als buchstäbliche Wahrheit nimmt.

Unerträglich ist es aber, wenn der Mensch ein solches Spiel im Ernste mit sich selber treibt. Leider, daß sich fast jeder dazu hergibt. Denn wer spricht ein Wort, tut eine Tat, ohne daß seine Eigenliebe vor Bewunderung darüber klapperte und zappelte wie ein ausgebeintes Hampelmännchen? Und dann schlüpft derselbe Possenreißer mit Affengeschwindigkeit in das Herz und nimmt dieselben Lobsprüche, die er sich eben selber gemacht, wie aus voller Ueberzeugung entgegen und neigt sich strampelnd vor innerem Vergnügen zu Boden, bis er schwindelig und besinnungslos geworden ist.

O, welch läppische Komödie spielt doch mit uns die Eigenliebe! Des Possenreißers im Kindertheater sind wir satt seit den Tagen der Mannbarkeit. Und zu dieser Hanswurstiade geben wir uns immer noch her?

Prüfstein des Eifers.

„Die Kunst zu leben." P. A. M. Weiß, O. Pr.)

Erst bauten sie an Gottes Turm,
Ihr Eifer glich dem Wirbelsturm;
Nun stürzen sie den eignen Bau,
Als wär's des Feindes Feldverhau.
Das zeigt nur, daß der recht geschaut,
Der ihrem Geiste stets mißtraut,
Und warnt nun alle, die noch bau'n,
Sich selber nie so ganz zu trau'n.
Wie mancher spricht: O Herr, nur Du!
Und ruft ihm Gott dann einmal zu:
„Nicht so! Wie ich will, so ist's gut!"
Dann kehrt der Eifer sich in Wut.

10. Jahrgang. Nr. 5. 6. März 1924.

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen O

Inhalt: Woran kranken unsere Schulen? (Schluß) — Volkswirtschaftslehre in der Sekundarschule? — Wie erzi·le ich einen möglichst lückenlosen Schulbesuch?

Woran kranken unsere Schulen?

J. Zingg, St. Gallen-O. — (Schluß.)

III. Zum Schulorganisatorischen.

Es sind der Schwierigkeiten übergenug, die dem Lehrer entgegentreten, wie wir gesehen. Zu allem Ueberfluß bieten Stundenplan, Schülerzahl und Stoffplan noch weitere zu Stadt und Land. Fragen wir einmal, was ein städtischer Lehrer von seinem Stundenplan zu erzählen weiß, wenn er das „Glück“ genießt, eine obere Mädchenklasse zugeteilt zu erhalten. Erst letzthin, als der Präsident der Bezirkskonferenz dem Vorwurf ungenügender Leistung in Aufsatz und Sprache entgegentrat und die Hauptschuld am richtigen Orte suchte, meinte ein Kollege: Es wäre aber ebenso notwendig, dem verpfuschten Stundenplan etwas mehr Aufmerksamkeit zu schenken, die andere Hälfte der Schuld würde man dann ohne Laterne entdecken. Es möge also hier nachgeholt sein:

Am Montag werden vielleicht die Köpfe untersucht, und bewegt sich darauf etwas Lebendiges, so hat der Schüler drei Tage der Schule fern zu bleiben. Doch bei Mädchen kommt das nie vor!? Am Dienstag geht die erste Abteilung zur Arbeitsschule, vielleicht die zweite am Donnerstag, während zwei Freitag-Vormittagsstunden für die dritte bestimmt sind. Am Mittwoch hat die eine Klassenhälfte zum Zahnuntersuch zu erscheinen, die zweite folgt andern Tags. Wer zählt die vielen Stunden der nachherigen notwendigen Zahnbehandlung, alles so fruchtbare Vor- und Nachmittagsstunden? Zweimal in der Woche gehören die Schülerinnen der Turnlehrerin. Am Donnerstag kassiert der Lehrer die Sparpfennige seiner Schüler ein und verbucht alles genau, selbstverständlich während der kostbaren Schulzeit, wie es verlangt wird. Du bist ein andermal in schönster Arbeit, da meldet sich der Schularzt zum Untersuch deiner Schule, und der gut begonnene Vormittag ist für deinen Unterricht verloren. Selbstverständlich führt man daneben die Leute zum Baden, das Hin und Zurück verlangt ja nur ein halbes Stündchen. Doch siehe, die Kinder können nicht schwimmen! Also muß es gelernt werden auf Kosten des Schulunterrichts. Und wenn es dabei sein Bewenden hätte! Aber nein, ungezählte Male wirst du während des Unterrichts herausgeklopft, Zirkulare, Schulratsbeschlüsse, Verordnungen, Anzeigen sollst du lesen, Entschuldigungen entgegennehmen, Auskünfte erteilen. Daß einen die beste Zeit bitter reut, verrät oft ein nicht gerade freundliches Gesicht des Gestörten. So kann es nicht fehlen: Die Schüler können schwimmen, sie turnen stramm, die Kröpfe verschwinden, die Gebisse sind tadellos, von unliebsamen Bewohnern auf dem Kopfe keine Spur mehr, auch die Spargelder mehren sich in erfreulicher Weise. Doch: in Aufsatz und Sprache — o Schrecken, Verwunderung und Untersuch —, niemand will es begreifen, da happerts bedenklich. Wäre es nicht ein Wunder, wenns anders stünde? Für Fächer, die viel Zeit benötigen, wo tägliche Uebungen unbedingt gefordert werden müssen, sollen einigermaßen gute Resultate erzielt werden, gibt es hier vielleicht noch einige Reststunden. Diese Zeitverkürzung und Verzettelung wird wohl ihre Fortsetzung finden, bis zu dieser Klage weitere über ungenügende Leistungen im Rechnen sich gesellen. Und das alles im Zeichen des Fortschrittes! Es ist ganz am Platze, wenn der Gesundheit des Schülers die volle Aufmerksamkeit geschenkt wird. Der Satz: „Im gesunden Körper wohnt eine gesunde Seele“ ist zwar eine leere Phrase. Fast ausnahmslos erfreuen sich Diebe, Verbrecher und all das lichte Gesindel bester Gesundheit, ihre Seele aber ist krank bis in ihre tiefsten Tiefen. Und umgekehrt haben wir Hunderte und Hunderte von Beispielen, wo kranksieche Menschen Tugenden in heroischer Art übten und üben: Geduld, Frömmigkeit, Gottes- und

Nächstenliebe, Zufriedenheit und Ergebung in Gottes Willen. Vergessen wir nicht, die Schule hat nicht die Familie zu ersetzen, sie kann sie nur unterstützen und ergänzen. Sie geht entschieden zu weit: Man ernährt die Kinder (10 Uhr Milch mit Brot, Mittagssuppe, 6 Uhr Milch mit Brot), man kleidet sie (unentgeltliche Kleiderabgabe), man hütet sie (Kinderhort und Ferienversorgung); Erholung in Kurorten (Bad Sonder); Zahn-, Augen-, Kropf- und Kopfbehandlung, Bad-, Schwimm und Schlittelgelegenheit, alles, alles umsonst. Es fehlt nur noch das Schülerheim, und die Eltern sind aller Pflichten enthoben.

Will die Schule mithelfen, gut, sie benütze aber die Randstunden des Nachmittags, die freie Abendzeit und die Freinachmittage. Sie unterstütze mit Naturalien die armen Familien, reiße aber das Kind nicht aus dem Kreis, in den es gehört. In allem gebe sie freie Wahl. Die Familie, die Urzelle des Staates, muß gesund und kräftig sein, dann sind die Bausteine gesund und der Bau solid.

Die Schülerzahlen, das sei dankbar anerkannt, sind hier günstige; wir haben es aber auch in Anbetracht des Minimums der Schulstunden sehr nötig. In Landschulen soll es umso schlimmer stehen, trifft man doch sogar an Gesamtschulen überfüllte Klassen. Braucht es für diese Schulart sowieso die tüchtigsten Lehrer (Man vergleiche hierüber die flotte Arbeit unseres tüchtigen, allzufrüh verstorbenen Kantonalpräsidenten Th. Schönenberger, Volksschule Jahrg. 1917 Nr. 2 u. f.), hier fallen sie umso schwerer in die Wagschale. In den letzten Jahren sind im allgemeinen entschieden Fortschritte erzielt worden durch Teilungen der Schulen. Viele Gemeinden brachten große Opfer. Fast will es zwar scheinen, auch Freunde des Krebsganges wären an der Arbeit; vergleiche die Beschlüsse einer Toggenburger- und einer Rheintalergemeinde.

Der Stoffplan leidet nach allgemeinem Urteil an Ueberbürdung. Man könnte füglich meinen, das Gegenteil sei wahr, kommen doch immer neue Wünsche an die Schule. Oder was sagen die Lehrer an der achten Klasse? Wo soll abgebaut werden? Rechnen, Aufsatz und Lesen, diese Fundamente bleiben der Grundstock, an dem nichts gerüttelt werden darf. Wo hingegen die Nebenfächer zu Hauptfächern gewaltätig vorgerückt wurden, möge der Abbau einsetzen, die Schule wird nur gewinnen. Wir denken vorab an die Schlachtenschilderungen in der Geschichte, an die Kunstzeichnungen fürs Examen, an Probeschriften, an die besondern Reinhefte, an die Hunderte von Orts- und Gebirgsnamen und Höhenzahlen in der Geographie, an die vielen auswendig gelernten, seitenlangen Gedichte. Eine Konzentration im Sinne der Hauptfächer bedeutete nur Fortschritt.

Bei dieser Gelegenheit sei lobend erwähnt, daß unsere Schulinspektoren dem Lehrer großen Spielraum gewähren. Die schriftlichen Prüfungen in Rechnen und Aufsatz bewahren manchen Lehrer davor, sein Steckenpferd über Gebühr zu reiten und dabei die Hauptsache zu kürzen.

Hinweisen möchten wir ferner auf die Heu- und Emdferien. Vielerorts bestimmen Schön- und Halbwetter diese Ferien. Sie zerstückeln die Schulzeit wie die Arbeitslust der Schüler, wenn die letztere überhaupt manchmal noch teilbar wäre. Dem Lehrer bringen solche „Ferien" mehr Aerger und Verdruß, der Schule jedenfalls wenig Nutzen. Einsichtsvolle Schulbehörden haben in neuerer Zeit dieses Krebsübel beseitigt, indem sie zusammenhängende Sommerferien festsetzten. Es brauchte etwas Mut dazu, die Gesundung der Schule hat aber ihre gutbegründeten Rechte behalten. Mögen diesfällige erfreuliche Fortschritte sich mehren.

Ueber die Schularten verliere ich nicht viel Worte. Daß die Ganzjahrschule bedeutende Vorteile besitzt, wird allseitig zugegeben. Finanzen und Ortsverhältnisse schreiben oft Schulen mit verkürzter Schulzeit einfach vor. Wenn dann die ausgiebige Winterszeit zum Schulehalten benutzt werden kann oder wo, wie in ¾-Jahrschulen, die Vormittagsstunden zur Verfügung stehen, treten die Nachteile zurück, und manche derartige Schule erreicht fast das Jahresziel der günstigsten Schulart.

Soll man aber — und das wär bitter notwendig — bessere Erfolge in der Erziehung erreichen, dann kann nur die Gleichstellung der Bekenntnisschule mit der konfessionslosen Schule in Frage kommen. Es ist in unserer wackern „Schweizer-Schule" schon so oft sonnenklar bewiesen worden, die konfessionelle Schule erziehe gute Menschen und gute Bürger, daß man sich wundern muß über die Zähigkeit der Gegner, nur die „bürgerliche" Schule anzuerkennen und staatlich zu unterstützen. Wahrlich, unsere freie Schweiz, die sich rühmt, ein Hort der Freiheit zu sein, zeigt sich in ihrer Einseitigkeit unfrei und untolerant. Man vergleiche hiermit den noblen Standpunkt anderer Staaten, wie z. B. Hollands, Belgiens und Deutschlands. Wir hoffen im Interesse der Erziehung, die nächsten Jahre werden dem allein richtigen und gerechten Prinzip der Gleichstellung zum Siege verhelfen. Noch immer hat sich die Gerechtigkeit, war sie zeitweise auch vergewaltigt, in glorreichem Siege obenaufgeschwungen. Was nützt das Gejammer über verrohte Jugend? Immer wieder erweitert man Irrenhäuser, Zuchthäuser, Besserungsanstalten, und doch sind alle stets überfüllt. Verstopfe man die Quellen. Viele haben wir soeben aufgedeckt, dafür gebe man Raum der Bekenntnisschule, und für die Gesundung ist der erste und wichtigste Schritt getan.

Welche Zeit wäre wohl geeigneter, die Schäden

unserer Schulen rücksichtslos und offen klarzulegen, als der Jahreswechsel, wo die schöne Sitte herrscht, allgemein Rück- und Ausschau zu pflegen, um der verirrten, unglücklichen Menschheit bessere Wege zu zeigen?

Wohlan, wir Lehrer haben die Jugend, die Zukunft, in den Händen, tun wir vorab unsere Pflicht. Benützen wir jede Gelegenheit, unserm Volke die Zeit- und Modekrankheiten mit ihren traurigen Gefahren zu zeigen. Erflehen wir für uns und die uns anvertraute Kinderschar des Himmels Segen. Und türmten sich die Schwierigkeiten riesenhaft — der Stern von Bethlehem leuchtet zum Siege!

Volkswirtschaftslehre in der Sekundarschule?

Es läßt sich wohl kaum leugnen, daß heutzutage ein gewisses Maß ökonomischer Kenntnisse zur Allgemeinbildung gehört und je länger je mehr zu einem Erfordernis wird. Deshalb glauben wir auch, daß die Frage der elementaren volkswirtschaftlichen Ausbildung unserer gegenwärtigen Generation viel Aktualität besitzt und wohl auch der Erörterung in unseren Kreisen wert ist. Aus diesem Grunde wagen wir es, dieses Thema auch in der „Volks-Schule" anzuschneiden, und wir möchten es nur begrüßen, wenn sich zu demselben auch andere Kollegen äußern würden.

Im 28. Jahresheft „Theorie und Praxis des Sekundarschul-Unterrichtes hat Herr Reallehrer Mauchle in St. Gallen der st. gallischen Sekundarlehrerschaft eine Abhandlung als Diskussionsvorlage unterbreitet, die sich mit der Volkswirtschaftslehre auf der Sekundarschulstufe befaßte. Die Vorlage hat s. Z. — es war an der Jahresversammlung vom Jahre 1921 — einer ziemlich lebhaften Debatte gerufen.

In einer „kurzen Einführung" verbreitet sich der Verfasser der Arbeit in sehr luziden Ausführungen über Wesen, Umfang und Bedeutung der Volkswirtschaftslehre im allgemeinen und in den gegenwärtigen Zeitläufen.

Was uns aber mehr interessiert und eigentlich den Anstoß zu den nachstehenden Erörterungen gegeben hat, ist die pädagogische Seite des volkswirtschaftlichen Unterrichtes auf der Sekundarschulstufe.

Wir möchten im folgenden — unter Würdigung der Darlegungen des genannten Referenten, wie auch in der damaligen Diskussion gefallener Voten — es versuchen, unseren Standpunkt klarzulegen, den wir in der heiß umstrittenen Frage einnehmen.

In einem besondern Abschnitte seiner Arbeit, „Weltlage und Volkswirtschaftslehre", entwirft Herr Mauchle ein überaus düsteres Bild über die Weltlage und verrät in der Einschätzung des Ernstes unserer Zeitlage einen großen Pessimismus.

Seine tiefernsten Betrachtungen über die furchtbaren Folgen des Weltkrieges mit seinen vergiftenden und verwüstenden Nachwirkungen auf das Wirtschafts- und Seelenleben der Völker führen ihn dazu, den Ursachen nachzugehen, die Irrung u. Verwirrung der Massen, den ganzen chaotischen Zustand hervorgerufen haben, in welchem die gegenwärtige Menschheit lebe. Und da schreibt auch Hr. Mauchle eine große Schuld der heutigen „Ueberkultur" zu. Wenn auch das vergangene Jahrhundert höchste Triumphe des Intellektes und der Forschung auf allen Wissensgebieten gefeiert habe, so habe dieser Hochflug des Geistes weder die moralische Kraft noch den sittlichen Halt der großen Masse zu befruchten vermocht, die, durchsetzt von krassem Egoismus, ein sorgenloses Leben führen wolle, ohne Sitte und Moral, ohne Gottesfurcht und Nächstenliebe. „Das wird und muß anders werden!" ruft Herr Mauchle aus. Wir werden seinen prächtigen Gedankengängen unsere Gefolgschaft nicht verweigern wollen, wenn er sagt: „Der gute Mensch im Menschen muß sich wieder finden, der, in tausend Fäden mit dem Nächsten verbunden, mit diesem arbeitet, fühlt, leidet, sich für ihn opfert. Und die Quelle dieser Kraft liegt nicht in erster Linie im Wissen, sondern im Gewissen. Wenn der Gottesfunke der Liebe im Menschenherzen wieder aufglüht in der Hochschätzung des andern, in werktätiger Nächstenliebe, in der Liebe zur Arbeit, in der Treue zu Gott und Vaterland, dann braucht uns um unser Volk und unsere Zukunft nicht zu bangen."

(Fortsetzung folgt.)

Wie erziele ich einen möglichst lückenlosen Schulbesuch.

Von Inigo.

Daß ein möglichst vollzähliger und regelmäßiger Schulbesuch für ein ersprießliches Lernen von fundamentalem Werte ist, bedarf an dieser Stelle einer nähern Begründung nicht.

Hatte ich nun aber gerade im ersten Dezennium meiner Schulpraxis in der Regel pro Jahr ein Heer von 1000 entschuldigten und nahezu 50 unentschuldigten Absenzen und darüber, ist die Zahl

der erstern heute durchschnittlich jährlich um gut die Hälfte gesunken, und unentschuldigtes Ausbleiben kommt in der Regel gar nicht mehr vor. Das gereicht mir zur Genugtuung und Freude. Diese letztere zu erleben, möchte ich jedem meiner lieben Kollegen ebenfalls gönnen. Darum meine Zeilen! Woher denn also die glückliche Veränderung und offensichtliche, bedeutende Reduktion der Absenzen? Ich schreibe sie folgenden Umständen zu.

1. Beim erstmaligen Eintreffen der neuen Schüler zu Beginn eines Schuljahres zeige ich ihnen meine beiden Tabellen, die große Tages- und die kleine Versäumnistabelle und erläutere kurz deren Zweck, sowie die gesetzlichen Vorschriften über den Schulbesuch und die Folgen unentschuldigter Abwesenheit für sie und die Eltern oder den Vormund.

2. Hierauf werden die Vorteile eines regelmäßigen Schulbesuches für jeden Schüler, insbesondere für weniger begabte, erwogen.

3. Die Schüler selbst besinnen sich nun einerseits auf die Mittel und Wege, wie sie selbst durch eine entsprechende Lebensweise, punkto Kleidung und Nahrung in den verschiedenen Jahreszeiten etc. beitragen können zur Erhaltung ihrer körperlichen Gesundheit, anderseits, aus welchen Gründen oft unentschuldigte Absenzen entstehen und wie auch diese verhütet werden können. Es wird darüber eine entsprechende „Gewissenserforschung" angestellt.

4. Ist ein Kind infolge Krankheit ausgeblieben, wirds beim Wiedereintreffen gefragt: „Wo hat's gefehlt? Mußte der Arzt gerufen werden? Welche Heilmittel hat man angewendet? Wer von den andern Schülern hat die gleiche Krankheit auch schon durchgemacht? Wie ist dann die Heilung erfolgt?" Was für gute Mittel kennt ihr gegen Halsweh, Kopfweh, Bauchweh, Zahnweh, Fieber etc.? Woher kommen die meisten Kinderkrankheiten? (Erkältung, Verstopfung, Unverstand und Unvorsichtigkeit.) Erteilung entsprechender guter Räte! Viel Gemüse, Milch, Hafermus, Mais, keinen Alkohol, nicht alles durcheinander essen, regelmäßig speisen, gut kauen, Alkohol meiden. — Füße stets trocken und warm halten, ev. nasse Strümpfe baldmöglichst wechseln; nicht absichtlich in Pflutsch und Pfützen hineinstampfen. Verhütung von Durchzug oder Zugluft. Es ist Gewissenspflicht (5. Gebot), zu seiner Gesundheit Sorge zu tragen. Gott nicht zu danken vergessen jeden Morgen und Abend, wenn man gesund wieder aufstehen oder sich zur Ruhe legen kann! . . .

5. Tritt ein plötzlicher Witterungsumschlag ein, werden die Schüler auf entsprechendes Verhalten aufmerksam gemacht; ebenso beim Ausbruch epidemischer Krankheiten. (Gurgeln, Waschungen . . .), beim Wechsel der Jahreszeiten.

6. Wohl das Hauptmittel zur Erzielung eines fleißigen Schulbesuches ist zweifellos die regelmäßige, konsequente Handhabung der Absenzenkontrolle. Die Schüler müssen sich so an diese gewöhnen, daß sie selbst den Lehrer darauf aufmerksam machen, wenn er sie im Drange der Geschäfte einmal ausnahmsweise übersehen sollte. Ich erledige nun diese Kontrolle in folgender Weise:

Gleich nach Verrichtung des gemeinsamen Schulgebetes erfolgt stets die Frage des Lehrers: „Wer fehlt?" Darauf geben die beiden sogen. „Ordnungs- oder Vizeordnungsmeisterinnen" die Antwort: „Niemand!" oder sie nennen event. die Namen der Abwesenden. Sind unter letzteren solche, von denen eine Entschuldigung noch nicht vorliegt, frage ich: „Hat jemand von euch eine Entschuldigung für N. N. . . .?" Ist dies nicht der Fall, lautet die weitere Frage: „Wer von euch wohnt am nächsten bei ihm oder ihr?" Hierauf wird dieses zunächstwohnende Kind entweder sogleich — sofern man nicht recht traut —, oder dann während der Pause, am Mittag oder Abend ins betreffende Haus geschickt mit der Ordre: „En fründliche Grueß vom Herr Lehrer, öb s'Mareli ev. de Seppli . . . krank sei, daß es (er) nüd i d'Schuel chöm?" Hierauf bringt dann der Bote den Bericht. Der lautet natürlich manchmal sehr interessant: „Sie (oder er) ischt verusse oder i de Stube umegsprunge . . . hät gfädelet . . . usgschnitte . . . no gschlofe . . . aber geschter z'obet hämer sie (oder ihn) no gsehe umespringe etc."

Ein Entwischen gibts also da nicht mehr leicht. Die säumigen, „schulfeindlichen" Kinder bringen einander ihre Tücke eifersüchtig aus. —

Gute Eltern und Kinder hingegen fühlen an der Regelmäßigkeit solcher „Schülergesandtenbesuche" bald heraus, daß der Lehrer punkto gewissenhaften Schulbesuches mit sich nicht spassen läßt, und sie freuen sich darob. Der Schule aber erwachsen daraus enorme Vorteile: Das Kind kommt besser vorwärts; der Stand der Klasse ist ein besserer; unentschuldigte Absenzen sind fast nicht mehr möglich. Lehrern, Behörden u. Eltern werden dadurch viele Unannehmlichkeiten, die das Strafverfahren mit sich bringt, erspart. Darum nochmals: Absenzenkontrolle gleich zu Beginn der Schule, nie am Ende! Regelmäßige Schülerhausbesuche zu noch nicht entschuldigt Fehlenden! Verhütung von Krankheiten durch Erteilung hygienischer Ratschläge! Das bewirkt die Reduktion von hunderten von entschuldigten und die sozusagen gänzliche Ausmerzung der unentschuldigten Absenzen! Probieren!

10. Jahrgang. Nr. 6. 20. März 1924.

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen O

Inhalt: Volkswirtschaftslehre in der Sekundarschule? (Fortsetzung). — Auch eine Gefahr. — Lustige Ecke.

Volkswirtschaftslehre in der Sekundarschule?

(Fortsetzung)

Zur Selbsterkenntnis muß unser Volk wieder gebracht werden, da sei das hohe Menschheitsziel und in dieser Richtung führe der Weg zum neuen „Aufstieg“. Diesen nüchternen Weg zu beschreiten sei die ungemein schwere Aufgabe der Intellektuellen der Gegenwart, und nur so könne die schreckliche „Weltlage“ gebessert werden. Es heißt, dazu die sittlichen Kräfte aller Kulturinstitutionen: Kirche, Schule, Presse, Religion, Kunst und Wissenschaft, zu mobilisieren. Die Schule hat ein vitales Interesse daran, und es steht ihr dies in erster Linie zu, sich an dieser hohen volksmissionären Aufgabe zu beteiligen.

In welcher Weise soll nun die Schule nach der Auffassung des Hrn. Mauchle ihre Aufmerksamkeit der erwähnten Aufgabe zuwenden? Sie soll „neben vermehrter Herz- und Gemütsbildung die spezifische „Kultureinsicht“ in die volkswirtschaftlichen Produktions- und Distributionsprozesse vermitteln, auf daß das gefühlsbetonte Wissen, die Weisheit, zur Tugend wird, ein sozial fühlender und auch sozial handelnder Mensch entstehe“, — so die Direktive des Hrn. Mauchle. Und es sei eine unabweisbare Gegenwartspflicht auch der Sekundarschule, die Rechten und Pflichten von Arbeitgeber und Arbeitnehmer versöhnen zu helfen.

Im Sinne dieser Ausführungen hat uns Hr. Mauchle zu überzeugen versucht von der Notwendigkeit und pädagogischen Pflicht der Erteilung von Volkswirtschaftslehre auf der Sekundarschulstufe.

Wohl aus der Ueberzeugung heraus, daß tiefer eindringende und umfassende Kenntnisse auf dem Gebiete der Volkswirtschaftslehre beim Großteil der Lehrer nicht vorausgesetzt werden dürfen oder zum mindesten nicht als deren „starke Seite“, hat unser Referent im ersten Teil seiner Vorlage uns geradezu ein wissenschafts-theoretisches Kompendium gegeben über Volkswirtschaft und Volkswirtschaftslehre. Die uns gebotene Orientierung darf denn auch als eine vortreffliche bezeichnet werden, und wir haben dieselbe sehr begrüßt. Es erübrigt sich, hier auf diesen Teil der Abhandlung näher einzutreten.

Ein neues Lehrfach soll eingeführt werden in der Sekundarschule? Der Referent wollte offenbar schon zum vorneherein den von ihm erwarteten Einwänden und Vorwürfen etwas die Spitze brechen, wenn er eingangs mit Nachdruck betont, daß nach seiner Ansicht es sich nicht um die Einführung eines neuen, durchlaufenden Faches der Volkswirtschaftslehre im Lehrplan handeln könne. Seines Erachtens soll diese Volkswirtschaftslehre im Prinzip, d. h. in allen Wissensgebieten der Sekundarschule bei der Stoffauswahl für die einzelnen Unterrichtsfächer und bei der methodischen Durcharbeitung wegleitend sein. Er versteht das so, daß die Volkswirtschaftslehre bei der Stoffbestimmung als ein Zentralfach zu betrachten sei, in dem Sinne nämlich, daß im Großteil der Unterrichtsdisziplinen volkswirtschaftliche Belehrungen zu erteilen wären, was nach seiner Meinung nicht allzuschwer halten sollte. Hingegen hält Hr. Mauchle dafür, daß an diese allgemein möglichen, volkswirtschaftlichen Unterweisungen in der obersten Klasse der Sekundarschule doch noch ein eigentlicher Volkswirtschaftskurs angeschlossen werden müsse, der im letzten Quartal mindestens zwei Wochenstunden beanspruchen dürfte. — Nach dem Gesichtspunkte der Güterproduktion, der Güterzirkulation und der Güterkonsumation müßten diesem Kurs folgende Aufgaben zugewiesen werden:

a) Sammeln und Ordnen des zerstreuten volkswirtschaftlichen Wissens aus den Stoffgebieten:

1. Der Geographie: Produktions- und Konsumationsländer, Import, Export, Wirtschaftsbilanz, Zoll- und Zollpolitik etc.
2. Des volkswirtschaftlichen Rechnens und der Buchhaltung: Geldmarkt, Valuta-Verhältnisse, Landesvaluta, Zahlungs-

Handelspolitik, Anlage-Kapital, Betriebskapital, Zins etc.

3. Der Geschichte und der anderen Gesinnungsfächer: Ethische Grundbegriffe; Volkswirtschaftliche Systeme: Friedrich der Große; im absoluten Frankreich: Colbertismus, (!) die Physiokraten, (!) die sozialen Bewegungen aller Jahrhunderte etc.

b) Versuch einer Synthese, die in elementarster Form die Produktionsfaktoren und ihren gerechten Anteil am geschaffenen Gute bespricht und dabei gewollt oder ungewollt die „soziale Frage" anschneidet.

Das wäre im Wesentlichen etwa der Grundriß des volkswirtschaftlichen Lehrstoffes, wie er von Mauchle aufgefaßt wird.

Man kann sich für ein Unterrichtsfach wohl ein Ziel stecken; eine andere Frage ist die, ob es erreicht werden kann. Auch Herr Mauchle stellte sich damals diese Frage, als er uns das Programm entwickelte, nach welchem der Volkswirtschaftsunterricht auf der Sekundarschule einzustellen sei. „Können Volksschüler der obersten Schulstufe wirklich mit Verständnis und Interesse einem elementaren volkswirtschaftlichen Unterricht folgen? Stümpert man da nicht fruchtlos ein Fach in die Volksschule hinein, das, anderswo nach dem Prinzip der kleinsten Kraft unterrichtet, die schönsten Erfolge zeitigt?" Der Fragesteller erwidert hierauf, daß der Sekundarschüler, wie jeder Mensch, mitten im wirtschaftlichen Leben stehe, ja, daß das heimatliche Wirtschaftsleben die Schüler geradezu umflute; es könne also an apperzipierend wirkenden Vorstellungen nicht fehlen.

So hätten wir im vorstehenden in einigen Strichen ein Resumé gegeben über den praktisch-pädagogischen Teil der Abhandlung des Herrn Mauchle, vorerst immerhin nur hinsichtlich Aufgabe und Ziel des volkswirtschaftl. Unterrichtes.

Im nachstehenden möchten wir nun versuchen, ganz allgemein diesen Teil der Arbeit Mauchle kritisch zu beleuchten.

1. Stellung der Volkswirtschaftslehre im Lehrplan der Sekundarschule.

Wir kennen die bezüglichen Thesen des Hrn. Mauchle. Kurz ausgedrückt:

Der Unterricht in Volkswirtschaftslehre soll Gelegenheitsunterricht sein, d. h. in dem Sinne, daß die volkswirtschaftlichen Belehrungen zwanglos mit dem Unterricht in andern Lehrfächern, wie Rechnen, Buchhaltung, Geschichte, Geographie, Naturkunde und Deutsch verflochten werden. Also Volkswirtschaftslehre in allem Unterricht! Ist das eine ganz neue Forderung? Ist ihr bis heute teilweise nicht schon nachgelebt worden? Ganz gewiß!

Der Rechnungslehrer auf der Sekundarschulstufe wird es nicht vermeiden können und nicht vermeiden wollen, anläßlich der Einführung in die verschiedenen Kapitel des bürgerlichen und beruflichen Rechnens auf volkswirtschaftliche Dinge zu sprechen zu kommen, selbst wenn ihn keine besondere persönliche Neigung dazu treiben würde. Unseres Erachtens zwingt der Stoff des Rechnungsunterrichtes geradezu naturnotwendig zu allgemeinen Besprechungen volkswirtschaftlicher Natur. Der Anknüpfungspunkte gibt es in unerschöpflicher Fülle, so, wenn man beispielsweise zu reden hat über den Ein- und Verkauf von Waren, über Verkaufs-, Unternehmungs- und Produktionsgewinn und Rechnungsabzüge (Rabatt, Skonto), über Kapital und Zins, über Arbeitslohn, über Renten, über Amortisation usw. — Und in welch reichlichem Ausmaß gibt der Buchhaltungsunterricht auf Schritt und Tritt zwanglose Gelegenheit zu volkswirtschaftlichen Erwägungen! Denken wir nur, wie in elementarer Weise wirtschaftliche Gesichtspunkte herangezogen werden können, wenn es sich darum handelt, bei der Einführung in das neue Fach der Buchhaltung mit den Schülern die Frage zu besprechen: „Warum führen wir Buchhaltung? — Warum führt der Geschäftsmann Buchhaltung?" Wenn man bei diesem Anlasse in großen Zügen die allgemeinen Bedingungen für die Prosperität eines geschäftlichen Unternehmens in Erörterung zieht, so streift man wohl hiebei unwillkürlich auch privatwirtschaftliche und volkswirtschaftliche Probleme. Dies ist auch der Fall, wenn vom Inventarium und andern Rechnungen die Rede ist, oder wenn die Grundsätze über die doppelte Buchführung und der Kontenlehre entwickelt werden. Da werden nolens volens wirtschaftliche Grundbegriffe, wie etwa: Gut — Wert — Geschäftsvermögen — Betriebskapital — Handel und Verkehr — u. a. m. klargelegt werden müssen.

Es ist kaum zu bestreiten, daß vornehmlich Kaufmännisches Rechnen und Buchhaltung die Disziplinen sind, die wirtschaftliche Belehrungen zu vermitteln haben, — warum, —, weil eben dort in erster Linie vom Wirtschaften gesprochen wird. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß es nicht möglich sei, auch in andern Unterrichtsfächern, wie Naturkunde, Geographie und Geschichte, volkswirtschaftliche Einsichten zu gewinnen. Wenn der Naturkundlehrer im Botanikunterricht durch eine sinnige, verständnisvolle, in sachlicher Hinsicht vorzugsweise durch eine auf der Grundlage des biologischen Prinzips fundierte Naturbetrachtung es soweit gebracht hat, daß seine Schüler jenen Einblick in das Walten und Weben der Natur erhalten, der allgemein als das Ziel des naturgeschichtlichen Unterrichts für diese Stufe vorgezeichnet ist, dann darf er nach dieser Richtung wohl zufrieden sein. Warum soll aber nicht auch in diesem Unterrichtsfach Fühlung gesucht werden

mit dem praktischen Leben? Läßt sich dies doch so leicht machen, wenn man beispielsweise zur Abwechslung einmal die Aufmerksamkeit der Schüler hinlenkt auf die praktische Nutzbarkeit der Pflanzen und ihre Bedeutung für den Menschen, auf die Ausnutzung und Verarbeitung der Pflanzen für das tägliche Leben. Unter diesem praktischen Gesichtspunkt bespricht man vielleicht die verschiedensten einheimischen und exotischen Kultur- und Nutzgewächse forstlicher Gattung. Ja, man geht wohl nicht fehl, wenn man diesen praktischen Gesichtspunkt eigentlich als den volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt bezeichnet. — Sozusagen ganz spontan wird der Lehrer Themata mit volkswirtschaftlichem Einschlag in Erörterung ziehen, wie etwa: Die Natur als Produzent von Gütern. — Was die Natur dem Volke bietet. — Der Wald als Brenn- und Bauholzlieferant etc.

(Fortsetzung folgt.)

Auch eine Gefahr.

W. G.

Der Verfasser der Arbeit: „Woran kranken unsere Schulen?" verdient aufrichtigen Dank. Gewiß ist es zeitgemäß, daß auf die großen Gefahren hingewiesen werden, von denen unsere liebe Jugend bedroht ist. Besondere Beachtung verdienen die Ausführungen in Nr. 3 der „Volksschule". Wir dürfen da nicht leichthin vorübergehen mit der Bemerkung: „Ach was, so bös und schlimm ist es denn doch nicht." Wer offenen Auges und aufrichtigen Herzens in die Welt blickt, muß sagen: „Wie mancher kindlichen Seele wird der Seelenfriede geraubt durch elterlichen Unverstand und Sorglosigkeit." Wer im Herzen mitfühlt mit der Not der Jugend, den möchten wir verweisen auf die Schrift: „Dr. Hans Langenberg: Jugendverwahrlosung und Erziehungsschule." Es muß einem wirklich das Herz im Leibe zittern, wenn man diese Schrift nachdenkend durchliest. Und gilt das Wort, das der Verfasser schreibt, nicht auch manchmal uns Erziehern: „Es gilt, keimendes Giftkraut aus jungen Seelen zu ziehen, Licht und Wärme in verdorrende Kinderherzen zu strahlen." Lese ich da in meinem Tagebuch einige in Eile hingeworfene Gedanken: „Zerrüttetes Familienleben — falscher Weg für Jugenderziehung. So viele Kinder, denen keine Sonne leuchtet im väterlichen Hause. Gott, gib mir Gnade, daß ich diesen Kleinen immer mehr Freudensonne verschaffe! — Lehrerleben, das nur Wissen beibringt, ach, wie trocken! Herz und Gemüt soll sich erfrischen. Immer mehr Liebe und Geduld! Erst erziehen, dann Wissen!"

Darum in erster Linie Erziehungsarbeit auch in der Schule. Halten wir die Augen offen, dann entdecken wir vielleicht die eine oder andere Gefahr, die wir gar nicht ahnten. So lese ich z. B. in meinen Tagebuchaufzeichnungen: „Mit welchem Leichtsinn doch die Leute mit der Kinderunschuld spielen. Heute bekomme ich ein Lesebüchlein eines Erstkläßlers in die Hand, das mit einer Zeitung eingefaßt ist. Auffallende Inserate wie: „Alle Männer etc. — Geschlechtsleben. — Frauenschutz. — Diskreter Rat" und ähnliche Inserate machen mich stutzig. Ich begucke den Umschlag und finde, daß das keine Kinderlektüre ist. Da wird Teufelsarbeit geleistet. Mittel zu Vergehen gegen Gottes- und Naturgesetze werden offen zum Kaufe offeriert. Die Erstkläßler können es zwar noch nicht lesen, aber ältere Schüler könnten aufmerksam werden. Auf unauffällige Weise kann ich diesen Umschlag entfernen und einen andern Zeitungsumschlag anbringen. Wie doch die Leute das Seelenheil ihrer eigenen Kinder aufs Spiel setzen! Ist das nicht Leichtsinn? Nachdem die Schüler das Schulzimmer verlassen hatten, zeigte eine Nachschau, daß diese Gefahr größer war, als ich ahnte. Solche Umschläge mußten verschwinden. Ich wollte aber kein Verbot von mir aus aufstellen, um nicht noch speziell auf die Inserate aufmerksam zu machen.

Nachmittags kamen die Kinder wieder in die Schule. Ich wollte und durfte nicht länger zuwarten. So begann ich nach dem Gebete: „Heute habe ich etwas gesehen, was mir nicht gefallen hat." Die Kinder stutzen. Auf jedem Gesichte kann ich die eine Frage ablesen: Was? Ich halte ein wenig inne und zeige den Kindern zwei Lesebücher; das eine ist mit Packpapier eingefaßt, das andere mit Zeitungspapier. — „So, welches gefällt euch besser?" Die Schüler äußern: „Mit Packpapier." „Ich hab's mit Packpapier eingefaßt. — Ich auch. — Ich auch!" bekomme ich zu hören.

„Wir wollen einmal sehen, wie es mit eueren Büchlein steht." Die Kinder legen die Bücher auf die Bank. Jetzt sehe ich verschiedene enttäuschte Kindergesichter. Ich will und darf die Kinder nicht entmutigen und fahre fort: „Ich sehe schon, daß einige ihre Büchlein mit Zeitungspapier eingefaßt haben. Welches hält wohl besser — Packpapier oder Zeitungspapier?" „Packpapier" tönt's. „Zeitungspapier zerreißt leicht." So die Kinder. Lehrer: „Was denkt ihr; könnten nicht alle Schüler ihre Büchlein mit Packpapier einfassen? Könntet ihr das auf morgen besorgen?" — Schüler: Ja. „Wir haben kein Packpapier", antworten einige arme Kinder. Andere aber sind bereit, ihnen solches zu bringen.

Lehrer: „Damit ihr das Einfassen nicht vergeßt, könnt ihr die Zeitungsumschläge von den Büchern entfernen und hier auf den Tisch legen. — So, morgen wollen wir sehen. (Vielleicht

ist ein Tapezierer so gütig, uns ein veraltetes Tapetenmuster gratis zu überlassen. Welche Freude, wenn man jedem Schüler als Belohnung eine „Tapeteneinfassung" geben kann. D. Sch.)

Alle Schüler gelangten zu den gewünschten Umschlägen. Seither wird jede Woche Nachschau gehalten. Zeitungsumschläge werden keine mehr geduldet.

Vielleicht wird da oder dort einer denken: „Ach was, das ist ja eine Kleinigkeit."

Nein, mein Lieber, ist es denn eine Kleinigkeit, das Wohl der unsterblichen Seele? Wie leicht ist so eine Giftquelle verstopft, aus der die trüben Wasser sich weiter ergießen könnten.

„Ach was; die Kinder sind ja zu Hause doch dieser Gefahr ausgesetzt," erwidert vielleicht ein anderer, „wenn die Eltern solche Blätter halten."

Aber das können wir verwehren, daß solche Blätter Eingang finden in die Schule und den Kindern fast den ganzen Tag zu Gesicht kommen. Zudem, tritt da nicht auch eine Pflicht an uns heran, indem wir am eint und andern Ort die Eltern aufmerksam machen müssen auf die Gefährlichkeit solcher Blätter? Es ist das manchmal eine Arbeit, bei der wir nicht immer Dank ernten. Machen wir aber aufmerksam auf das Seelenheil der Kinder, dann können wir vielleicht von Eltern hören: „Daran haben wir gar nicht gedacht." Denn, welche Eltern wünschen nicht, daß ihre Kinder unverdorben seien? Darum, schützen wir und sorgen wir, daß das Seelengift nicht eindringt in die reine Jugendseele.

Bei Schulbesuchen konnte ich selber schon beobachten, daß diese Zeitungsumschläge ihre Wirkung tun. Ich fühlte mich im Gewissen verpflichtet, auf solche Mißstände hinzuweisen.

Unlängst machte ich bei einem eifrigen, pflichtgetreuen und sehr gewissenhaften Kollegen Schulbesuch. In zuvorkommender Liebenswürdigkeit zeigte der Herr Kollege die schriftlichen Arbeiten der Schüler. Es fiel mir auf, daß eine große Anzahl Hefte mit Zeitungspapier eingefaßt waren. Ich drückte meine Verwunderung aus. Gerade erblickte ich bei einem solchen Umschlage wieder ein Inserat, das mir gar nicht gefallen konnte. Ich wies auf dasselbe hin. Der Kollege war ganz erstaunt, als ich ihn darauf aufmerksam machte, und war mir dankbar.

Die sich an diesen Vorfall anschließende Besprechung über meine gemachten Beobachtungen veranlaßten mich, diese Zeilen zu schreiben.

Es ist ein sträflicher Optimismus, anzunehmen, daß Kinder solche Dinge nicht lesen. Es besteht doch große Gefahr, daß gerade das Mißverstandene, das Halbverstandene in der Kinderseele haften bleibt, tiefer, als wir ahnen! Daher vorbeugen, seien wir Seelenschützer und suchen wir die Kinderseele vor Gift zu behüten.

Auch möchte ich bitten, Kinder vor solchen Zeitungen zu bewahren, in denen Verbrechen ohne jede Anmerkung breitgeschlagen werden.

Verstehst du nun, warum es heißt: „Auch eine Gefahr?" — Es ist das eine unscheinbare Gefahr, die aber doch weittragende Folgen bringen kann.

Gott schütze die Unschuld der Kinder und möge uns Kraft verleihen, Mitbeschützer dieser Kinderunschuld zu sein. Herr, stärke uns!

Lustige Ecke.

Ein Viertkläßler schreibt folgendes Zeitbildchen: Wenn ich der Vater wäre. — Ich wäre froh, wenn ich der Vater wäre. Ich wär ein ganz radikaler Mensch. Wenn ich der Vater wäre, würde ich einmal Meister im Haus. Ich würde sofort ein „Eitgenoß" kaufen und würde dann ein „Gaualarist". Wenn ich der Vater wäre, müßten mir die Kinder auch folgen, sonst würde ich ihnen den Zeiger schon „aufs Zwölfi" treiben.

Lehrer: „Wieviel macht 20 und 14? — Was? Bringts niemet usi? Ond ihr göönd scho 's dritt Jahr i d' Schuel! Schämt euch!" — „Herr Lehrer, daaris säge?" ruft Engelwirts Seppli aus der andern Klasse heraus. — „Brav, Seppli! Säg's du dene große Stöck da vor!" — „20 und 14 ischt graad so viel als Puur und Nell!"

„Jokobli! Dinn chline Brüder ist gester und hüt nüd i d' Schuel cho! Fählt'm näbes?" —„Jo!" — „Was fählt'm?" — „Hose, Herr Lehrer!"

Ein Zürcher Lehrer fragte einen Appenzellerknaben: „Kannst au rechne?" — „Joho!" — „Wieviel ist 7 und 7?" — Vierzehe." — „8 und 8?" — „Sechszehe!" — „Was ist die Hälfte von 14?" — „Sieben." — „Und von 16?" — „Acht." — „Was ist die Hälfte von 15?" — „Jetzt hescht mi verwötscht! Sägi 7, so ist es zwenig und sägi 8, so ist es z'viel."

(Aus dem Aufsatzhefte einer höheren Tochter): „Das Gehirn des Weibes ist um 20 Gramm leichter als das des Mannes, dafür ist aber die Qualität eine bessere."

In der Gesangsstunde. Direktor: „Bessere und präzisere Aussprache, meine Herren und Damen. Der Passus heißt: . . . und ist der Mai erschienen — Sie aber singen hartnäckig: . . . und ißt der Maier Schienen . . .!"

Pech. Der Lehrer hat aus der Klasse einen Schüler weggeschickt. Dieser bleibt auffallend lange aus. Endlich klappt die Türklinke. Im gleichen Moment ruft der Lehrer: „Kommst du endlich, du Lausbub?" Und der Herr Schulrat tritt ins Zimmer.

10. Jahrgang. Nr. 7. 3. April 1924.

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen O

Inhalt: Volkswirtschaftslehre in der Sekundarschule? (Fortsetzung). — Mundart und Schriftsprache in der Schule. — Der Spiegel aus Papier.

Volkswirtschaftslehre in der Sekundarschule?

(Fortsetzung)

In ganz bevorzugter Weise kann die Naturlehre in den Dienst gelegentlicher volkswirtschaftlicher Unterweisungen treten, zumal wenn dieselbe menschliche Kulturarbeit als leitendes Prinzip in den Vordergrund rückt und so viel wie möglich Stoffe aus dem Gebiete der Technologie zur Behandlung heranzieht.

Da mag sich ja dem Lehrer in gewissen Zusammenhängen die volkswirtschaftskundliche Stoffeinheit förmlich aufdrängen: Die Gewerbegruppen. Urproduktion: Landwirtschaft, Forstwirtschaft, Bergbau. Güterverarbeitung: Handwerk, Gewerbe, Industrie. Güterzirkulation: Handel und Verkehr.

Wenn der Schreibende, als Lehrer der mathematisch-naturwissenschaftlichen Richtung der Sekundarschulstufe, hauptsächlich Stellung bezieht zum volkswirtschaftlichen Unterricht im Rahmen der drei Fächer: Rechnen, Buchhaltung und Naturlehre, so möchte er es keineswegs von der Hand weisen, daß auch Geschichtsunterricht und Geographieunterricht erheblich beitragen können zur Vermittlung von elementaren volkswirtschaftlichen Kenntnissen. (Herr Mauchle sagt sogar: „In Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftsgeographie wurzeln alle volkswirtschaftlichen Kenntnisse.“) Hingegen steht es uns nicht zu, nach der andern Fakultät hin über das „Wie“ uns zu verbreiten.

Was diejenigen Unterrichtsdisziplinen anbelangt, für die wir die Eignung für wirtschaftliche und volkswirtschaftliche Belehrungen untersucht haben, ist zu sagen, daß dieselben hiefür nicht bloß eine ganze Menge von Anknüpfungspunkten bieten, sondern daß in einem lebensnahen Unterricht sich dieselben geradezu aufdrängen. Mit dieser seiner Forderung: Volkswirtschaftliche Anregungen und Belehrungen in den verschiedensten Lehrfächern — hat denn auch Herr Mauchle im Kreise der st. gallischen Sekundarlehrerkonferenz viele Befürworter auf seiner Seite gefunden. Ja, sein Erfolg war so groß, daß es in der Debatte zu einem großen Meinungsgefechte kam, welcher Lehrer wohl der berufenste, bezw. welches Lehrfach wohl das geeignetste sei, im Sinne dieses Postulates volkswirtschaftliche Unterweisungen zu erteilen.

Nun hat aber Herr Mauchle noch eine zweite Forderung aufgestellt, nämlich die eines zusammenhängenden Volkswirtschaftskurses in der Abschlußklasse der Sekundarschule. Dieser Kurs ist gedacht als eine unter systematischen Gesichtspunkten zu verfolgende Zusammenfassung aller der vorausgegangenen volkswirtchaftlichen Belehrungen. Das würde heißen: Nicht bloß Volkswirtschaftslehre in allem Unterricht, sondern auch Unterricht in Volkswirtschaftslehre!

An früherer Stelle haben wir es bereits ausgeführt, was der Postulant hiermit meint. Die beiden Hauptaufgaben dieses Kurses wären:

1. Sammeln und Ordnen des zerstreuten volkswirtschaftlichen Wissens aus den Stoffgebieten der verschiedenen Lehrfächer.

2. Eine Art Synthese, das will wohl heißen eine Verknüpfung des volkswirtschaftlichen Wissens zu einem einheitlichen Ganzen, etwa in Form eines eigentlichen Lehrstoffplanes.

Wir wollen es gerade hier schon verraten, daß dieses Postulat im Schoße der st. gallischen Sekundarlehrerkonferenz sehr geringen Anklang gefunden hat.

Es waren eine ganze Reihe von Bedenken, die dagegen ins Feld geführt wurden, Bedenken, die zum großen Teile auch wir hegen. Sicher ist, daß die praktische Durchführung eines systematischen Volkswirtschaftsunterrichtes keine leichte Sache ist, sondern daß dabei mannigfache Schwierigkeiten zu

überwinden sind. Im Vordergrund der Diskussion stand seinerzeit das Bedenken hinsichtlich des Gegensatzes der Weltanschauungen. Mit vollem Recht wurde betont, daß hierin für die Volkswirtschaftslehre als Fach etwas Gefährliches liege, und mit entsprechender Entschiedenheit ist davor gewarnt worden, in der Schule irgendwie Propaganda zu treiben, selbst wenn dabei vermeintlich noch so wohlgemeinte und edle Zwecke verfolgt werden möchten.

Es war nicht uninteressant, die zum Ausdruck gekommenen Gewissensregungen der verschiedenen Votanten wahrzunehmen und dieselben ein wenig zu verfolgen. Ist das aufgeworfene Bedenken stichhaltig? Wie haben wir uns dazu zu stellen? Daß diejenigen, die zu diesem Punkte gesprochen haben — größtenteils Lehrer an bürgerlichen Schulen — in dieser Angelegenheit etwas ängstlich sind, braucht nicht zu befremden. Die Volkswirtschaftslehre wird eben im einzelnen Falle so herauskommen, wie der Träger der volkswirtschaftlichen Theorie sich die Sache selbst zurechtgelegt hat. Jeder Lehrer wird diese Fragen mit seinen Schülern behandeln, wie das seiner Lebensauffassung und Weltanschauung entspricht. Und da sich in diesen Fragen nicht einfach so leichterdings eine „mittlere Linie" gemeinsamer Grundideen finden läßt, so muß sich eigentlich eo ipso ein Auseinandergehen der Theorien und Resultate ergeben. — Wir glauben aber nicht, daß sich der Lehrer der konfessionellen Schule durch das angeführte Bedenken allzubange machen lassen muß. Konflikte, wie sie der Lehrer der bürgerlichen Schule zu befürchten hat, können für ihn kaum erstehen, verbindet ihn doch mit den Eltern seiner ihm anvertrauten Schüler eine gemeinsame, fest normierte, grundsätzliche christliche Weltanschauung. Er hat keine Ursache, ängstlich zu sein in seinem Unterricht, dort, wo sich die Gelegenheit bietet, Welt- und Lebensanschauungsfragen zu streifen und bei gegebenem Anlaß auch da etwas tiefer zu gehen. Er braucht es nicht zu scheuen, neben der Bildung des Intellektes auch der Bildung des Herzens und der religiös-sittlichen Erziehung jene Aufmerksamkeit zu widmen, die ihr gebührt.

Es sind aber andere Gründe, die uns nicht erwärmen können für einen systematischen Volkswirtschaftsunterricht, Gründe, die mehr eigentlich pädagogischer und stundenplantechnischer Natur sind. Wir sind offenbar nicht allein, die der Meinung sind, daß der Stundenplan der Sekundarschule, vorab gerade in der dritten Klasse, heute ohnehin schon überladen ist. Ist es möglich, in das ohnehin schon überladene Pensum der Sekundarschule noch eine neues Fach hineinzunehmen, (und auf ein besonderes Fach läuft die „Initiative Mauchle" faktisch doch hinaus), ohne dafür ein anderes ganz oder teilweise zu opfern? Welches alte, zu Recht bestehende Fach soll denn weichen? Am wenigsten haben wir jenen Kollegen verstanden, der es verantworten zu können glaubt, zu gunsten eines zusammenhängenden Volkswirtschaftskurses in der dritten Klasse eine Rechenstunde preiszugeben.

Ein anderes Moment von ganz schwerwiegender Bedeutung scheint uns zu sein, daß das Fassungsvermögen der Sekundarschüler für volkswirtschaftliche Einsichten ja nicht überschätzt werden darf. Wenn unser Referent damals sagte, daß es dem Sekundarschüler, der wie jeder Mensch mitten im wirtschaftlichen Leben stehe, an apperzipierend wirkenden Vorstellungen nicht fehlen könne, so mag diese Behauptung sachlich an und für sich richtig sein, aber in Zweifel ziehen möchten wir dennoch die Zulänglichkeit der Kapazität der Schüler für eine solche Apperzeption auf diesem Wissensgebiete. Auch das andere Argument geben wir zu: „Das heimatliche Wirtschaftsleben umflutet ja den Schüler die Lebensjahre hindurch, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, im Elternhaus wie auf dem Wege zur Schule."

Jawohl, das ist richtig! Nach unserem Empfinden geht aber doch den Schülern auf dieser Altersstufe das Interesse und Verständnis für solch „hohe Dinge" größtenteils ab, macht man doch sehr oft die Wahrnehmung, daß sogar die wirtschaftlichen Eindrücke des väterlichen Geschäftsbetriebes an den Kindern sozusagen spurlos vorübergehen.

Uebrigens beruhen unsere nach dieser Richtung geäußerten Zweifel auch auf eigenen Erfahrungen, die wir im Unterricht gemacht haben. In unserem Stundenplan für die dritte Klasse figuriert ein Fach unter dem Namen „Handelslehre" (wir fassen es lieber auf als „Geschäftsbetriebslehre" oder „Geschäftskunde"), wodurch uns die vorteilhafte Gelegenheit geboten ist, in Parallele zum Buchhaltungsunterricht und in Verknüpfung mit demselben, uns etwa mit wirtschaftlichen und volkswirtschaftlichen Problemen zu befassen. Ja wir dürfen es hier bekennen, daß wir es vor Jahren einmal versucht haben, bei aller Elementarisierung des dargebotenen Stoffes doch in einem systematischen Einführungskurs volkswirtschaftliche Kenntnisse zu vermitteln (ungefähr im Rahmen der 2. bis 9. Stoffeinheit des Mauchle'schen Stoffprogramms). Wir können nicht leugnen, daß unsere dabei gemachten Erfahrungen sich decken mit den soeben vorgebrachten Bedenken. Und wenn es uns selber bisweilen scheinen wollte, als wäre der Lehrerfolg ein recht befriedigender gewesen, so haben wir uns doch gefragt, ob wir wohl nicht einen Teil unseres eigenen Sachinteresses mit dem Erfolg bei den Schülern verwechselt haben. Die Materie dieses Faches liegt einfach nicht im eigenen Erlebens- und Erfahrungskreis der Schüler, und die Schule selber ist mit dem

wirtschaftlichen Leben nur in ganz geringem Maße direkt verbunden. Zum mindesten sind wir heute nicht mehr der Meinung, daß der Erfolg eines systematischen Volkswirtschafts-Unterrichtes größer sei als derjenige gelegentlicher volkswirtschaftlicher Belehrungen in Verbindung mit den übrigen Unterrichtsfächern. Volkswirtschaftslehre als besonderes Fach gehört nicht auf unsere Schulstufe. Aus eigener Erfahrung glauben wir belehrt zu sein, daß man mit schweren, höher gestellten Disziplinen nicht allzuweit hinuntergehen darf.

Schließlich ließe sich gegen die Einführung der Volkswirtschaftslehre als neues durchgehendes Unterrichtsfach noch ein weiteres Bedenken anführen, nämlich dieses, ob wohl die Sekundarlehrerbildung nach der volkswirtschaftlichen Seite hinreichend sei für die Erteilung eines gediegenen systematischen Fachunterrichtes.

Wir möchten dieses Moment bei diesem Anlasse nur kurz erwähnt haben.

(Zur Ergänzung und zur Vermeidung von Mißverständnissen muß bemerkt werden, daß seit zwei Jahren an unserer Sekundarlehramtsschule den Lehramtskandidaten ein obligatorischer Volkswirtschaftsunterricht erteilt wird.)

Unseren Standpunkt zur Stellung der Volkswirtschaftslehre im Lehrplan der Sekundarschule können wir in folgendem Schlußsatz festlegen: Wir möchten auf diesem Neuland, auf welches das überaus geistreiche Referat des Herrn Mauchle unsere Schritte gelenkt hat, keine Wohnhütte aufschlagen, wenn wir auch gerne dabei sind, wie bis anhin, bei ungezwungenen Gelegenheiten nach demselben unsere Streifzüge und Exkursionen zu unternehmen. (Fortsetzung folgt.)

Mundart und Schriftsprache in der Schule.

(Mittel- und Oberstufe.)

Aug. Steiner, Schänis.

Heimatkunde ist Brennpunkt des ganzen Unterrichts. Sie ist nicht nur ein Unterrichtsfach der Mittelstufe. Nein, durch alle Stufen muß der Unterricht heimatliche Vorstellungen als Grundlage besitzen. Auf dem Boden heimatlicher Anschauungen und Gefühle ist der geistige Horizont des Kindes zu erweitern. Diese Vorstellungen und Gefühle sind aufs engste mit der Sprache des Kindes verknüpft. Ja, sie ist ihre Trägerin und beste Stütze. Sprache des Kindes ist Sprache des Elternhauses, ist Sprache der Umgebung, ist Heimatsprache, ist Mundart in der speziellen Eigenart. In dieser Sprache nimmt das Kind die Heimat in sich auf, die heimatlichen Dinge und das heimatliche Leben, nicht nur im vorschulpflichtigen Alter, auch später neben der Schule und zwar so, daß Heimat und Heimatsprache unzertrennbar verschmolzen sind. In der Mundart, in der Heimatsprache nimmt es, nehmen wir die Heimat in die Fremde. Wir können sie nicht verleugnen; wir bleiben Gasterländer, Oberländer, Rheintaler, wir bleiben Heimatpflanzen. Aus unserer Sprache weht Heimatluft. Heimatsprache, Mundart ist ein wichtiges Stück Heimat. Das müssen wir pflegen, wenn wir unserem Unterrichtsgrundsatz, daß Heimatkunde Grundlage des gesamten Unterrichtes sei, treu bleiben wollen.

Aber nicht nur das heimatliche, auch das persönliche Leben des Kindes pulsiert in seiner Mundart. In dieser vollzog sich die geistige Entwicklung des Kindes vor der Schule und vollzieht sich auch später neben ihr. In ihr redet die Mutter zum Kinde, in ihr denkt und fühlt es. Sie ist die Trägerin seines Seelenlebens. Und dieses innere Leben liegt nicht offen da, es versteckt sich oft hinter Scheu und Angst. Die Sprache des Kindes löst meistens diese Siegel. Und das Kind erzählt in seiner Mundart alles, was ihm auf dem Herzen liegt. In der Hausprache geht es ihm leicht, es muß sich keinen Zwang antun.

Diese doppelte Bedeutung der Mundart für das heimatliche und das Seelenleben des Kindes verlangt auch eine entsprechende Stellung derselben im Unterricht. Die Sprache, mit der die Schule auf den Schüler einzuwirken sucht, ist die Schriftsprache. Die Sprache des Schülers ist die Mundart, oft sehr verschieden von der Schriftsprache. Ich möchte sagen: Schriftsprache ist Fremdsprache für das Kind.

Die Mundart stellt sich der Erlernung der Schriftsprache oft hemmend in den Weg. Immer und immer wieder setzt der Schüler seine Mundart im Lautstand, im Wortschatz und in Wortform der Schriftsprache entgegen. Es besteht ein stiller, aber zäher Kampf zwischen diesen beiden. Mit viel Mühe und Arbeit kämpfen wir tagtäglich diesen Kampf, aber leider vielfach mit so wenig Erfolg. Die Schriftsprache sollte als Siegerin aus diesem Kampfe hervorgehen; denn wir brauchen diese, sie ist Unterrichtssprache, sie ist notwendig zur Erreichung des Unterrichtszieles. — Das praktische Leben fordert ein gewißes Maß von Verständnis und Anwendung der Schriftsprache. Ihre Kenntnis ist heutzutage für des Menschen Fortkommen notwendig. Durch sie werden dem Kinde auch die idealen

Güter erschlossen. Sie ist ja die Sprache der Religion und des Schrifttums. —

Die Schriftsprache ist Schulsprache und deren Erlernung als Ziel gesetzt. Die Schriftsprache ist Mittelpunkt des ganzen Sprachunterrichts. Aber der Schüler lebt in der Mundart und setzt sich der Schriftsprache entgegen. Er bringt sie hinein in die Schule, wir können uns dagegen wehren, wie wir wollen. Der schulmeisterliche Satz: So, jetzt seid ihr in der 4., 5. Klasse oder gar: Jetzt seid ihr in der Oberschule, jetzt reden wir nach der Schrift, fruchtet nicht viel. Oder auch: Das ist nicht schriftdeutsch! Wer kann es in der Schriftsprache sagen? Das ist Dialekt! usw. Deswegen sprechen und schreiben die Schüler nicht besser. Dadurch, daß wir die Mundart außer Acht lassen, sie zurückweisen oder gar verachten, beseitigen wir ihren Einfluß nicht. Sie drängt sich uns überall auf und zwingt uns, sie zu berücksichtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Spiegel aus Papier.

Im Spiegel des Meeres schauen sich Sonne, Mond und Sterne. In den Schichten der Erdrinde spiegelt sich die Geschichte ihrer Oberflächenveränderungen und ihrer Geschöpfe. Im queckfilberbelegten Glasspiegel erkennt sich das menschliche Antlitz, und im Papierspiegel, der Schulzeugnis heißt, die menschliche Seele. Aber der Papierspiegel läßt nicht nur eine, sondern mehrere Seelen wiedererscheinen. Er gibt Aufschluß nicht nur über die Seele des Kindes, sondern auch über die seiner Erzieher. Und manch ein Spiegel aus Papier wird zum Ankläger von Lehrern und Eltern.

Es ist eine bequeme Art, über das Kind, das ein schlechtes Zeugnis nach Hause bringt, ohne viel Besinnen und sorgsame Prüfung der Ursachen mit harten Worten und oft auch harten Schlägen herzufahren. Unsere ganze sogenannte Kultur trieft ja noch sozusagen von giftigem Protzentum, mit dem man, das heißt selbst so mancher Pädagoge, über den schlechten Schüler unterschiedslos als „dummen Kerl" oder „unverbesserlichen Faulpelz" herzieht. Gewiß, ohne Strenge und straffe Zucht läßt sich in den öffentlichen Schulen, die immer Massenschulen sind, nichts erreichen. Aber Strenge schließt Verständnis und Mitleid nicht aus, sondern ein.

Unsere Lehrer, meist aus guten Schülern hervorgegangen, haben nur in seltenen Fällen jenes Martyrium des Kindes durchlebt, welches bei ungenügenden Schulleistungen sich einstellt, obzwar so mancher Lehrer ein anderes Martyrium durchkostet hat: das Martyrium ärmlicher Verhältnisse. Und wenn sich nicht nur die geschäftsgeriebene Schw—= intelligenz über die „Dummheit" und geistige Schwerfälligkeit lustig macht, sondern auch der ernste Pädagoge unvorsichtig im Gebrauch der Worte „dumm" und „faul" ist, so darf man sich nicht wundern, wenn Eltern es nicht besser machen. Selbsterkenntnis aber ist der Anfang der Besserung, und vor allem den Eltern ist es zu empfehlen, statt die mangelhaften Schulleistungen dem Lehrerstand oder dem Kinde zuzurechnen, das Schulzeugnis zum Spiegel der eigenen Seele zu nehmen und sich die Frage vorzulegen, was vielleicht an dem Kinde versäumt worden ist und was in Zukunft besser gemacht werden kann.

Tat tvam asi, das bist du: so spricht auch der Papierspiegel zu Eltern, die wirklich ihr Kind um dieses Kindes willen lieben und nicht nur um ihrer selbst willen. Diejenigen werden am ersten angesichts eines trüben Papierspiegels wieder ins seelische Gleichgewicht gelangen und dem Kinde am wenigsten Unrecht tun, die sich selber mit verantwortlich machen, sich selber im Papierspiegel seelisch gespiegelt finden und bezüglich der Kindeserziehung ein Zuviel oder Zuwenig zum Vorwurf machen. Durch Nachsicht und Duldsamkeit kann nicht weniger gesündigt worden sein, als durch Strenge und Barschheit. Vielen Eltern ist der Gedanke noch gar nicht gekommen, daß die Kinder nicht um ihretwillen da sind, sondern erhöhter Selbstzweck sind. Gewiß, wer mit seinem Schulkind keine Ehre einlegen, geschweige „dick" tun kann, der muß ja manches über sich ergehen lassen und manche Pille freundnachbarlichen Hochmutes hinunterschlucken. Manchen grauft davor, sie setzen dem Kinde zu, daß es ja nur die Beförderung erreicht, sie quittieren schlechte Noten mit Schlägen. Es gibt Väter und Mütter, die selbst gute Schüler und Schülerinnen waren und es jetzt als Schande empfinden, daß das Kind so aus der Art schlägt. Als hätten nicht auch andere Menschen, andere Familien sozusagen ein Recht, auch einmal mit ihrem Sprossen in der Schule zu glänzen. Laß dich also nicht zur Härte und Heftigkeit hinreißen! Was dich nicht umbringt, macht dich stärker. Wer den Brunnen verschütten will, muß die Quelle suchen. Was ist wahre Vornehmheit? An sich selbst die höchsten Ansprüche stellen und sich selber verantwortlich manchen, ehe man andere zur Verantwortung zieht. „Das bist du", sagten die indischen Weisen, „erkenne dich selbst", die griechischen. Ihr Eltern aber von Schulkindern solltet nicht unterlassen, euch auch in dem Papierspiegel zu beschauen, den das Kind aus der Schule heimbringt. Dr. G. B.

(Basel, „Nat.-Zeitg.")

10. Jahrgang. Nr. 8. 17. April 1924.

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen O

Inhalt: Volkswirtschaftslehre in der Sekundarschule? (Forts.) — Mundart und Schriftsprache in der Schule (Fortsetzung) — Die diesjährigen Rechnungsaufgaben für die schriftlichen Prüfungen.

Volkswirtschaftslehre in der Sekundarschule?

(Fortsetzung.)

II. Lehrstoff und Lehrverfahren.

Nachdem wir uns in den vorstehenden Ausführungen als grundsätzlicher Gegner der Einführung der Volkswirtschaftslehre in schulwissenschaftlicher Gestalt für die obere Volksschulstufe bekannt haben, hätten wir uns vielleicht erſparen können, auf diesen Teil der Abhandlung von Mauchle einzutreten. Es zeigt sich aber besonders in dem von Hrn. Mauchle vorgelegten „Lehrplan im Aufriß“ so recht die Hingabe, die er seiner sich gestellten Aufgabe angedeihen ließ. Gerade weil wir den idealen Absichten wie auch der fulminanten Begeisterung und Leidenschaftlichkeit, von denen die Darlegungen des Verfassers beseelt sind, unsere Anerkennung zollen, drängt es uns, auch zu diesem Abschnitt seiner Arbeit noch kurz Stellung zu nehmen.

Als Richtlinien für die unterrichtliche Behandlung der Volkswirtschaftslehre in der Schule sind wie in andern Unterrichtsfächern auch hier Ziel, Stoffauswahl, Stoffanordnung und Lehrverfahren ins Auge zu fassen.

a) Ueber das Ziel des Volkswirtschaftsunterrichtes im Sinne der Postulate von Mauchle ist in den vorausgegangenen Auseinandersetzungen genug gesprochen worden. Die Bedeutung der Volkswirtschaftslehre für die Sekundarschule wird zweifelsohne überschätzt und dementsprechend das Unterrichtsziel übersetzt. Dieses Ziel — wir brauchen es nicht mehr zu umschreiben — stellt an Schule und Schüler unbezwingbare Anforderungen und ist deshalb nach unserem Dafürhalten kaum zu erreichen. Argumente für diese Behauptung sollte es wohl keiner mehr bedürfen.

b) Stoff- und Unterrichtsplan. — Mauchle gliedert denselben in drei Hauptabschnitte mit insgesamt 14 sogen. Stoffeinheiten.*)

Wenn wir uns für einige Momente ganz auf die Plattform der „Initiative Mauchle“ stellen wollen und dann den vorliegenden, klar gegliederten Lehrplan Revue passieren lassen, so befällt uns doch ein Gruseln beim Gedanken, daß diese riesige Stoffmasse mit dieser knapp bemessenen Stundenzahl bewältigt werden soll. Wir wollen vorerst vollständig absehen von der Unzulänglichkeit des Rezeptionsvermögens unserer Schüler und nur den Umfang des Pensums ins Auge fassen. Da müssen wir denn doch betonen, daß in allen Fächern ein befriedigender Erfolg a priori gefährdet ist, wenn die Schüler vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sehen. Allerdings versteht natürlich der Autor seinen vorgelegten Stoffplan nicht so, daß der unterrichtende Lehrer sich sklavisch an diesen Plan zu halten hätte, sondern er ist auch der Meinung, daß die angeführten Stoffgebiete nur in „Auswahl“ zu behandeln seien und weise Beschränkung Sache des Praktikers sei. Durchgehen wir nun den Stoffplan von Mauchle unter dem Gesichtswinkel dieser weisen „Stoffauslese“ und unter Würdigung der gegebenen realen Verhältnisse.

Die ersten zwei Hauptabschnitte und noch einige Stoffeinheiten des dritten Hauptabschnittes beschlagen durchwegs Stoffgebiete aus dem Bereich der theoretischen Volkswirtschaftslehre. Der streng logische Aufbau und Zusammenhang ist nicht zu verkennen. Zunächst werden allgemeine, unentbehrliche volkswirtschaftliche Grundbegriffe vermittelt auf der Basis der Stoffeinheiten: „Wirtschaft und wirtschaftliche Tätigkeit“ — „Bedürfnis als treibende Kraft aller wirtschaftlichen

* A) Einführung. B) Grundbegriffe. C) Wirtschaftsprozeß.

Tätigkeit" — „Der Wert der Güter" — „Der Marktpreis der Güter". — Auf dieser Grundlage kann weiter aufgebaut und die eigentliche theoretische Volkswirtschaftslehre (Nationalökonomie) planmäßig gelehrt werden. — Sie zerfällt — ganz entsprechend der Reihenfolge, in der ein Gut den Wirtschaftsprozeß durchläuft — in die Lehre:

1. Der Gütererzeugung oder Produktion,
2. des Güterumlaufs oder Zirkulation,
3. der Güterverteilung oder Distribution,
4. dem Güterverbrauch oder Konsumation.

Nach diesem gegebenen System sind in einzelnen Unterrichtsstoffeinheiten in den Mauchleschen Unterrichtsplan eingegliedert die drei Wirtschaftsfaktoren:

Natur, Arbeit, Kapital.

Im dritten Hauptabschnitt des Unterrichtsplanes sind vorzugsweise Themata und Probleme aus der praktischen Volkswirtschaftspolitik niedergelegt. Auch von dieser kann der Volkswirtschaftsunterricht nicht absehen.

Wir begegnen da wieder einer ganzen Menge von einschlägigen Stoffeinheiten, beispielsweise: „Die Natur als Erzeugerin von wirtschaftlichen Gütern" — „In Werkstätte und Fabrik" — „Die Gewerbegruppen" (Urproduktion, Güterveredelung und Güterumlauf) — „Vom Segen und Fluch des Kapitals" — „Der Güteranteil des Arbeiters" — „Güteranteil des Kapitals" — „Güteranteil des Unternehmens" —.

Zur besseren Orientierung mag es angezeigt sein, daß wir aus den erwähnten weit umgrenzten und inhaltsreichen Stoffeinheiten wenigstens einige der Themata fragmentarisch herausgreifen und bekanntgeben. Es seien da genannt: „Die Arbeitsteilung im modernen Arbeitsbetrieb" — „Vor- und Nachteile der Maschine" — „Die Entstehung des Kapitals" — „Der wirtschaftliche Liberalismus" (Adam Smith und seine Schule) — „Der Naturallohn auf der Stufe der Natural- und Tauschwirtschaft" — „Der Wert der Arbeit und des Kapitalismus" — „Die Arbeiterorganisationen" (Bildungsvereine: der schweiz. Grütliverein; die deutschen Arbeitervereine, Arbeiterunion. — Kampforganisationen: Der schweiz. Gewerkschaftsbund; die christlich-sozialen Arbeitervereine; die freien Gewerkschaften; die gelben Gewerkschaften. — Kampfmittel: Streiks, Sabotage; Arbeiterräte; Schiedsgerichte.) — „Zinsfußhöhe und Geldmarktlage" — „Staatliche Maßnahmen und soziale Bestrebungen zur Abschaffung oder Herabsetzung des Zinses" — „Die Berechtigung des Unternehmergewinnes" (Unternehmer als verantwortlicher Leiter und Mitarbeiter; als Risikoprämie für sein ausgelegtes Kapital; als Fürsorge für sein Alter und seine Invalidität" — „Der Bolschewismus" — „Anarchisten und Kommunisten aller Jahrhunderte" — „Versöhnung von Arbeit und Kapital" — „Arbeiterräte im Fabrik- und Staatsbetrieb" — „Sozialisierung der Betriebe" — „Die genossenschaftliche Volkswirtschaft".

Das ist im wesentlichen der reichliche Inhalt des Mauchleschen Unterrichtsplanes. Als derselbe seinerzeit im Plenum der st. gallischen Lehrerschaft diskutiert wurde, hat er begreiflicherweise ziemliche Anfechtung erfahren.

Was haben wir von unserem persönlichen Standpunkt aus zu demselben zu sagen?

Da wir uns in unseren vorgängigen Auseinandersetzungen als grundsätzlicher Gegner eines systematischen Volkswirtschaftsunterrichtes auf der Sekundarschule erklärt haben, liegt es auf der Hand, daß wir als solcher uns nicht befreunden können mit dem skizzierten Lehrprogramm. Aber ganz abgesehen von unserem prinzipiellen Standpunkte müßten wir dasselbe zu einem großen Teil ablehnen, denn es ist doch ganz offensichtlich, daß dasselbe in vielen Punkten zu weit geht und dem Unterricht auf dieser Stufe Ziele steckt, die — so behaupten wir — unmöglich erreicht werden können, und die zu erstreben weder unsere Aufgabe noch wünschenswert ist. Wir können es nicht verhehlen, daß wir der Auffassung sind, daß der Autor des Unterrichtsplanes von irrtümlichen Voraussetzungen ausgegangen ist und auf Grund derselben zur Aufstellung von geradezu verfehlten, zum mindesten aber übersetzten Anforderungen gekommen ist. Zudem kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß die Behandlung von gewissen Stoffeinheiten in verschiedener Beziehung ungemein heikel erscheint. Nach dieser Richtung begreifen wir die Befürchtungen ängstlich gewissenhafter Lehrer der bürgerlichen Schule. Selbstverständlich dürfen unsere Bemerkungen ja nicht in dem Sinne aufgefaßt werden, als ob wir die wohlgemeinten und edlen Absichten des Hrn. Mauchle auch nur im geringsten bezweifeln wollten; dagegen müßten wir uns verwahren. Es liegt uns durchaus ferne, ihm in dieser Hinsicht irgendwie nahezutreten, haben wir doch keine Veranlassung dazu. Unsere Opposition richtet sich lediglich gegen die Grundsätze und Thesen, die uns der Referent entwickelt hat über Ziel und Aufgabe des Volkswirtschaftsunterrichtes. Da können wir ihm leider unsere Gefolgschaft nicht restlos geben, sondern halten in dieser Beziehung ungefähr die Auffassung unseres einstigen Lehrers für Buchhaltung und Kaufmännisches Rechnen, des Herrn Dr. Debes, für die richtige, dahingehend, daß es vollständig genügen dürfte, mit unseren Sekundarschülern eher nur wirtschaftkundliche Themata zu behandeln. Von letzteren findet der Lehrer zu seiner freien Auswahl ganz gewiß in unermeßlicher

Fülle, und es kann ihm nur willkommen sein, die Mauchlesche Stoffsammlung zu Rate zu ziehen. Die pädagogische Einsicht erfordert selbstredend, daß der Lehrer auf dieser Standlinie der Wirtschaftskunde die Stoffauswahl trifft in strenger Rücksichtnahme, einerseits auf den Schultypus (Knaben- oder Mädchenschule, Berufs- oder Fachschule usw.), anderseits auf das die Schüler umgebende wirtschaftliche Milieu. Beispielsweise ist es ganz klar, daß diese Wirtschaftskunde an Sekundarschulen auf dem Lande nach ganz anderen Richtlinien eingestellt werden muß als an Realschulen in Städten und Fabrikzentren. Dort sind die Interessen der bäuerlichen Verhältnisse, hier aber mehr die Probleme des Handels und des Industriebetriebes in Berücksichtigung zu ziehen.

c) Zu Methode und Lehrverfahren haben wir nicht viel beizufügen.

Die Leitsätze, die unser Referent für die Erteilung des Unterrichtes in Volkswirtschaftslehre aufstellt, sind im Grunde dieselben, wie sie heutzutage in allen anderen Unterrichtsfächern Gültigkeit haben. — Als Ausgangspunkt aller volkswirtschaftlichen Belehrungen wählt man mit Vorteil eine volkswirtschaftliche Tageserscheinung oder ein wirtschaftsgeographisches oder naturwissenschaftliches Sachgebiet. Die Unterrichtseinheiten werden durch konkrete, klare Zielangabe visiert; die heuristisch-genetische Methode führt am Ende jeder Lektion zu neuen Teilzielen bis zur völligen Ausschöpfung des Unterrichtsstoffes. Theoretisch-abstrakte Belehrungen sind auf dieser Stufe zu vermeiden. Durch geeignete Richtungs- und Vertiefungsfragen ist der Schüler fortwährend zum Denken anzuregen und zu veranlassen, die gebildeten Anschauungsbegriffe und -Urteile klar und knapp mündlich und schriftlich zum Ausdruck zu bringen.

Uebrigens hat uns seinerzeit Hr. Mauchle mit einem Unterrichtsbeispiel zur elementaren Volkswirtschaftslehre aufgewartet über die Stoffeinheit: „Der Wert der wirtschaftlichen Güter". In diesem Beispiel hat er uns gezeigt, daß er in der Elementarisierung des Lehrstoffes ein Meister und in der Darbietung ein methodisch geschulter und bewährter Praktiker ist. Es ist dem Lehrer gelungen, durch sein Unterrichtsbeispiel darzutun, wie es möglich ist, in heuristisch-genetischem Verfahren volkswirtschaftliche Begriffe auf anschaulicher Grundlage zu entwickeln und zu verarbeiten. Müssen wir also nicht unsere Bedenken fallen lassen, ob die systematische Volkswirtschaftslehre in den Lehrplan der Sekundarschule nicht eingefügt werden dürfe? Nein, mit nichten! Unsere Ansicht, daß es nur sehr wenige 14—15-jährige Schüler sein werden, die das Dargebotene wirklich innerlich erfaßt haben, bleibt nach wie vor bestehen, und auch der Zweifel, ob eine solche Lektion einen andauernden, für das Leben bestimmten Erfolg zu zeitigen vermöge, ist uns noch nicht genommen.

Deshalb erscheint es uns denn auch fragwürdig, ob es sich eigentlich lohne, in solch raffinierter Weise, sogar auf dem Wege durch die Zillerschen Formalstufen, vorzugehen zur Ermittlung eines einzigen volkswirtschaftlichen Begriffes!

Damit sind wir nun mit unserer kritischen Beleuchtung des pädagogischen Teiles der Mauchleschen Arbeit zu Ende gekommen. (Forts. folgt.)

Mundart und Schriftsprache in der Schule.

(Mittel- und Oberstufe.)

Aug. Steiner, Schänis. (Fortsetzung.)

In welchem Verhältnis soll denn die Mundart zur Schriftsprache stehen?

Gepflegt und gelehrt muß ja die Mundart nicht werden; denn dafür sorgt das Leben des Kindes zur Genüge. Gepflegt und gelernt soll nur die Schriftsprache werden. Aber dem Einfluß der Mundart soll zum Rechte verholfen werden, um dadurch den Sprachunterricht zu fördern. Die Mundart ist nicht als Gegner zu betrachten, sie soll unsere Bundesgenossin sein, sie soll uns helfen bei der Erlernung der Schriftsprache. Sie soll gleichsam ihrer schriftdeutschen Schwester ratend und helfend zur Seite stehen. Der Unterricht soll aus der Mundart des Kindes das verraten, was die Kenntnis der Schriftsprache fördert oder hemmt.

Es ist eine Freude zu hören, wie fließend, wie anschaulich, wie einfach, wie lebenswarm das Kind in seiner Mundart berichtet. Erzählt es in der Schriftsprache, wo sind da Fluß, Anschaulichkeit, Lebenswärme? Mundart ist Erlebnis, ist lebensvoll. Die Schriftsprache soll es auch sein, eine treffende Uebersetzung der Mundart.

Dem lebenswarmen Inhalt der Mundart ist das schriftsprachliche Kleid zu geben.

Zwei Wege sind der Schule gegeben, das zu erreichen:

1. Die besondere Sprachpflege oder der eigentliche Sprachunterricht und
2. die allgemeine Sprachpflege.

Die spezielle Sprachpflege hat hauptsächlich auf Lautstand, Wortschatz und Wortform zu achten.

Im Lautstand zeigt sich der größte Unterschied zwischen Mundart und Schriftsprache bei den Selbstlauten und Mitlauten. Es sind hier soviele

Abweichungen, daß dem Kinde die Schriftsprache wirklich als Fremdsprache klingt. Ich möchte nur einige herausgreifen. Die Mundart besitzt neben den Vokalen der Schriftsprache noch andere, nämlich: **ie, ue, üe** z. in Chrieg, Ruete, Schüeler.

Die Klangfarbe der Vokale in der Mundart ändert sich von Ort zu Ort und drückt der Schriftsprache den fast unverwischlichen Stempel der Heimat auf. Ich erinnere nur an unser dunkles **a.**

Länge und Kürze der Vokale in Mundart und Schriftsprache stimmen nicht immer überein, ja sie können gerade entgegengesetzt sein.

Die Konsonanten zeigen ebenfalls große Unterschiede. Die Mundart kennt kein **st** und kein **sp,** sie ersetzt in diesen Lautverkürzungen das **s** überall durch **sch.**

Das **ch** wird nur als hinteres Gaumen-**ch** gesprochen, also nur als a c h - L a u t. Statt **k** wird meistens ch gesprochen. Die Verdopplung der Mitlaute in Mundart und Schriftsprache deckt sich nicht überall.

Diese lautlichen Eigenschaften der Mundart machen sich in der Aussprache der Schüler stark geltend und bilden eine Hauptquelle ihrer Sprechfehler. Vom gesprochenen Wort kommen sie auch in das geschriebene Wort. Die mundartl. Aussprache des Schriftdeutschen müssen wir keck beim Schopfe fassen. Wir müssen eine gute Grundlage schaffen.

Die beste Grundlage des guten Sprechens und richtigen Schreibens ist eine reine Lautbildung. Daher müssen von Anfang an die Fehler, die sich aus der mundartlich gefärbten Aussprache der Laute ergeben, bekämpft werden. Gelegentliches Ankämpfen dagegen hilft nicht viel. Es ist geradezu notwendig, der mundartlichen Aussprache planmäßig entgegenzutreten, durch b e s o n d e r e S p r e c h ü b u n g e n, z. B.

Die Mundart spricht:	Die Schriftsprache spricht:
wider,	wieder,
vill	viel,
holle, holl, gehollt	holen, hole, geholt.

Die Mundart hat hier kurze Stammvokale, die Schriftsprache lange. Man kann den Schülern hundertmal sagen und sagen lassen: Wieder schreiben wir mit **ie.** Sie wissen es ganz genau. Wenn ich frage: Wie schreiben wir w i e d e r? Prompt folgt die Antwort. Wieder schreiben wir mit **ie.** Aber schon in der nächsten Stunde können sie wieder „w i d e r" schreiben. Hier ist etwas mächtiger als unser Unterricht. — Die Gewohnheit! Die Mundart hat das Kind so zu sprechen gewöhnt. Wir müssen es für die Schriftsprache anders gewöhnen. Z. B.: ich greife „w i d e r" heraus für eine Sprechübung, oder „v i l l" oder „h o l l e".

Was wettischt du w i d e r emol ?
Was möchtest du w i e d e r einmal?
Ich wett wider emal turne.
Ich wett wider emal go spaziere.
Wohi gascht du wider emal?
Wohin gehst du w i e d e r einmal?
Ich guh wider emal uf Weesen.
Ich guh wider emal uf Ame.
Aehnlich mit h o l l e.
Verzell, was bim Beck, Metzger, Chrämer hollischt?
Ich holle ne Füfpfünder.
Was hescht geschter ghollt?
Gegenüber in der Schriftsprache:
„Ich hole einen Fünfpfünder."

Mundartliche und schriftsprachliche Sätze werden an die Tafel geschrieben und das betreffende Wort hervorgehoben. Gehör und Gesicht sollen den Unterschied wahrnehmen, der Eindruck bleibt umso nachhaltiger. Die Gegenüberstellung soll den Unterschied deutlich zum Bewußtsein bringen. Mit dieser einmaligen Uebung ist aber noch keine Gewöhnung erreicht. — Wiederholung, unverdrossene Wiederholung des Behandelten! Einmal ist keinmal! Wenn das Wort irgendwo gilt, so gilt es in der Sprachlehre. Nur Wiederholung sichert das mühsam Erarbeitete, sagt Sekundarlehrer Meyer in seinem Sprachbüchlein.

(Fortsetzung folgt.)

Die diesjährigen Rechnungsaufgaben für die schriftl. Prüfungen

(Betrifft die 6. Klasse des Kts. St. Gallen)

lösen, wie man hört, sozusagen überall ein ungünstiges Echo aus. Sie werden scharf kritisiert als zu umständlich, zu kompliziert, als teils unklar und unnatürlich. Dementsprechend ist denn auch an gar vielen Klassen das Resultat ein „böseres" gewesen als andere Jahre und bietet ein nicht ganz zuverlässiges Bild von Stand und Leistungen. Wer trotz der ungünstigen Auswahl dieser Probebeispiele noch ein gutes Resultat zustande brachte, der darf sich „Von" schreiben.

Wie man von bezirksschulrätlicher Seite vernimmt, seien letztes Jahr aus den Kreisen der Lehrerschaft Reklamationen erfolgt, die damaligen Rechnungen seien zu l e i c h t gewesen. Demnach hätten wir Lehrer uns die diesjährige saure Suppe leider in etwa also wieder einmal selber eingebrockt. Wozu denn reklamieren, wenn man es mit den jugendlichen Geprüften gut gemeint hat und ihnen die noch immer „schwere" Arbeit möglichst erträglich gestalten wollte? Es gibt unglückliche Schulverhältnisse und den Lern- und Lehrerfolg beeinträchtigende Faktoren genug, daß man gewiß wohl zufrieden sein darf, wenn die Schüler auch nur bescheidenen Anforderungen gerecht zu werden vermögen. Man möge das große Ganze der st. gallischen Schulverhältnisse im Auge behalten. Dann wird man bekennen müssen, daß man in der Auswahl der diesjährigen Prüfungsrechnungen nicht in allen Teilen glücklich operierte. Gute Besserung!

I n i g o.

10. Jahrgang. Nr. 9. 8. Mai 1924.

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen O

Inhalt: Volkswirtschaftslehre in der Sekundarschule? (Fortsetzung) — Mundart und Schriftsprache in der Schule (Fortsetzung). — „Einleben“.

Volkswirtschaftslehre in der Sekundarschule?

(Fortsetzung.)

III. Bedeutung der Volkswirtschaftslehre in moralpädagogischer Hinsicht — (moralische Förderung unserer Jugend).

Die Volkswirtschaftslehre ist unbedingt zu den ethischen Wissenschaften zu rechnen und darf als solche sowieso nicht in Gegensatz treten zur Moral; als ein Bestandteil der Moralwissenschaft im engeren Sinne darf sie allerdings kaum angesprochen werden.

Hr. Reallehrer Mauchle hält viel auf diese ethische Seite der Volkswirtschaftslehre, und die Intentionen, die er nach dieser Richtung dem Volkswirtschaftsunterricht beilegen will, verdienen volle Beachtung. Seine bezüglichen Ausführungen sind getragen von einem hohen Idealismus und einer feurigen Begeisterung für eine gute Sache; sie gipfeln in dem eindringlichen Appell an die Lehrerschaft, in den gegenwärtigen Tagen größter Erschütterung und Verwüstung doch ja die ethische Erziehung und Charakter- und Willensbildung unserer Jugend nicht zu vernachlässigen, sondern derselben mehr denn je gebührende Aufmerksamkeit zu schenken.

Wir haben bereits an anderer Stelle verschiedentliche Aeußerungen aus dem Referate des Hrn. Mauchle zitiert, aus der zur Evidenz hervorgeht, daß er nicht verkennt, daß die Grundlagen der Volkswirtschaftslehre primär ethischer und sittlicher und erst sekundär sozialpolitischer Natur sind. Er macht absolut kein Hehl aus dieser seiner Ueberzeugung, im Gegenteil, sie dient ihm als Basis, um sich in weitläufigen Betrachtungen zu ergehen über die Ursachen der heutigen volkswirtschaftlichen Misere einerseits und der Heilung des kulturellen und moralischen Krankheitszustandes der leidenden Menschheit anderseits.

Wenn wir auch in diesem Punkte nicht in allem mit Hrn. Mauchle einig gehen, so müssen wir doch unumwunden zugeben, daß uns vieles davon recht angesprochen hat. Bei dieser Gelegenheit, wo uns die Spalten der „Volksschule“ geöffnet worden sind zur kritischen Bearbeitung der Arbeit Mauchle, können wir nicht umhin, die Leser im wesentlichen mit den bezüglichen Darlegungen derselben bekannt zu machen. Wenn wir dabei etwas weit ausholen, so möge man uns dies zugute halten. Wir erachten es nämlich für unumgänglich, eine Anzahl Stellen des genannten Referates zu zitieren, damit ein jeder die edlen und vornehmen Absichten, die darin zum Ausdruck kommen, selber kennen lerne. Dabei erlauben wir uns, dieselben willkürlich aus dem Zusammenhang herauszugreifen.

Der Verfasser forscht zunächst nach den ersten und allgemeinsten Ursachen des heutigen wirtschaftlichen Chaos und der traurigen Verelendung der Menschheit.

Als eine ganz ursprüngliche und fundamentale Ursache betrachtet er den in vergangenen und namentlich in neueren Kulturepochen entflammten Kampf zwischen Autorität und Freiheit. Nicht minder schwerwiegend sei die vielerorts zutage tretende, verhängnisvolle Erscheinung, daß die Volksseele den Glauben verloren habe, daß nur Arbeit und Gesittung, Gemeinsinn und Verantwortlichkeitsgefühl die Grundlagen der Staatswohlfahrt und des persönlichen Wohlergehens seien; die breitesten Volksmassen sind arbeitsmüde und suchen ihre Befriedigung im Ausleben ihrer Affekte und in der schamlosesten Auswirkung des Egoismus, ohne Sitte und Moral, ohne Gottesfurcht und Menschenliebe. Es ist überaus betrübend, eine bei den großen Volksmassen herrschende moralische und geistige Insolvenz als nicht wegzutäuschende Tatsache erkennen zu müssen. Als Folge derselben und in Verbindung mit den gewaltigen Umgestaltungen im wirtschaftlichen Leben kommt es denn, daß heute

auch „der Segen der Arbeit genommen und die Liebe zur Heimat erstickt ist. Lohnkämpfe sind entstanden, die Trennung in die beiden Klassen: Unternehmer und Lohnarbeiter, Kapitalist und Proletarier, ist gegeben, der Klassenkampf ist da. Das große Problem der „Sozialen Frage", der Zuteilung des gerechten Anteils am geschaffenen Gut wird akut und verlangt gebieterisch die Lösung."

Schießlich berührt dann der Referent in seinen Reflexionen das jammervolle Wechselspiel von Revolution und Reaktion, wie sich dasselbe als neuzeitliche Erscheinung offenbart, diesen jüngsten „Kampf zweier finstern Mächte, die auf den Wohlfahrtsstaat hämmern." So weit ist es gekommen mit der bedrängten Menschheit, und dies trotz all den höchsten Triumphen des Intellekts und der Forschung auf allen Wissensgebieten. Die moralische Kraft und der sittliche Halt der großen Massen ist diametral zur Kulturentwicklung bedenklich geschwunden. Die wissenschaftliche Forschung hat auf ihrem Siegeszug wohl alte, morschgewordene Theorien zerstört, aber das höchste Ziel hat sie nicht erreicht, nämlich dies, die menschliche, nach „Glückseligkeit" strebende Seele zu befriedigen.

Als Resultante seiner Betrachtungen über das Weltgeschehen ergibt sich für ihn die Tatsache, daß durch den steten Wechsel in den Kulturidealen der Vergangenheit der Beweis erbracht worden sei, daß alle Bildungsideale relativ seien und nur das Erziehungsziel unwandelbare Ewigkeitswerte aufweise, welchen Ewigkeitswerten — wie er sich ausdrückt — „jede Generation auf dem Rücken der andern zustreben müsse". „So sucht denn die Menschheit, auf totem Geleise stehend, nach neuen, sittlichen Stoßkräften im Glauben und Hoffen. Der Quell eines erneuten religiösen Lebens sprudelt frisch in die Geisteskultur und ringt nach neuen Formen, die Menschheit nach oben und aufwärts zu führen, nicht im Kampf und Terror, sondern in Belehrung und Liebe."

Und da zeigt sich uns auch der Schlüssel zu den Vorkehrungen und Mitteln, die geeignet sind zur Heilung der allgemeinen Zeitkrankheit, an der unsere Menschheit so schwer leidet. Lassen wir unseren Referenten vorerst selber sprechen und hören wir, welchen Anteil er der Schul- und Erzieherarbeit zuweist.

„Alle ethischen und religiösen Kräfte müssen so rasch wie möglich gesammelt werden zur Belehrung und Kultureinsicht im Sinne dessen, der für die Menschheit am Kreuze geblutet hat."

Und dann weiter:

„Der Irrung und Verwirrung der Massen entgegenzusteuern und für die Heilung und Rettung derselben zu tun was möglich ist, ist Pflicht und Aufgabe der Intellektuellen der Gegenwart. Die sittlichen Kräfte aller Kulturinstitutionen: Kirche, Schule, Presse, Religion, Kunst und Wissenschaft müssen mobilisiert werden, um den Menschen im Menschen, der im Selbstbetrug der Kulturmächte untergegangen ist, wiederzufinden."

„Es ist das schöne Vorrecht von Schule und Erzieher, die Ewigkeitswerte echter Menschenbildung von einem Geschlecht aufs andere zu übertragen, aber eine ebenso schwere Pflicht, in der Kulturwelle des Tages die Perlen echter Seelenwerte zum Aufstieg der Menschheit zu erkennen. So wird es heute unabweisbare Pflicht der Schule, den Lebensfragen von Kultur und Menschheit alle Beachtung zu schenken, jedem Menschen die Einsicht in das weltwirtschaftliche Arbeiten, in das notwendige Ein- und Unterordnen jedes einzelnen in das „Wirtschaftsganze" zu vermitteln, Rechte und Pflichten von Arbeitgeber und Arbeitnehmer versöhnen zu helfen, ist unbedingt Gegenwartsaufgabe der Sekundarschule."

In tiefgründiger Weise entwickelt Hr. Mauchle sodann seine Ideen über den Gesinnungsunterricht und die sittliche Bildung in der Erziehungsschule. Nicht nur allgemein ethische Forderungen, sondern im besonderen auch sozial-ethische Motive machen es zur pflichtgemäßen Aufgabe, die Bildung des sittlichen Charakters der jungen Leute als oberstes Erziehungsziel aufzustellen. Um nun den sozialethischen Einschlag der Erziehungsarbeit der Schule eher zur wirksamen Geltung bringen zu lassen, möchte er einen der Schulstufe angepaßten Volkswirtschaftsunterricht geradezu als einen integrierenden Bestandteil des erziehenden Unterrichtes aufgefaßt wissen. Er führt in diesen letzteren Punkten folgendes aus:

„Alle Lehrstoffe im Lehrplan der Erziehungsschule werden absolut durch das oberste Erziehungsziel, die Bildung des sittlichen Charakters, relativ durch die besonderen Bedürfnisse des jeweiligen Kulturlebens, das Bildungsideal, bestimmt. Im Mittelpunkt eines jeden Lehrplanes stehen die Gesinnungsfächer als Religion, Geschichte, Literatur. Alle übrigen Fächer treten mit dem Gesinnungsunterricht nach Art und Zahl in direkte oder indirekte Beziehungen, die sich aus der Gegenwartskultur ergeben. Diese ist voll beherrscht von der Neuordnung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, der „Sozialen Frage". Bei „Besitzenden" und „Enterbten" einen Bildungsausgleich durch erhöhte Stärkung des sittlichen Charakters herbeizuführen, hieße demnach die „Soziale Frage" lösen. Alle Erziehung zur Sittlichkeit geht durch die Willensbildung. In ihrem Dienste stehen in erster Linie Zucht und Unterricht.

Dieser vermittelt das Wissen. Nun ist Wissen noch nicht „Wollen". Aber jeder Akt klarer und wahrer Erkenntnis ist mit einem Gefühl verbunden, aus dem ein Interesse hervorgeht. Das Interesse am Wohl und Wehe unserer Mitmenschen führt auf die sympathischen Gefühle des Mitleids und der Mitfreude zurück. So möchten wir durch die Einsicht in die Kulturlage der Gegenwart jenes sympathische Interesse erzeugen, das durch religiöse, ästhetische und intellektuelle Interessen gestützt, zur Harmonie im Gesellschaftsleben, zur Beseitigung des Klassenhasses, zur Arbeitsfreude, zum Segen der Arbeit, zur Liebe zur Heimat und zum Glück der Völker führen muß, wenn die Menschen „guten Willens sind". Als einem Hauptmittel, diesen guten Willen zu bilden, rufen wir dem volkswirtschaftlichen Unterricht."

(Fortsetzung folgt.)

Mundart und Schriftsprache in der Schule.

(Mittel- und Oberstufe.)

Aug. Steiner, Schänis. (Fortsetzung.)

Die Sprachpflege hat ganz besonders den Wortschatz zu berücksichtigen. Auch hierin weichen Mundart und Schriftsprache sehr von einander ab. Der Wortschatz ist ein weiterer wichtiger Punkt, der dem Kinde die Schriftsprache als Fremdsprache erscheinen läßt. Wir rühmen so oft die Anschaulichkeit und Lebendigkeit des kindlichen Ausdruckes in der Mundart und klagen viel über die Armseligkeit eines schriftdeutschen Ausdruckes. Vergegenwärtigen wir uns einmal Kilbi, Klaustag, Weihnachtszeit oder besondere Ereignisse oder jeden beliebigen Schultag, wie uns da die Kinder vor der Schule, in den Pausen, nach der Schule erzählen. Es ist ein Uebersprudeln der Kindessprache. Und vergegenwärtigen wir uns die entsprechende Sprachstunde: Erzählt vom Klaus, vom Christkind usw.

Der Redestrom fließt spärlich. Da gibt es kein Uebersprudeln mehr. Das schriftdeutsche Erzählen ist ein beständiges Stolpern und hilfloses Suchen. Für viele Kinder ist es eine Marter, wenn sie die vertrauten Wörter gegen andere, fremde, austauschen sollen, sie vertauschen Brot gegen Steine. Das Kind sucht und sucht und sucht vergebens. Der Wortschatz ist entsetzlich mager und kläglich. Und wenn wir das wissen, müssen wir uns nicht wundern über den trockenen und furchtbar schwerfälligen Gedankenausdruck im Schriftdeutschen. — Wie steht es mit dem mundartlichen Wortschatz der Kinder?

Welch einen Reichtum stellt die Mundart dem Kind zur Verfügung! Einige Beispiele sollen das zeigen. Wieviele Mittel besitzt nicht die Mundart, um einen Menschen nach einem Hauptzug seines körperlichen oder geistigen Wesens zu bezeichnen! Sie kennt:

E Stumpe, e Pfüderi, e Pfopfli, e Höseler, es Fägnäst, es Wischbi, e Stüli, e Schampi, e Glanggi, e Schlarpi, e Schmierfingg, e Träggüeli, e Schlufi, es Babi, es Titibäbeli, e Schnäderi, e Gwundernase, e Chlepf, e Rätsch, e Rätschbäsi, e Chlegertatsch, e Nöeggi, e Hauderi, e Chrangli, e Cholderi, e Chieni, e Chifli, e Löli, e Galöri, es Lueder, e Glünggi, e Pluderi, e Gfrörlig, e Staggli, e Strubli, e Schwabli, e Stabi, e Fötzel, e Schnurewagner.

Diese charakteristischen Menschennamen ließen sich leicht vermehren. Aber es genügt an diesen; besäße das Kind nur den vierten Teil davon in seinem schriftdeutschen Wortschatz! Und den meisten Kindern sind diese Ausdrücke geläufig. In ihnen aber liegt ein Stück Volksmoral. In ihnen hat das Volk hervorstechendste Untugenden mit zahlreichen und treffenden Attributen gebrandmarkt. Aber noch mehr liegt in diesen Ausdrücken: Eine scharfe, sinnreiche Beobachtung und Gestaltungskraft und somit Anschaulichkeit. Was wird nun aus diesem reichen Besitztum der Schule? — Nichts, — meistens wird nichts daraus. Unbeachtet, vielleicht gar mißachtet, aber jedenfalls unausgenützt bleibt dieser Schatz in der Kinderseele liegen. Die Schule verschließt diese unerschöpfliche Goldgrube mit einem bleiernen Deckel. Und sollte sich ein Goldkörnlein herauswagen ans Licht der Schulstube, so wird der Deckel noch beschwert, und bei jedem neuen Fluchtversuch wird das Gewicht vermehrt. Die kalte Hand der Schriftsprache legt sich lähmend, ja tötend auf das lebenswarme Sprachleben des Kindes. Der charakteristische sinnliche Begriff, der dem Kinde in mundartlicher Wortform vorschwebt, ringt vergeblich nach schriftdeutschem Ausdruck. Das juckende Wort, das dem Gedanken entsprechen würde, erstirbt auf den Lippen vor der Macht des Satzes: Wir reden schriftdeutsch; wir reden, wie das Schulbuch redet. Aber das Schulbuch kennt keinen „Stumpe", keinen „Stüli", keinen „Cholderi", keinen „Stabi", keine „Chlepf"; — es kennt nur: Kind, Knabe, Mädchen, Mann, Frau, Lehrer, Schüler. — Was für diese charakteristischen Menschennamen gilt, gilt auch für jede andere Wortklasse. Ueberall bietet die Mundart eine reiche, ja oft erstaunliche Fülle anschaulicher Wörter, für welche der Schüler, wenn er sie brauchen möchte, kein entsprechendes schriftdeutsches Wort findet. Welche Vielfältigkeit zeigen die mundartlichen Tätigkeitswörter für die verschiedenen Arten des Sichvorwärtsbewegens:

Chrapfe, läufele, ſtofle, ſtöfele, ſcharge, tſchirgge, tſchiengge, zottle, muuche, pfurre, trampe, ſchlampe, plampe, troole, ſtägere, ſtürchle, gumpe, gümpele, höfele, jugge, ſtolziere, chrüüche, zapple, fändere, ſtriele.

Was macht die Schule aus dieſen Ausdrücken? Gehen, — gehen — und noch einmal gehen; ſpringen, ſpringen und zum drittenmal ſpringen, noch etwa laufen. Im Vergleich zu der Mundart magere, kraftloſe Ausdrücke.

Was hat die Mundart für unſere eintönigen ſchriftdeutſchen Zeitwörter ſagen, reden und ſprechen, die uns in den Aufſätzen ſo langweilen? Die Mundart iſt an dieſer Eintönigkeit nicht ſchuld, ſie beſitzt eine Menge Mittel „ſprechen“ auszudrücken:

brummle, murre, ſchwable, rätſche, chlepfe, ſchnädere, pludere, brälägge, ſchnurre, ſtaggle, muesle, dämere, prale, ſchnurewagnere.

Dann mehr auf den Inhalt der Rede bezogen:

chiene, chibe, chifle, rüeme, müede, choldere, pfuttere, mule, ufbegäre.

Auch an träfen Eigenſchaftswörtern leidet die Mundart keinen Mangel. Es wäre ein Leichtes, von jeder Wortſorte und Begriffsklaſſe ganze Reihen trefflicher Dialektwörter zuſammenzuſtellen. — Ich will nur noch einige Sammelnamen und Adverbien anführen: Als Mengebegriffe ſind bei uns beſonders gebräulich:

E Hampfle, es Hämpfeli, en Arſle, es Aerfeli, e Wüſch, e Schübel, es Schübeli, e Byg, es Bygli, e Bräglete, e Lädlete, e Güslete, es Güſel.

Ganz beſonders reich iſt die Mundart an Adverbien und vor allem an örtlichen, wie: obenache, undenache, änenache, danache, obenabe, änenabe, änenufe, innenabe, ußenabe, ußefür, innefür, veruſe, duruf, durab, durfüre, durhindere, durus, vorus, hindedri, undedure, obendure, hindedure, vornedure, änedure, gradäne, gradunde, gradobe, gradvorne, gradhinde, graduſe, gradabe, gradhindere, gradfüre, vornenume, hindenume, obenume, undenume uſw.

Ein währſchaftes Gericht muß auch währſchaft gewürzt ſein. Daran läßt es die Mundart nicht fehlen. Die Redensarten, in denen das Gemüt, die Lebenserfahrung und -Auffaſſung und vor allem der Witz des Volkes zum Ausdruck kommen, ſind die köſtliche Würze. Sie geben der Mundart eine ausgeprägte Eigenart. Auch die Kinder ſind früh mit dieſen Redensarten vertraut und gebrauchen ſie, ohne eine Ahnung davon zu haben:

Chaſch mi gäre ha! Wett nüd, daß i müeßt! Blas mir i d'Schueh! Der Löli mache, der Nare mache; du mini Güeti! Potz tuſig abenand! Schüner nützti nüd! Gſchäch nüd Böſes! D'Ohre ſtuh lu uſw. (Fortſetzung folgt.)

„Einleben“

Die Examen ſind vorüber. Eine kurze Zeit zur Abſpannung folgt — eine wohlverdiente Ferienzeit für Lehrer u. Schüler. Körper und Geiſt ſollen wieder neu geſtärkt werden für neue Anſtrengung und neue Arbeit. Schüler, die wir ein Jahr lang, vielleicht länger, unterrichten konnten, ſind von uns geſchieden. Andere Kinder werden einziehen in unſere Schulzimmer, und da heißt es, ſich neu „einleben“, ſowohl für den Lehrer als für den Schüler. Wir ſtehen hinter einer abgeſchloſſenen Jahresarbeit, die wir in treuer Pflichterfüllung geleiſtet haben. Tag für Tag, Stunde um Stunde haben wir getreue Kleinarbeit geleiſtet, um das geſteckte Jahresziel zu erreichen. Und nun ſollen wir uns wieder um eine volle Jahresarbeit zurückverſetzen, um mit den neuen Schülern wieder zu beginnen. Wird da nicht eine große Anforderung geſtellt? Wäre es nicht angenehmer, einfach weiter zu bauen? Doch, wir müſſen uns zurückverſetzen, müſſen uns neu „einleben“.

Jetzt rücken ſie ein, die kleinen Neulinge. Vom Elternhaus wandern ſie nun faſt Tag für Tag in die Schule. Bedenken wir, daß jeder Schulneuling herangewachſen iſt unter anderem, elterlichem Erziehungseinfluß. Die Schule iſt für dieſe Kinder eine neue Welt, in der ſie ſich erſt „einleben“ müſſen. Aber auch der Lehrer muß ſich wieder aufs neue „einleben“ in die Welt dieſer ſechs- bis ſiebenjährigen Kinder. Es iſt dies freilich keine kleine Aufgabe für den Lehrer, den Kindern den Uebergang vom Elternhaus in die Schule freudig und angenehm zu geſtalten. Es erfordert das ein liebevolles und verſtändnisvolles „Einleben“ in die neuen Verhältniſſe.

Du wirkſt vielleicht an einer Mittel- oder Oberſchule und erhältſt nun Schüler, die vorher einer andern Lehrkraft anvertraut waren. Auch dieſe Schüler müſſen ſich einleben in die neuen Verhältniſſe und müſſen ſich gewöhnen an deine Lehrart, deine Gemüts- und Willensverfaſſung. Schulzimmer, Schulzimmerſchmuck und die ganze Umgebung ſind den Kindern neu. Sie müſſen ſich erſt zurecht finden, bis ſie richtig arbeiten können.

Würde es nicht den Geſetzen der Pſychologie widerſprechen, wollteſt du ſchon in den erſten Tagen einen Unterrichtsbetrieb fordern, wie du ihn gewohnt warſt? Gibt es nicht Kinder, die ſich nur langſam, vielleicht erſt nach einigen Wochen, recht „einleben“ können in deine Lehrart und deine Unterrichtsweiſe? Wie manches allzuſchnell gefällte Urteil über die Arbeit eines Kollegen würde unterbleiben, wenn dies bedacht würde! W. G.

10. Jahrgang. Nr. 10. 22. Mai 1924.

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen O

Inhalt: Volkswirtschaftslehre in der Sekundarschule? (Fortsetzung) — Mundart und Schriftsprache in der Schule (Fortsetzung). — Für die Praxis.

Volkswirtschaftslehre in der Sekundarschule?

(Fortsetzung.)

Welch' hohe Bestimmung Mauchle dem Volkswirtschaftsunterricht zusprechen will, erhellt wiederum am besten aus folgenden Sätzen:

„Jeder fruchtbare volkswirtschaftliche Unterricht muß erziehender Unterricht sein; alle volkswirtschaftlichen Belehrungen, speziell wo es sich um Werturteile handelt, müssen von tief sittlicher Weltauffassung getragen sein.“

„Meine Unterrichtstendenz quillt aus der Ueberzeugung, daß nur Gemeinsinn und Verantwortungsgefühl der Wohlfahrt aller dienen kann, oder wirtschaftspolitisch ausgedrückt, daß nur der „Solidarismus“ aller Berufsklassen ein Volk wie den einzelnen glücklich macht; meine Tendenz bezweckt die Weckung staatserhaltender Gesinnung.“

Dieses sein Bekenntnis, wie auch andere Ausführungen, hat bei verschiedenen Berufskollegen Widerspruch hervorgerufen. So hatte sich denn Hr. Mauchle gegen gewisse Vorwürfe zu erwehren, die darauf hinauslaufen, ob wohl sein Volkswirtschaftsunterricht so ganz frei sei von jeglicher sozialpolitischer Propaganda. Diese von verschiedenen Seiten vorgebrachten Warnungen rangen ihm ein weiteres Bekenntnis ab:

„Meine vorliegende Arbeit ist tatsächlich eine „Propaganda“ für den bürgerlichen Rechtsstaat auf der Basis des Gemeinsinns und des Verantwortungsgefühls, ein „Credo“ für die Heiligkeit der Familie und die Unantastbarkeit des Eigentums.“

Aus seiner vollen Ueberzeugung fügt er dann noch hinzu:

„Die Propaganda zu üben, ist aber auch Sinn und Zweck eines jeden Gesinnungsunterrichtes, Pflicht eines jeden Erziehers.“

Im nachstehenden möchten wir nun doch noch unsere persönliche Stellung zu den vorstehenden Darlegungen festlegen.

Es drängen sich die Fragen auf: Hat der Referent das herrschende Zeitübel an der Wurzel erfaßt? Sind wirklich die von ihm namhaft gemachten Ursachen die einzigen oder gibt es deren noch andere? Sind die Mittel und Wege, die er zur Sanierung der bestehenden Zeitmisere vorschlägt, die geeigneten und Erfolg verheißenden und kann die Schule dabei im Sinne seiner Weisungen ersprießlich mitwirken?

Als s. Zt. die Vorlage Mauchle in der st. gall. Sekundarlehrerkonferenz in Diskussion stand, war es geradezu auffällig, wie es fast ängstlich vermieden wurde, auf dessen sozial-ethische Gedankengänge näher einzutreten. Es war eigentlich nur ein Votum und zwar dasjenige eines geistlichen Vertreters der Sekundarlehrerschaft (Hochw. Herr Prof. Bertsch in Bütschwil), das sich hauptsächlich auf diesen Teil des Referates einließ. Der Votant stellte in den Vordergrund, daß nach christlicher Auffassung die Prinzipien einer richtigen Volkswirtschaftspolitik ursprünglich im Naturrecht und im natürlichen Sittengesetz gegeben seien. Er machte geltend, daß das Christentum schon in den Umwälzungen der Völkerwanderung bereits die brennendsten sozialen Fragen gelöst habe, indem es dem Kinde seine Rechte, den Frauen ihre Würde, den Sklavenarbeitern ihre persönliche Freiheit gebracht und den Reichen und Vornehmen gesagt habe: Alle Menschen sind Kinder eines himmlischen Vaters, sind Brüder und Schwestern: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“. Sind nicht diese Aufgaben dem Christentum durch den Dekalog des natürlichen Sittengesetzes zur Pflicht gemacht worden? Und dieser Dekalog hat ewige Gültigkeit und enthält die ewigen, unumstößlichen sittlichen Normen. Jawohl, wer es ernst nimmt mit den Bestrebungen um die

Regenerierung des heranwachsenden Geschlechts und mit der Errettung der verirrten und bedrängten Menschheit, und wer auf dem Gebiete der Erziehungstätigkeit, noch auf dem christlichen, theistischen Boden steht, der kann und darf das ewige natürliche Sittengesetz, das der Schöpfer in seinen allgemeinen Zügen allen Menschen eingepflanzt hat, nicht ignorieren, sondern muß dasselbe unbedingt in den Mittelpunkt der sittlichen und moralischen Bildung stellen. Weil das natürliche Sittengesetz, das in jedem Menschenherzen promulgiert ist und das Geschöpf Gottes stets „gut" und „bös" unterscheiden läßt, das ewige Gesetz Gottes ist, so ist Gott allein der letzte Verpflichtungsgrund der Sittlichkeit, und Gott allein ist die letzte Norm der Moral.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die ethische Erziehung ihr Fundament und ihren Gipfelpunkt in der religiösen Erziehung haben muß. Darum hat sich der Erzieher offenbar als wesentlichste Frage vorzulegen und zu studieren: Welche Mittel der Ethik können und sollen in der christlichen Erziehung verwendet werden?

Es ist letztes Jahr der st. gallischen Sekundarlehrerschaft eine andere Arbeit zur Erdauerung vorgelegt worden, die heute gleichsam als ein „Pendant" zum vorliegenden Teil der Arbeit Mauchle betrachtet werden kann. Es ist die gedankentiefe Abhandlung des Hrn. alt-Seminardirektor Dr. Th. Wiget, betitelt: „Sittliche Bildung mit den Mitteln der Schule". In den „Vorfragen" seiner Vorlage, wo der Autor hinweist auf einen moralpädagogischen Weltkongreß, der von allen christlichen Bekenntnissen und von Freidenkergruppen beschickt war, und der sich die Aufgabe stellte, „bei pietätvoller Respektierung der Glaubensbekenntnisse auf dem religiös neutralen Boden der Ethik eine Arbeitsgemeinschaft der Menschen und Völker zu begründen u. durch Austausch in mannigfaltigen Verhältnissen gemachten Erfahrungen die sittl. Bildung der Jugend zu fördern", sagt er an einer Stelle:

„Der Zentralbegriff, in dem die Meinungen zusammenkamen und auseinandergingen, ist das Gewissen. Den einen ist es die Stimme Gottes, den andern das Ergebnis der fortschreitenden inneren Kultur, jenen somit übernatürlichen, diesen natürlichen Ursprungs, und die darauf gebaute Ethik dort eine „übernatürliche", hier eine „natürliche". Jene leitet die Verbindlichkeit des Sittlichen aus der göttlichen Autorität ab, diese empfindet in der Vorstellung des Guten selbst einen Antrieb zum Tun. Aber die theoretische Doppelspur läuft praktisch auf ein Geleise hinaus, beide bestätigen und empfinden die sittliche Pflicht. Der religiösen Begründung des Sittengebotes kann es nur recht sein, wenn ihr der weltliche Unterricht eine weitere Stütze zuführt, und der Fromme wird auch in der anspornenden Wirkung des Anblicks des Guten eine göttliche Einrichtung verehren. Ja, in Perioden der innern Entwicklung kann der Fall eintreten, wo die weltliche Stütze noch trägt, wo die transzendente ins Wanken gerät."

Gerade diese letzte Behauptung fordert zum Widerspruch heraus. Zum mindesten ist die Frage berechtigt, ob in der Mehrzahl der Fälle nicht eher das Gegenteil dieser Behauptung sich erwahre.

Uebrigens kann es sich hier für uns nicht darum handeln, näher auf diese herbeigezogene Schrift von Dr. Wiget einzutreten. Aus unseren Kreisen sind es Hochw. Herr Prof. Bertsch in Bütschwil und Hochw. Herr Rektor Böni in St. Gallen, die zu derselben bereits Stellung genommen haben. Leider müssen wir uns auch versagen, ihre ausgezeichneten Auseinandersetzungen hier anzuführen. (Es sei diesbezüglich verwiesen auf Nr. 225 und Nr. 240 der „Ostschweiz"). Die beiden Kritiker verwerfen die Bestrebungen, die auf eine rein menschliche Veredelung der Art und Steigerung ihrer natürlichen Vollkommenheit hinauswirken, grundsätzlich nicht. Sie bestreiten absolut nicht, daß in der Schule nicht auch durch Anwendung der natürlichen Erziehungsmittel, welche sich auf die rein natürliche Ethik stützen, einzelne Teile der Moral vermittelt werden können, durch die das Schulkind in die richtigen Bahnen gelenkt werde. Sie können aber dieselben nur als ein Hilfsmittel gelten lassen; sie lehnen es auch nicht ab, daß die christliche Pädagogik von diesen natürlichen Erziehungsmitteln Gebrauch machen solle. Auf diesen Standpunkt darf sich der christliche Erzieher ohne Bedenken stellen, denn natürliches Sittengesetz und christliches Sittengesetz stehen an und für sich nicht in Widerspruch.

(Schluß folgt.)

Mundart und Schriftsprache in der Schule.

(Mittel- und Oberstufe.)

Aug. Steiner, Schänis. (Fortsetzung.)

In Wortschatz und Redensarten zeigt die Mundart eine erstaunliche Kraft und Fülle. Es fehlt nur noch die Uebersetzung in die Schriftsprache. Das mundartliche Wort ist durch das entsprechende schriftdeutsche Wort zu ersetzen. Nur das Kleid wird gewechselt. Der bekannte Inhalt wird in ein

neues Gefäß gefüllt. Und dieses neue schriftdeutsche Gefäß darf den Inhalt nicht verändern, nicht verwischen, nicht verwässern, nicht verdunkeln. Da fehlt es in der Schule! Warum gebrauchen die Kinder immer gehen, springen, sagen, sprechen usw? Weil sie die treffenden Ausdrücke nicht zur Verfügung haben; oder richtiger: weil der Lehrer sie nicht zur Verfügung hat. Des Lehrers schriftdeutscher Wortschatzkratten zeigt selbst faustgroße Löcher. Wohl zeigt die richtige Uebersetzung des mundartlichen Wortschatzes Schwierigkeiten, sie kann sogar ohne Umschreibung unmöglich sein. Doch sind die Schwierigkeiten sicher nicht so groß, wie sie *scheinen*.

Nach Versuchen von Otto Greyerz in der Berner Mundart sind durchschnittlich nicht einmal 5 Prozent mundartliche Wörter zu finden, die durch kein stammverwandtes deutsches Wort wiederzugeben sind.

Etwas heikler ist die Uebersetzung der Redensarten. Viele würden Kraft und Saft, ja sogar den Sinn verlieren. In den Redensarten steckt das Heimatliche, das Unübersetzbare der Mundart. Schwierigkeiten bieten sich für jene Lehrer, die nicht die nämliche Mundart wie die Schüler besitzen. Und das ist oft der Fall. Werfen wir nur einen Blick in unsere Konferenz und wir haben die Bestätigung. Da gibt es nur eine Rettung: Studium der Ortsmundart seines Wirkungskreises.

Die Schule soll sich nun das reiche und ersprießliche Material des mundartlichen Wortschatzes für den Deutschunterricht zunutze machen. Sie soll der Schriftsprache die Kraft und Fülle der Mundart geben. *Wie* das geschieht, ist wohl einerlei, sofern Schriftsprache und Mundart getrennt bleiben; denn einen Mischmasch dürfen wir nicht dulden. Aber das ist sicher, ohne fortwährende Berücksichtigung und Ausnützung der Sprache des Kindes geht es nicht. Also, die Mundart nicht ängstlich aus der Schule verbannen, auch wenn's in der 4,. 5., 6. und 7. Klasse oder noch weiter oben ist. Das gibt Freude, wenn es heißt: Nennt im Dialekt: Nahrungsmittel, Speisen, Getränke. Jetzt jedesmal den schriftdeutschen Ausdruck dazu. Oder: Schreibt sie auf, zuerst in der Mundart, gegenüber in der Schriftsprache. Aehnliche Uebungen über Hausteile, Geräte in Küche und Keller, Werkzeuge, Pflanzen, ferner Tätigkeiten, Eigenschaften usw. — Ich verweise auf das Büchlein von Dr. Otto von Greyerz: Deutsche Sprachschule für Berner (Lehrerausgabe). Uebung und Wiederholung sind auch hier die Hauptsache. Eine einmalige Erwähnung und Ersetzung des mundartlichen Wortes durch den schriftdeutschen Ausdruck genügt nicht. Eine weitere Brücke zwischen dem Wortschatz der Mundart und dem der Schriftsprache wird durch die *Volkstümlichkeit der Schulsprache* geschlagen. Ein Kapitel nur für den Lehrer. Gestehen wir es nur ein, wie ich schon bemerkte: Wir tragen auch Schuld an der Eintönigkeit des schriftdeutschen Ausdruckes unserer Schüler. Die Schüler sprechen die Sprache des Lehrers. Der beste Führer im Sprachunterricht ist des Lehrers vollkommene Eigensprache. Und gerade in dieser sind wir zu wenig wählerisch. In der Eigensprache des Lehrers soll der Wortschatz der Mundart zur Geltung kommen. Aus dem Borne der Volkssprache bereichere und belebe er die Schriftsprache. Aber bevor er das kann, muß er die Ortsmundart kennen. Auch das Lesebuch muß uns in unserer Arbeit, nämlich den Wortschatz der Mundart in die Schriftsprache zu verpflanzen, unterstützen. Die Sprache des Lesebuches muß daher auch volkstümlich sein. Unsere neuen st. gallischen Lesebücher bedeuten in dieser Beziehung gegenüber den alten einen bemerkenswerten Fortschritt. Volkstümliche Dichter u. Schriftsteller kommen ausgiebig zum Worte. Auch der sprachliche Anhang fußt teilweise auf der Mundart. Es gäbe das eine Arbeit für sich, das Verhältnis von Lesebuch und Mundart richtig zu beleuchten.

In Wortbildung und Geschlecht weicht die Mundart ebenfalls vom Schriftdeutschen ab. Bei der Bildung von Zeitwörtern gebrauchen Mundart und Schriftsprache teilweise verschiedene Vorsilben. Die Mundart sagt: verbräche, verbieße, verguh, verhaue, verschniede, verschluh, verstoße, verstampfe, verdrugge, verfräße, verbrosme, verfüere, verchratze, vertütsche, verriebe, versage, versprütze, verträume, verzuurle. Die Schriftsprache ersetzt hier die Vorsilbe *ver* überall durch *zer*. Also: zerbrechen, zerbeißen, zergehen usw. Ferner sagt die Volkssprache: verzelle, verdrugge, verwürge, verchelte, verwärme, verfrüre, vertrinke, verwütsche, verwache, verstigge, verzürne, verlide.

Bei *diesen* Zeitwörtern wird die Vorsilbe *ver* durch *er* ersetzt. Also: erzählen, erdrücken, erwürgen, erkälten usw. Die Volkssprache spricht: tüdig, läbig, glänzig, glitzerig, stinkig, glüeyg, räsig, wüetig, schienig, schuumig; sie gebraucht die Bildungssilbe ig, wofür die Schriftsprache d der Nennform des Zeitwortes anhängt. Eine ganze Anzahl Wörter haben im Dialekt und Hochdeutsch verschiedenes Geschlecht.

In der Mundart: Dr Lini, dr Bang, ds Blistift. *Daraus entsteht im kindlichen Schriftdeutsch*: Der Lineal, der Bank, das Bleistift und d'Zupf — die Zupf, dr Zeche — der Zehen, d'Balle — die Balle, dr Fahne — der Fahnen, s'Tänn — das Tenn, dr Spitz — der Spitz, dr Spalt — der Spalt.

Diese Abweichungen in Wortbildung und Geschlecht bedürfen besonderer Berücksichtigung und Wiederholung. Sie erschweren die Erlernung der Schriftsprache. Diese Hemmnisse müssen beseitigt werden. Es hat keinen großen Wert, Hausteile, Kleider, Geräte, Tiere usw. nach dem Geschlecht einzureihen. Stimmen Mundart und Schriftsprache im Geschlechte überein, so werden die Kinder auch dem schriftdeutschen Wort das richtige Geschlecht geben. Viel nutzbringender ist, das Verschiedenartige herauszugreifen und tüchtig zu üben.

(Schluß folgt.)

Für die Praxis!

Einige Aufsatzthemen für obere Klassen der Primarschulstufe zum Anfange des neuen Schuljahres / Von Inigo

1. Was sagt mir mein letztes Schulzeugnis? (Zweck des Zeugnisses — Form und Einteilung — Wo steht's gut mit meinen Noten? — Wo soll's noch besser werden? — Durch welche Mittel ist dies erreichbar? . . .)

2. Von unserem Stundenplan. — Zweck: Die einzelnen Fächer und ihre Verteilung. Welches sind Haupt-, welches Nebenfächer? — Wert der Ausnützung der Zeit . . .

3. Was erwarten Gott, Eltern und Lehrer(in) von einem wackern Schulkinde? Wir alle sind von Gott und für Gott auf Erden. Gewissenhafte Ausnützung der Fähigkeiten und Talente. — Gott gibt hinlängliche Gnade. — Von uns aber verlangt er die gutwillige Mitwirkung. — Daher eifrige und würdige Benützung aller übernatürlichen und natürlichen Hilfsmittel hiezu: Hl. Messe, Kommunion, Gebet . . . früh zu Bette gehen, früh auf. Vernünftig essen, trinken, kleiden, wohnen.

Den Eltern dankbar sein für die Einräumung der vielen Zeit zur Schule, zum Lernen zu Hause, Beschaffung der Kleider, Schulmaterialien, Schulsteuer. — Der Lehrer will dem Kinde Bestes geben fürs spätere Leben, müht sich ab, hat lange studiert, um den Lehrstoff dem Kinde möglichst klar und einfach zu bieten.

Darum gehört ihm seitens des Kindes oder Schülers volle Ehrfurcht, volle Aufmerksamkeit, ernste Anstrengung und williger Gehorsam . . . .

4. Was kann ich dazu beitragen, daß ich möglichst wenig in der Schule fehle? Die schlimmen Folgen des entschuldigten und gar unentschuldigten Wegbleibens. Freudig, nicht gezwungen lernen, weil's mir selbst am meisten nützt. Nur essen und trinken, was wohl tut, zur rechten Zeit. Nicht alles Mögliche hineinessen (unreifes Obst), gut kauen. „Halt Maß in Speis und Trank, so wirst du alt und selten krank". — Nicht wegen jeder Kleinigkeit und jedem kleinen Weh von der Schule wegbleiben, den Eltern gar noch Krankheiten vorschwindeln. Lieber zu spät als gar nicht in die Schule kommen. Alles durch Ausbleiben versäumte Lernen nachholen. Nicht durch eigene Schuld und Gleichgültigkeit sich krank machen. Aber auch keine Krankheit verheimlichen und rasch die richtigen Heilmittel gebrauchen, z. B. . . Sich nicht erkälten. Sich abhärten. Reinlich sein . .

5. Aller Anfang ist schwer. Das gilt schon vom kleinen Kinde, das die ersten Schrittlein macht. Es wird nichts Gutes ohne Anstrengung erreicht. — „Vor die Tugend haben die Götter den Schweiß gesetzt." — Sich wehren bringt Ehren. — Alle Schulfächer erheischen viel Selbstüberwindung für den Schüler. Jedes ist mehr oder weniger ein Kreuzlein für das Kind. Geduld und Ausdauer aber erobern die Höhe und führen zum Ziel. „Steter Tropfen höhlt den Stein." — „Keine Rosen ohne Dornen." Ein gutes Fundament legen. Dann vollzieht sich der Aufbau leichter und sicherer. Jede Halbheit und Flüchtigkeit rächt sich . . . Beispiele. Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. Zuerst muß jeder Lehrbub und dann Geselle sein. Zuletzt erst kommt die Meisterschaft. —

6. Ohne Fleiß — kein Preis. Einen Preis gewinnt jedermann gerne. Jeder Preis setzt aber ein Ringen, ein Sichwehren voraus. Die Schülerpreise sind: Gottes Lohn, Verdienst für die Ewigkeit, Belohnung seitens der Eltern, seitens des Lehrers durch gute Noten, Achtung bei den Mitschülern, Bekannten und Verwandten. Innerer Herzensfrieden. Gutes Gewissen.

7. Wer nicht hören will — muß fühlen. Das erfuhren schon Adam und Eva im Paradiese. Das erfährt auch jedes Kind. Jedes hat schon Strafe fühlen müssen. Warum? Wo? Wie? — „Wer die Rute spart, der hasset seinen Sohn." So muß auch der Lehrer zu entsprechenden Strafmitteln greifen, wenn Rat und Mahnung nicht genügen. Ein wackerer, weiser Schüler versteht das und nimmt die Züchtigung als Sühne für den Fehler ruhig hin. Unverbesserliche müßten in besondere Strafanstalten versorgt werden. In welche? Schande. Vorsatz.

8. Was verlangt der kantonale Lehrplan von den 4.-, 5.- usw. Kläßlern? (Diktat oder Abschrift, Sammlung von Material und Stoff auch durch die Schüler).

10. Jahrgang. Nr. 11. 5. Juni 1924.

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen O

Inhalt: Volkswirtschaftslehre in der Sekundarschule? (Schluß) — Mundart und Schriftsprache in der Schule (Schluß). — Beim Säntiswart.

Volkswirtschaftslehre in der Sekundarschule?

(Schluß)

Wir haben selbst das Empfinden, daß wir mit unseren letzten Ausführungen etwas breit geworden sind. Dieselben könnten vielleicht auch im einen oder anderen Leser den Eindruck aufkommen lassen, daß sie nicht in den Zusammenhang zum Thema gehören, welches wir uns eigentlich zur Bearbeitung gestellt haben. Wir müssen aber doch darauf aufmerksam machen, daß es gerade die ethischen und moral-pädagogischen Erwägungen des Hrn. Mauchle sind, die uns auf diesen kleinen „Abstecher“ geführt haben. Unseres Erachtens nähern sich dieselben doch zu einem schönen Teil unseren eigenen Gedankengängen und Auffassungen. Wenigstens glauben wir aus seinen Darlegungen entnehmen zu dürfen, (man beachte die von uns angeführten Zitate!), daß auch Herrn Mauchle sowohl die Bildungsideale wie auch die Erziehungsmittel der allgemeinen natürlichen Ethik für die Erreichung der ihm vorschwebenden, idealen Ziele nicht hinreichend zu sein scheinen, sofern die höhere Bestimmung des Menschen in Abrede gestellt und die religiöse Erziehung mit ihren ewigen Bildungswerten ausgeschaltet werden wollte. Es ist sehr erfreulich, in seiner Arbeit dieser Ueberzeugung zu begegnen und dieselbe so mutig verteidigt zu sehen. Gerade weil er sich bemüht hat, in unbefangener und seriöser Weise den Ursachen des schweren Unheils nachzugehen, das über die Menschheit hereingebrochen ist, und dieselben auch richtig erkannt hat, so ist er auch auf die fundamentalen Mittel gestoßen, die zur Gesundung und Errettung der kranken Menschheit als die ersten und allgemeinsten in Betracht fallen.

So ist's: Große Massen der Menschheit haben die ehernen und unwandelbaren christlichen Grundsätze verleugnet und fröhnen höchstens noch der sogenannten modernen Kulturethik, einer Begründung und Ordnung des menschlichen Lebens, die völlig selbständig und unabhängig von Religion sein will, — wie die Vertreter derselben sagen — rein ethisch, wirklich sittlich, rein weltlich, allein haltbar und berechtigt. Die Vertreter dieser rein natürlich-ethischen Richtung („Ethiker“ nennen sie sich im Gegensatz zu den „Religiösen“) fordern demgemäß eine Erziehung, die losgelöst ist von Gott u. Religion. (Neutraler Gesinnungsunterricht!)

Mauchles Darlegungen atmen nicht diesen Geist der natürlichen Kultursittlichkeit, nein, sie stehen ein für eine positive Lebensordnung, aufgebaut einerseits auf der Natur, anderseits aber auch auf der christlichen Religion und Sittenlehre.

Nun aber etwas anderes! Wenn Herr Mauchle der Ansicht ist, daß im besonderen auch dem Volkswirtschaftsunterricht sein Teil zukomme in der moralischen Förderung unserer Jugend, so kann man in guten Treuen dieser Meinung gegenüber etwas skeptisch sein. Wir persönlich wenigstens schrauben in dieser Beziehung unsere Erwartungen nicht so hoch. Ganz gewiß schließt die Volkswirtschaftslehre naturgemäß nicht bloß viele Bildungswerte in sich, sondern auch ethische Prinzipien, die in der Erziehungsschule zur Geltung gebracht werden müssen. Wenn Mauchle der Auffassung ist, daß der Volkswirtschaftsunterricht dazu angetan sei, im jungen Menschen den „guten Willen“ zu bilden, so mag ja dieselbe zu einem Teil ihre Richtigkeit haben. Uns scheint aber, daß die Einsichten des Volkswirtschaftsunterrichtes nicht weiter reichen, als im jungen Menschen das Interesse am Wohl und Wehe der Mitmenschen zu wecken und mit diesem Interesse das Gefühl der christlichen Nächstenliebe. Es kann dem Volkswirtschaftsunterricht nicht abgesprochen werden, daß ihm zahlreiche Gelegenheiten geboten sind, moralische

Dinge u. Forderungen in die Besprechung zu ziehen; aber das ist eben nur noch bloßer moralbildender Unterricht, welcher bestehende sittliche Forderungen und geltende Sitten von außen an den jungen Menschen heranbringt und mehr nur didaktischen Charakter trägt. Nach unserer Ansicht handelt es sich aber darum, sich an die richtigen Anlagen des Menschen zu wenden, ihn von innen zu fassen, das innere Menschenwesen zu wecken, sein Herz zu gewinnen. Nur durch diese ethische Behandlung und Bildung kann der junge Mensch mehr und mehr zum vernünftigen Willensleben und zum eigenen Erfahren und Empfinden des Gutwerdens und zum freudigen Erfassen des Sittlichen erzogen werden. Und wenn wir in allen Fächern, wo das möglich ist, also vorab in den sogenannten Gesinnungsfächern, in diesem Sinne uns mit allem Ernste bemühen, so wird der moralische Ertrag dieser Erziehungstätigkeit entschieden größer sein als bei einem Unterricht, wo durch bloßes Moralisieren den Schülern immerhin ein reiches Wissen vom Sittlichschönen vermittelt werden kann, aber ohne unmittelbar zum sittlichen Tun zu führen. Mauchle besitzt die richtige Erkenntnis für das, was der dem Abgrund zueilenden Menschheit so nottut. Nur in einer sittlichen Erneuerung der Menschheit liegen die starken Wurzeln ihrer wirtschaftlichen und moralischen Gesundung. Und für diese Rettung der Volksseele muß neben der Kirche auch die Schule ihren großen Einfluß zur Geltung bringen. Wir müssen es als unsere Gewissenspflicht empfinden, mitzuarbeiten am Abbau der Genußsucht, an der Pflege des Autoritätswillens, an der Beseitigung des Hasses und der Standesgegensätze, an der Ueberwindung der Selbstsucht und an der Pflege des Gemeinsinnes. Unser Anteil an dieser schönen Aufgabe ist groß und muß übernommen werden durch die religiös-sittliche Bildung der uns anvertrauten Jugend. Jawohl, auf dieser Linie wollen wir Erzieher zusammenwirken, zum Heil der menschlichen Gesellschaft, zum Nutzen und Frommen unseres heranwachsenden Geschlechtes.

Mundart und Schriftsprache in der Schule.

(Mittel- und Oberstufe.)

Aug. Steiner, Schänis. — (Schluß)

Ich komme zum dritten Teil der speziellen Sprachpflege. Nächst den Lauten und dem Wortschatz kommen die Wortformen in Betracht. Was bringt das Kind an solchen mit? Gar viel! Denken wir nur an die korrigierten Aufsätze. Da erzählt das Kind von den zwei Hünden daheim. Auf der Straße sieht es ein Bettler. Die Mutter gibt am Bettler ein Stück Brot. An Allerheiligen stand es am Grabe von der Mutter. Gestern war es im Schulzimmer viel dünkler. Alles Formen, die uns viel Aerger und Arbeit bereiten. Die Mundart hat eine Menge Wörter, deren Mehrzahl in Schriftsprache anders lautet. Zum Beispiel sagt die Mundart: Die Hünde, die Spieler, die Nüssen; die Wägen, die Bröter, die Ballen, die Rösser, die Lumpen, die Hember, die Hefter, die Seiler, die Beiler.

Diese Bildungen sind uns allen bekannt aus den Arbeiten der Kinder. Kommt's gar zu dick, wird ins Merkheft des Lehrers eingetragen als Aufgabe für die nächste Sprachstunde: Mehrzahl der Hauptwörter üben!

In der Sprachstunde schreiben dann die Kinder alle möglichen Dingwörter in der Mehrzahl, nur nicht jene, welche dieser Uebung gerufen haben. Aber dafür springen im nächsten Aufsätzchen schon schon wieder zwei Hünde daher, und zwei Rösser „vertauben". Sehr schwer geht dem Kinde die Deklination (des Hauptwortes). Seine Sprache kennt den Genitiv und Akkusativ nicht, oder beinahe nicht: den Dativ in anderer Form.

Die Mundart spricht: Uf em Schulweg hani der Vatter, der Landjeger, e Bettler, der Herr Pfarrer, der Herr Lehrer, e Ma, de Milchma, gseh. Daraus folgt das mundartliche Schriftdeutsch: Auf dem Schulwege habe ich der Vater, der Landjäger, ein Bettler . . . gesehen. Ferner: Ich säg es im Lehrer, ich säg es am Vater, a der Mueter, am Josef.

Daraus entsteht: Ich sage es im Lehrer, am Vater, an der Mutter, am Josef.

Weiter: Uf em Grab vo dr Mueter, vom Vatter, vomene Chind, vonere Frau, vom Götti. Als Folge: Am Grabe von der Mutter, vom Vater, von einem Kind, von einer Frau, vom Götti.

Die Beispiele aus der Mundart zeigen selbst den Weg, welcher bei der Deklination einzuschlagen ist. Viel Mühe bereitet auch das Zeitwort. Die Mundart kennt nur das Präsens: (Ich guh, ich schwinge), das Perfekt (i bi gange) und den Konjunktiv des Perfekts (i gieng). — Sehr oft wird diese Zeit noch umschrieben mit würde. (Ich wür au i d'Schuel guh.) Die so wichtige Erzählform des Schriftdeutschen, das Imperfekt, fehlt der Mundart vollständig. Da sind eingehende Uebungen am Platze, fortschreitend vom Bekannten zum Unbekannten. Also von der

Erzählform der Mundart zur Erzählform der Schriftsprache.

Die Konjugation bietet wieder besondere Schwierigkeiten in Personal- und Zahlformen.

Die Mundart konjugiert das Tätigkeitswort fahren: ich fahre, du fahrscht, er fahrt, mir fahret, sie fahret. Die 2. und 3. Person verleiten zu Fehlern.

Die Schriftsprach: ich fahre, du fährst, er fährt, wir fahren, ihr fahrt, sie fahren.

Auf die Partizipien ist ein besonderes Augenmerk zu richten, da viele in der Schriftsprache von der Mundart abweichen:

Ich ha dängt = gedenkt,
ich ha ne gchännt = gekennt,
es hät brännt = gebrennt,
brunge = gebrungen,
gschloffe = geschloffen,
grännt = gerennt.

Bindewort und Fürwort verdienen auch ihre Berücksichtigung. Ich möchte nur noch eine Eigenheit der Mundart herausgreifen, die immer zu Fehlern verleitet. Die Mundart braucht oft das Wörtchen wo als hinweis. Fürwort und Bindewort.

Z. B.: Das isch der Ma, wo mer gester ghulfä hät. Der ander Ma, wo der Blind gfüert hät. Im Hus, wo mer früener diheime gsi sind. Weischt nu, wo mer det Aepfel gnu händ? Er ischt schu da gsi, wo ni chu bi. — Wäre uns der hartnäckige Einfluß der Mundart auf die Schriftsprache noch nicht so recht zum Bewußtsein gekommen, so haben die angeführten Beispiele ein wenig darauf hingewiesen. Trotz der großen Bedeutung der Mundart nimmt sie dennoch nicht die gebührende Stellung ein. Ein Grundgesetz der Pädagogik fordert: Der Unterricht hat an das anzuknüpfen, was das Kind aus dem Elternhaus und dem Leben mit in die Schule bringt; das gilt wohl für den wichtigsten Unterrichtsgegenstand auch. Also auch im Sprachunterricht vom Bekannten zum Unbekannten! Das sicherste Wissen, welches das Kind mitbringt, ist seine Sprache. Es kann nicht denken, nicht vorstellen, nicht fühlen ohne sie. Nur durch die Form der Hausprache versteht es die Welt. Auf diese hat sich die Schriftsprache zu gründen. Die Mundart ist die Grundlage des Sprachunterrichts. Aber nicht nur auf der Unterstufe. Mittel- und Oberstufe können dieser Grundlage auch nicht entbehren. Der Einfluß der Mundart hört hier nicht auf. — — — —

Die allgemeine Sprachpflege beruht auf dem Grundsatz, daß jede Unterrichtsstunde in gewissem Sinne eine Sprachstunde ist. Jede Unterrichtsstunde ist eine Sprachstunde! — Wenn ich ein wenig über diesen Satz nachdenke und meinen Unterricht einmal nur von diesem Standpunkt aus betrachte, so darf ich wohl dreimal kräftig an die Brust klopfen und bekennen: Meine Schuld, meine große Schuld, meine größte Schuld! — Nun, man tröstet sich mit der Ausrede: Steh' ich allein auf weiter Flur? Es ist Tatsache, daß in dieser Beziehung viel gesündigt wird. Was wir im speziellen Sprachunterricht durch schwere Arbeit und Geduld mit dem Kinde erarbeitet haben, wird in der allgemeinen Sprachpflege nicht verwendet und nicht beachtet. Da kann Mundart Mundart und Schriftsprache Schriftsprache sein. Was kümmern mich in der Rechenstunde Lautstand, Wortschatz und Wortform der Mundart und ihr Verhältnis zu ihrer schriftsprachlichen Schwester! — Allgemeine und spezielle Sprachpflege stehen im Widerspruch. Zeitmangel, Störung des Unterrichts sind die Entschuldigungen dafür. Ich komme zum Schluß und fasse meine Arbeit zusammen im Satze: Die Schriftsprache soll aus der Ortsmundart herauswachsen!

Beim Säntiswart.

Plauderei von Hannes

Schön ist der Alpstein und lockend, fürwahr, wenn sich über den glänzenden Felswänden und den frischen Schneefeldern ein klarblauer Himmel wölbt. Und wie sie dann locken können, all die lieben Köpfe und Gräte, Kuppen und Alpenwiesen, wenn man sein sehnend Auge von einem unserer Hügel hinein spähen läßt in die nahe Gebirgswelt!

Und so haben sie auch mich mit einem eigenen Sehnen und Drängen erfüllt, bis ich schließlich mit Rucksack und Weiblein, Proviant, Tabak und Bergkamerad den Berg hinanstieg, immer höher und weiter, immer froher und freier.

Ueber Wildkirchli ging's und Ebenalp und dann über den Schäfler dem Blauen Schnee zu.

Aber der Säntis ist ein trügerischer Geselle. Lacht er dir noch so einladend und freundlich zu, wenn du kleines Menschenkind vom grünen Tal zu ihm emporblickst, bis du oben bist, hat er schon in ärgerlicher Verdrießlichkeit eine dichte Wolkenkappe übers ehrwürdige Haupt gezogen und einen ebenso behäbigen Nebelkragen umgelegt. Aergern magst du dich, wie du willst, helfen tut's aber keinen Pfifferling. Eher entschleierst du die koranttreueste Türkenfrau als den alten Säntismann!

Damit ich's gleich gesagt habe: Als der Blaue Schnee unsere Bergschritte zu dämpfen begann, krochen dunkle Nebel die Mulde herunter, hüllten erst den Säntisgipfel ein und kamen uns dann,

angetrieben durch einen kräftigen Bergwind, zuvorkommend entgegen. Umkehren oder weiter steigen? — Drei Paar Augen suchten die ganze sichtbare Welt ab. Seealpsee und die östlichen Berge lagen noch im friedlichsten Sonnenschein. Durch die dunklen, zerrissenen Nebelwolken über uns lachte für Augenblicke ein, ach, so lockendes Stücklein Blauhimmel, als ob's: „Nur vorwärts!" winken wollte.

Also vorwärts, dem Gipfel zu!

Ich bin kein Bergsteiger und liebe die Plätzlein nicht besonders, wo man seine Schuhsohle über kirchturmtiefe Abgründe hinaus setzen kann. Als es aber von der Einsattelung zwischen Gyrenspitz und Säntisgipfel dem Drahtseil nach hinauf ging und ein gar so wilder West an Rucksack und Beinen riß und stieß, daß man sich unwillkürlich an den Felsen anschmiegte, auf dem die vom Sturme hergeschmissenen Regenschauer aufspritzten, da überkam mich ein nie geahntes Sehnen nach den gastlichen Säntishäusern.

Endlich, endlich — mir schien, der Blaue Schnee und die sonnendurchglänzte Herrlichkeit in der Tiefe lägen eine halbe Ewigkeit hinter mir — tauchte aus den jagenden Nebeln das Windmesserhäuschen des Säntisobservatoriums auf. Wie närrisch tanzten die Windkellen im Sturme.

So, oben waren wir — zu sehen gab's nichts. Sehnend schauten wir uns nach allen Seiten um; aber wie angestrengt unsere Augen auch in die Wolkendämmerung starrten, sie vermochten keine lichtere Stelle im Nebel zu entdecken. — Wie gefangen auf hoher Warte kamen wir uns vor, und resigniert und doch noch hoffend stiegen wir die kurze Strecke zum Observatorium hinunter.

An der kahlen Mauer des Säntishauses hing ein Kästchen für die Witterungsberichte. Das mußten wir uns natürlich begucken. Aber rein gar nichts war drin, wohl, weil's mit dem Wetter auch nichts war.

Ich blickte zu den Fenstern des Observatoriums empor u. wähnte plötzlich, Allerheiligen wäre schon vorbei. Und doch standen wir im Hochsommer. Aber zwischen den innern und den Vorfenstern des Hauses lag ein Mooskissen, wie bei uns daheim im kalten Winter, und ums Haus zogen ja Nebel, wie sie „drunten" im Spätherbst und Winter Mode sind.

Eben trat der Säntiswart heraus, ein strammer, breitschultriger, braungebrannter Bündner.

„Herr Steier — so heißt der Säntiswart — was machen Sie mit dem Wetter?" fragte mein Bergkamerad.

„Nichts mach ich dran, rein gar nichts", gab er zurück und blickte forschend in die Weite, ich mein halt eben, so weit es langte.

Der Herr Säntiswart ist sicher ein freundlicher Mann; aber daß er sich mit jedem Säntisbesucher in ein Gespräch über das Wetter einlasse, kann kein vernünftiger Mensch verlangen. Weil's uns aber so empfindlich an die blauen Hände und die nassen Beine fror, während drinnen in der Stube ein lustiges Feuerlein im Ofen knisterte, gab sich mein Begleiter dem Herrn Steier als Menschenkind zu erkennen, das schon öfters an den Telegraphenapparaten des Observatoriums zu flicken hatte und somit im Hause kein Fremdling wäre.

Das änderte natürlich die Sachlage, und mit gewinnender Freundlichkeit führte uns der „höchstgestellte" Bundesbeamte der Schweiz in seine Klause.

Eine fast tropische Hitze strömte uns entgegen. Unter dem Tisch hervor sprang der Hund, „Säntа" geheißen; auf dem Kästchen des Telephons schreckte die Säntiskatze aus süßem Träumen auf, stellte sich gähnend auf die Beine u. streckte den Schwanz empor. Im Kanapee erwachte das kleine Töchterlein des Säntiswarts, das einzige, neunjährige Kind der Observatoriumsleute, das eben seit drei Wochen bei seinen Eltern in Ferien weilte. Aus der Küche kam die Frau Steier herein, trocknete sich die Hände an der Schürze, begrüßte uns mit bündnerischer Freundlichkeit, und nun waren wir auf dem Säntis daheim.

Daheim für 24 Stunden, während denen wir auf einen sonnenhellen Augenblick warteten, um in die Tiefe zu blicken und den Lohn für all die Bergsteigermühen einzuheimsen.

Aber keinen Augenblick gab uns der Himmel frei, der Säntis blieb in Nebelschwaden und Regenschauern stecken, so lange wir uns auf dessen Haupt festgesetzt hatten.

Und doch waren's köstliche Stunden, die wir droben verlebten, dort in jenem Hause, wo sich vor zwei Jahren jenes schreckliche Drama abgespielt hat, von dem die ganze Schweiz, ja die ganze Welt mit tiefem Mitleid u. kaltem Schauern erzählte.

Unwillkürlich flog mein Blick immer wieder zur Wand beim Telegraphenapparat hinüber, wo hinter einem Bild noch die Wunde im Holze klafft, die von der einen mörderischen Kugel gerissen wurde, während die andere die Frau des Säntiswarts zu Boden streckte.

Es ist ein eigentümliches Gefühl, sich in diesem Unglücksraume zu wissen, und eine unüberwindliche Scheu, den jetzigen Bewohner dieses Hauses irgend etwas über das Schreckliche zu fragen, überkommt einen.

(Fortsetzung folgt.)

10. Jahrgang. Nr. 12. 19. Juni 1924.

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen O

Inhalt: „. . . und hätte die Liebe nicht . . .“ — Ein Beitrag zum naturkundlichen Unterricht in der Volksschule. — Beim Säntiswart (Fortsetzung).

„. . . und hätte die Liebe nicht . . .“

„Und das Höchste ist die Liebe“, betitelt sich eine kleine Arbeit in Nr. 6 der „Lehrerin“ v. l. J. Wir brauchen nur ein wenig in der Welt uns umzusehen, um zu erfahren, daß dies Wahrheit ist: flammende Gottesliebe, hochherzige Nächstenliebe und vergötternde Selbstliebe wohnen in jedem Erdenwinkel, oft erstaunlich nah beisammen. Die Gottesliebe, die sich ausstrahlt in der Nächstenliebe, müssen wir Lehrer und Lehrerinnen als Erzieher auch unsere Kinder lehren. Wie lehren? Lesen und Schreiben, Heimatkunde und Naturgeschichte sind weniger schwierig und weniger notwendig dem jungen Menschen beizubringen als das größte Gottesgebot der Liebe. Wie nun? In ihrem Tagebuche schreibt Lucie Christine ein Wort nieder, das der göttliche Meister sie selbst gelehrt und das uns klar und bestimmt und so einfach den Weg weist. Sie schreibt: „Jesus will, daß seine Liebe von mir auf die andern überströme, daß diese göttliche Liebe der hervorspringende Zug, das besondere Merkmal von allem sei, was ich sage oder tue.“

Schon viele haben es versucht, diese größte Aufgabe auch den Kleinen und Kleinsten unter unsern Schülern nahezubringen. Bildchen und Betbüchlein, Legenden und Biblische Geschichten mit Bild und Spruch, Katechesen und Gebetsübungen, sie alle streben demselben Ziele zu, wollen des Kindes Seele in seinem Innersten fassen und ihm das Schönste, Höchste u. Beglückendste geben. Und da u. dort aber auch scheint alles Werben vergebl. Tun.

Was wollen diese Ausführungen? Andern Wege weisen? Nein, sie wollen nur von einem Versuche reden, der das gleiche hohe Ziel bei den Kleinsten erstrebte. — —

Liebe! Sie ist das Schönste, das unsere Erde birgt. Lieblich sind die Blumen in ihrem Farbenschmelz, verlockend die Früchte in ihrer Fülle, begeisternd und überwältigend oft die großartige Schönheit der leblosen Schöpfung. Und was der Mensch in Jahrtausenden mit Geist und Fleiß geschaffen hat, es birgt viel Schönheit in sich. Gebt dem Menschen alles zu eigen, was an Schönheit, Liebreiz und Genuß die Erde birgt, versagt ihm aber die Liebe, er wird einsam durchs Leben gehen und den Tag seiner Geburt verwünschen. Das Höchste ist die Liebe. Das Höchste dürfen wir unsern Kindern nicht vorenthalten.

Alljährlich, wenn im Mai die neuen Erstkläßler in die Schule treten, da ist's ein eigen Gefühl im Lehrerherzen drin. Diese Kleinen scheinen mit feinem Kindersinn die Fühler auszustrecken, um die neuen Verhältnisse, in die der Schulzwang sie hineingeführt, zu prüfen. Ihr fragender Blick, ihre schüchternen Versuche, mit dem Lehrer in nähere Beziehung zu treten, verraten dies Bestreben. Da stellt der Erzieherberuf dem Lehrer die erste Aufgabe diesen Neulingen gegenüber. Nicht tote Buchstaben und starre Ziffern fordert sie. „Lehrer, gib Liebe“, ist ihr Begehr. Wohl dem Lehrer, der ein Herz für diese Kinderchen hat, für die zartbesaiteten Seelchen, die bisher im Sonnenschein der Elternliebe gleich Knospen sich erschlossen. Wenn der Lehrer keine Liebe, selbstlose hingebende Liebe, für sie hat, werden sie sich ihm verschließen, und sein Wirken ist wahrlich ein dorniges Feld. — Aber, ist es denn schwer, dies Völklein zu lieben? Sind Kinder in ihrer Unschuld, Einfalt, Zutraulichkeit und Fröhlichkeit nicht so einzig liebenswert, daß man sich wundern muß, Erwachsene zu finden, die einen Hund, eine Katze, Gold und Flitter mehr lieben können als ein Kind. Und ein Kind verlangt keine großartigen Liebesbeweise; ein freundlicher Blick, ein teilnehmendes Wort, ein Botengang, ein winziges Geschenklein, ein fröhliches Spiel, ein gütig Uebergehen einer Unvorsichtigkeit, ein Spaziergang zu Blumen und Tierlein genü-

gen, es zu entzücken. Aber diese Zeichen der Liebe fordert es vom Lehrer, soll nicht sein liebehungrig Herzchen in der Schule darben und verkümmern.

Doch in welchem Zusammenhang steht denn diese Liebe des Lehrers zum großen Gebot der Gottesliebe? In einem kleinen lieben Handbüchlein des Bibl. Geschichtsunterrichtes schreibt der Verfasser: „Vor allem sei die wahre Gottes- und Kinderliebe des (Religions)-Lehrers das Fundament des ganzen Unterrichtes. Ohne diese Liebe werden seine Worte vielleicht belehren, aber nicht wärmen, werden gleich dem Schalle bis zum Ohre, aber nimmer bis zum Herzen dringen. Er vergesse daher nie das für jeden Erzieher und Lehrer so wichtige Wort des Apostels: ‚Wenn ich spräche der Engel und Menschen Sprachen, die Liebe aber nicht hätte, da wäre ich wie ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.'"

Liebe ist die Grundbedingung, daß das Kind gern in die Schule kommt. Liebe muß es da finden, Liebe wird es dann geben, ein fröhlich Gedeihen der Erzieher- und Lehrerarbeit kann nicht ausbleiben. Wirklich nicht? Der Segen kommt von oben. Diese Liebe des Kindes zum Lehrer und zur Schule trägt ja rein natürlichen Charakter. Es liebt den Lehrer, weil er ihm gut ist, es liebt die Schule, weil man seinen Neigungen, seinen Bedürfnissen und Schwächen dort gerecht wird. Müßte man aber da nicht an das Wort des Heilandes erinnert werden: Was tut ihr da Besonderes? Tun dies nicht auch die Heiden? Bloß natürliche Liebe genügt nicht; denn: „Unruhig ist unser Herz bis es ruhet in Dir, o Gott".

Und nun setzt die große und schwere Aufgabe ein, das Kinderherz für den lieben Gott zu erwärmen, daß es mit der ganzen Kraft seiner jungen Seele, mit seinem empfänglichen Gemüte und seinem hingebenden Herzchen ihn umfängt und ihm angehören will. Vor der Größe dieser Aufgabe möchte man oft verzagt die Hände in den Schoß legen, zumal der materialistische Geist im Elternhaus und weiterer Umgebung so oft wie ein tötender Reif vielversprechende Anfänge verheert. Doch liegt anderseits diese Aufgabe so ganz im Willen des ewigen Gottes, daß unser gute Wille seiner Unterstützung sicher ist, wenn wir nur auch im Bewußtsein eigener Unzulänglichkeit sie uns erflehen. Da bietet schon gleich das Schulgebet einen Anknüpfungspunkt. Die Lehrer und Lehrerinnen müssen in ihrem Innern erbärmlich Fiasko gemacht haben, die sich und ihren Kindern den Segen des Schulgebetes vorenthalten. Und verlangen die Schulverhältnisse auch vielerorts eine Auslaugung jeder konfessionellen Färbung, daß so ein Schulgebet wohl am besten mit einem verwaschenen Kleidungsstück verglichen werden kann, auch diesen Lehrern und armen Kindern gilt das tröstliche Wort: „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind."

Warum beten wir? Das dürfen auch unsere Kleinen schon wissen, warum wir zu Beginn und Ende des Unterrichts beten. Die Antworten auf diese Frage sind oft köstlich: Weil es immer regnet, weil die Sonne nicht scheint, weil unser Edi krank ist, weil der Seppli vom Wagen herunter gefallen ist. Doch eines hat den Kern erfaßt: „Damit der liebe Gott eine Freude hat." Und das greifen wir heraus. Dem lieben Gott Freude machen, das wollen wir, drum beten wir auch so schön. Wir falten die Hände, wir schauen zu seinem Bild hinauf, nicht rechts, nicht links; denn sonst würde es ihm ja gar nicht gefallen. Und warum beten wir zum lieben Gott? Da meint eins treuherzig, „weil er der Meister ist." Ja, Gott ist unser Meister, dem unsere Arbeit gehört, der unser Lernen mit liebender Teilnahme begleitet, der aber auch für all unsere Bedürfnisse sorgt, dem nicht nur wir tributpflichtig sind, sondern Blümlein und Tiere, Bach und See, Wolken und Sterne, selbst die Engel im Himmel auf den leisesten Wink folgen. Gar schnell ist das Gehörte bei vielen zum andern Ohr wieder hinaus, kaum gesagt, schon wieder vergessen. Lassen wir uns nicht entmutigen. Sagen wir's halt wieder und wieder bei jeder passenden Gelegenheit. Die Frage vor dem Gebet: „Wessen wollen wir denken?" oder „Wer will dem lieben Gott eine Freude bereiten?", genügt. —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag zum naturkundlichen Unterricht in der Volksschule

Von August Knobel, Göschenen

Alle Erkenntnis beruht auf dem Beobachten, d. h. auf der geregelten, planmäßigen und zielbewußten Betrachtung nicht bloß des Aeußern der Naturkörper, sondern auch ihres Werdens, Sichentwickelns und Vergehens. Daß aber viele Kinder über die sie umgebende Natur, wie auch überhaupt, vorstellungsarm in die Schule kommen, ist uns bekannt. Die Schule hat nun in erster Linie dafür zu sorgen, daß die Kinder viele und wertvolle Vorstellungen aus dem Bereiche der Natur erlangen. Vorher aber müssen sie angeleitet werden, richtig zu beobachten, d. h. sie müssen so be-

einflußt werden, daß sie selber freudig und ausharrend die Dinge in der Natur anschauen und die Erscheinungen beobachten und verstehen. Umgang mit der Natur ist ein Glück, das keinem Kinde vorenthalten werden darf. Nur solcher Unterricht führt zu Gott, jeder andere bläht auf.

Der Beobachtungsarbeit dienen am besten gemeinsame Schulspaziergänge. Solche sind notwendig, weil sich im Schulzimmer manche Naturkörper nie so veranschaulichen lassen, daß die Kinder ein Gesamtbild gewinnen. Ein Gesamteindruck von Feld, Wald, Wiese etc. läßt sich nur durch unmittelbare Anschauung gewinnen. Zur sinnigen Naturauffassung gehört die nötige Gemütsstimmung. Diese kann am sichersten auf einem Spaziergang unter der unmittelbaren Einwirkung der Natur erreicht werden. Man gehe mit den Schülern der Entwicklung, dem Wachstum nach. Nur dann lernen sie das Buch der Natur recht lesen und verstehen. In ihrem Geiste wird ein anderes Bild entstehen, und sie werden in Zukunft die Dinge mit andern Augen anschauen. Haben sie gelernt, wie man beobachten muß, so kann man ihnen Beobachtungsaufgaben als Hausaufgaben stellen. Die Beobachtungen können sich erstrecken auf die Tier- und Pflanzenwelt, auf die Bodenverhältnisse, die Witterungserscheinungen usw. Ich führe einige Beispiele an:

Der Kirschbaum. Beobachtet:

1. Wo wächst der Kirschbaum? (Bescheiden in seinen Ansprüchen!)
2. Beobachtet Stamm und Krone des Kirschbaumes.
3. Das Oeffnen der Knospen.
4. Was sproßt früher, Blätter oder Blüten?

Die Hausschwalbe. Beobachtet:

Die Schwalbe beim Fliegen, bei gutem und schlechtem Wetter, beim Ausruhen, (Turmschwalbe), beim Bau des Nestes, beim Füttern der Jungen!

Frühlingserscheinungen. Beobachtet:

1. Den Auf- und Niedergang sowie den Tagesbogen der Sonne nach Ort und Zeit. (Vergleich mit dem Winter.)
2. Merket, wann der Schnee völlig geschmolzen ist, auf dem Hausdache, auf der Süd- und Nordseite, auf den Bergen und Hügeln, auf der Wiese, im Garten.
3. Bringet jedes neue Blümlein, das ihr draußen findet, zur Schule und merkt euch, wo und wann ihr es gefunden habt!
4. Notiert das erste Erscheinen der Stare, der Schwalben, des Kuckucks etc.!

Schon an solchen einfachen Beobachtungen haben die Kinder Freude. Jubelnd bringt da ein Knabe die erste Nachricht von dem Eintreffen der Schwalben; ja nicht nur das, er hat den Frühlingsboten bereits etwas beobachtet und weiß schon allerlei von seinem Gefieder, seiner Lebensweise und seinem Benehmen zu erzählen. Solche Beobachtungsaufgaben sollen natürlich zum voraus gegeben werden, dann folgt die Unterrichtsstunde, wo die Kinder das bereits Gesehene über den Naturgegenstand berichten. Schön sagt in diesem Sinne Kehr: „Die Natur ist besser als alle Bilderbücher. Leite darum deine Schüler an, am Bache die Libellen zu beobachten, im Walde den Stimmen der Vögel zu lauschen, auf der freundlichen Dorfflur den Segen der Ernte zu schauen, und du hast mehr getan und Besseres geleistet, als wenn du in der Schulstube den Sinn der Kinder durch tote Begriffe und hohle Definitionen verdumpfest oder ihnen statt lebendige Dinge tote Bilder zeigst und sie mit geschmacklosen Lesestücken fütterst.“ Die Naturbeobachtung ist also das Fundament eines erfolgreichen naturgeschichtlichen Unterrichtes.

(Fortsetzung folgt.)

Beim Säntiswart.

Plauderei von Hannes, Fortsetzung

Wir haben wirklich nur wenig über das große Weh gesprochen, das im Vorfrühling 1922 übers Säntis-Observatorium hereingebrochen ist, und können nicht begreifen, daß es Menschen gibt, die mit einer Unverschämtheit sondergleichen ins Telegraphenzimmer oder in die Küche hineindringen und fragen: „So, wo hat man nun den Haas ermordet?“

Aber anderes hab ich den Säntiswart gefragt und zwar bei jedem Faß, den wir wagten, wieder Neues.

Mancher meint, der Säntiswart hätte ein gar leichtes Leben und seine Arbeit wäre bald getan. So ein klein wenig beneidete auch ich den Herrn um seine Aufgabe. Die Obliegenheiten des Observators auf dem Säntis sind aber so mannigfach u. müssen zudem mit einer so peinlichen Pünktlichkeit ausgeführt werden, daß wohl ein schöner Prozentsatz der Menschenkinder in kurzer Zeit den Dienst quittieren wollten oder müßten.

Im Tagebuch des Wetterwarts, das ich mir begucken durfte, steht über den heutigen Beobachtungs- und Wetterdienst im Observatorium folgendes:

Die Obliegenheiten des Säntiswarts bestehen in:

a) sechsmaligen Ablesungen und Notierungen um 7½, 10½, 13½, 16½, 18½ und 21½ Uhr an nachstehend angeführten Instrumenten:

1. Barometer und Barograph im Instrumentenzimmer (im 1. Stock),
2. Trocken- und Feuchtthermometer an der Ostseite,
3. Hygrometer (Lamprecht) an der Ostseite,
4. Minimumthermometer, ebenfalls an der Ostseite, 2 mal täglich, morgens und abends,
5. Thermometer an der Nordseite,
6. Thermometer im Jalousiehäuschen an der N.-W.-Seite,
7. Thermograph,
8. Hygrograph und
9. Hygrometer im Jalousiehäuschen,
10. Maximumthermometer, gleichenorts, einmal täglich, abends 18½ Uhr,
11. Windmesser (Anemometer) im Häuschen auf dem Säntisgipfel,
12. Thermometer, ebendort,
13. Aufstellung des Sonnenautographen, (zur Messung der Dauer des Sonnenscheins) im Sommer auf dem Dach des Hauses, im Winter auf dem Tisch beim Windmesserhäuschen.
14. Messung des jeweiligen Niederschlages und Aufstellung des Mittels,
15. Beobachtung der Wolkenbildung und Arten und allgemeiner Wetterzustand.

b) Ausführung und Berechnung der Tabellen mit Monatsmittel, monatlicher Abschluß und Einsendung an die Zentralanstalt (Zürich!):

1. Originalbeobachtungstabellen, (Doppel) wovon eine im Observatorium bleibt,
2. Reduzierte Tabellen der Beobachtungen,
3. Eintragung in der Windtabelle und Berechnung der Windgeschwindigkeit nach Kilometer,
4. Eintragung der Sonnenscheindauer und Berechnung derselben,
5. Auswechslung der verschiedenen Streifen, Barograph-, Thermograph-, Hygrograph- und Windmesserstreifen etc.

(Die „Graphen" sind alles Apparate, die die Veränderungen in Temperatur, Feuchtigkeitsgehalt der Luft, Luftdruck, Windstärke selbsttätig durch Kurven auf Papierstreifen notieren).

c) Ausfertigung und Beförderung der drei Wettertelegramme an das Observatorium Zürich (via St. Gallen) um 7½, 13½, 18½ Uhr.

Der werte Leser wird bereits sein Urteil über die Tätigkeit des Säntiswarts nötigenfalls berichtigt haben.

Selbstverständlich habe ich mit Freude Herrn Steier zugestimmt, als er mir den Vorschlag machte, ihn auf seiner Tour zu begleiten. Heute ging's leicht. Wie aber mag's sein, wenn die Instrumente vor den Fenstern draußen mit einer Unmasse Schnee und Rauhreif zu einem Klumpen zusammengefroren sind und die grimmige Kälte in die Finger beißt; wenn Schnee und Eis von den eisernen Apparaten entfernt werden müssen und mit dem rasenden Winde ganze Schneewolken ins Haus herein stieben!

Im Winter wär's oft eine Unmöglichkeit, zum Windmesserhäuschen auf dem Gipfel zu gelangen, sofern man dies oberirdisch versuchen wollte. Das Säntishaus liegt dann beinah' im Schnee begraben, und oft muß sich der Säntiswart vom Telegraphenzimmer aus durch den Schnee einen Tunnel graben, damit durch das Südfenster wieder Licht eindringen kann.

Da aber auch im Winter die Instrumente im Windmesserhäuschen bedient werden müssen, hat man vom 2. Stock des Observatoriums aus einen Tunnel durch den Felsen getrieben und zwar vielleicht 20 Meter weit nach Westen bis unters Windmesserhäuschen. Dort steigt man über eine Stiege ins Häuschen empor.

Just als wir oben anlangten, pfiff der Sturmwind mit unheimlicher Wucht übers Schrägdach dahin und warf Regen in die Fenster. Die Windkellen über uns sangen ein fast beängstigend Lied, und mit Scheu nur wagte ich durchs Fenster zu staunen. Im Nebel, dicht an der Grenze, bis wohin das Auge dringen konnte, türmt sich ein blasses Steinhäuflein auf. 's hat ein trauriges Bewenden mit diesem. Dort nämlich hat man damals den toten, den gemordeten Säntiswart gefunden. Ich muß halt doch immer wieder dran denken. —

Herr Steier öffnete die Türe; wir traten hinaus. Der Sonnenscheinmesser auf dem Tischlein — eine Glaskugel mit einem Papierstreifen auf der „Schattenseite" — machte sich heute geradezu lächerlich. Mir erklären lassen konnte ich ihn doch, wie auch den Apparat zur Aufzeichnung der Windgeschwindigkeit im Innern des Häuschens.

Ueber den heutigen Wind schmunzelt Herr Steier; denn er hat schon ganz anderes erlebt. Letzten Winter war's einmal besonders kritisch. Ein furchtbarer Schneesturm herrschte. Nach der Windseite standen beinah meterlange Rauhreiffahnen, und das Kellenrad wollte nicht mehr herum. Also ging der Säntiswart in einer Windpause hinaus, zog sich die Zipfelmütze tief über die Ohren und kletterte die eiserne Leiter empor. Wie er oben ist, fährt unerwartet ein gewaltiger Windstoß daher, erfaßt Herrn Steier, und der schwere Bündner, der sich mit aller Kraft an der obersten Leitersprosse hält, schwebt wie eine Fahne in der Luft. 's muß ungemütlich gewesen sein, und mich und manch andern hätt's fort genommen, wie's der Zipfelmütze Steiers ergangen ist. (Schluß folgt).

10. Jahrgang. Nr. 13. 3. Juli 1924.

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen O

Inhalt: „. . . und hätte die Liebe nicht . . .“ (Schluß). — Ein Beitrag zum naturkundlichen Unterricht in der Volksschule (Fortsetzung). — Beim Säntiswart (Schluß).

„. . . und hätte die Liebe nicht . . .“

(Schluß)

Die Biblische Geschichte ist reichlichst fließende Quelle, aus der wir Gottesliebe schöpfen. Aus meiner ersten Schulzeit erinnere ich mich nur weniger Religionsstunden, in denen mein Kindesherz warm geworden ist. Gewiß, wir lernten gern und lernten fleißig; das Vaterunser und den Glauben, das Morgen- und Abendgebet, die zehn Gebote Gottes konnten fast alle wie am Schnürli; aber ergriffen war ich nur ein einzig Mal und das war, als eine Lehrschwester in schlichten Worten von der Liebestat des Welterlösers, von seinem Leiden und Sterben erzählte. Da war auch der Wildfang von damals besiegt.

Der Biblische Geschichtsunterricht bei den Kleinen ist — so guten Willens das Völklein auch sein mag — eine harte Nuß. Da treten so hohe, so weltenfremde Begriffe an das kleine Kind heran: Gott, Ewigkeit, Seele, Sünde . . . Sagt man ihm nur das Wort, auch mit bestmöglicher Umschreibung, wird's ein Schall sein, der sich wieder verliert. Ein geistiges Erlebnis muß jede Bibl. Geschichtsstunde sein. Das kann nur der gute Erzähler schaffen oder eine Seele, die selbst oft und tief sich hineinversenkt in die Wahrheiten unserer heiligen Religion. Ein treffliches Handbüchlein aus der reichen Auswahl für diesen Unterricht ist: „Katechetische Handbibliothek“, 10. Bändchen: „Der Religionsunterricht in der untern Klasse der Volksschule“ von Br. B. Verlag Jos. Kösel, Kempten. Beste Anleitung gibt auch Weigl:

Da fühlt man heraus: Das hat ein Kinderfreund geschrieben, der die kleine Seele kennt, die noch ganz und gar am Sinnlichen hängt. Da wird die Bibl. Geschichtsstunde zum eigentlichen Sachunterricht. Die Worte der Bibel, die so kurz und knapp z. B. den Schöpfungsbericht bringen, müssen Leben gewinnen, Leben, das es kennt, in dessen interessantem Wechsel es ja selbst täglich sich bewegt. Am Schluß hebt der Geist seine Schwingen; hinter all den toten Dingen und lebenden Wesen, die es je gesehen und von denen es gehört hat, steht der große Schöpfer Gott, der uns zulieb so vieles und alles so vollkommen schuf und stetig erstehen läßt. „O Gott, wie groß, wie gut bist du,“ muß aus der Tiefe der Kindesseele erstehen, und nun ist der Augenblick gekommen, die Taterziehung einsetzen zu lassen, welche die guten Regungen fassen und Gestalt annehmen lassen soll. Ihm, dem Geber all dieser Güter, dem liebevoll sorgenden Vater wollen wir danken. „Lieber Gott, ich danke dir für die schönen Blümlein, für die lieben Vöglein.“ Dieses Dankeswort sagt dem Kinde mehr als manch Sprüchlein in seiner schweren Form. Und wieder drängt die Seelenstimmung dazu, dem Spender von so viel Lebensfreude auch Freude zu bereiten. Worin solch kleine Freuden bestehen, findet ein Kind gar bald heraus, und in kindlicher Einfalt decken sie all ihre kleinen Fehler auf, die sie nun aus Liebe bekämpfen werden. Groß darf die sittliche Aufgabe für einen Tag nicht sein, will man nicht erleben, daß der kleine Held wegen der zu groß gestellten Forderungen die Flinte ins Korn wirft. Einmal dem lieben Gott heute etwas zu lieb tun, sei's eine Arbeit, ein Gebet, eine Entsagung, eine Ueberwindung, einmal nur, das können alle; und frühmorgens übt man kurze Kontrolle, und wer's vergessen hat, dem steckt man die Aufgabe, nun grad dem lieben Gott zu seiner Freude recht schön zu schreiben, still zu sitzen oder kein Wörtchen zu plaudern. Wer macht's grad auch? Alle Fingerchen fliegen hoch. Tag für Tag bei irgend einer Gelegenheit einen Wink, ein Erinnern, es genügt, um frohe glückliche Kinder zu erziehen, die ihr Denken und Schaffen und Lieben, so gut sie's können, Gott weihen, dessen Freude es ist, bei den Menschenkindern zu sein. —

Sachunterricht. Vielleicht ist's ein schöner Sommertag, und Sonnenglanz liegt über Berg und Tal, vielleicht hängen schwarze Gewitterwolken am Himmel, und der Sturm zaust an den Bäumen, Blitze zucken und der Donner rollt, vielleicht auch wirbeln draußen tausend und Millionen Schneeflöcklein in lustigem Tanze durcheinander — immer wandern die Gedanken der kleinen Welt weg von den toten Buchstaben hinaus in die Wunderwelt mit ihrem vielgestaltigen Leben. Nehmen wir dies Leben hinein in unser Arbeitsreich, es wird uns wieder auf gar manchen Weg hin zum Schöpfer führen. Oder! Da bringt eines ein Vogelnestchen, das es am Weg gefunden. Wie zierlich sind die Halme und Haare, die Fäden und Fasern zum weichen Körbchen geflochten. Wo es die Kunst nur lernen mochte? Ein anderes bringt einen Blumenstrauß. Leuchtend heben sich aus dem Grün die roten und blauen und gelben Köpfchen. Wie staunende Kinderaugen muten diese Blumenkinder an. Wer von euch allen hat so ein feines, buntes Röcklein an ohne Riß und ohne Flick und Flecken? Wie grob und billig scheint das feinste Gewebe aus Menschenhand gegen diese Wunderwerke der Natur!

Auch Beobachtungsgänge in Wald und Flur bieten beste Gelegenheit, die Liebe zum Schöpfer ins kleine Herz zu pflanzen. Wir sehen den grünen Wiesenteppich mit tausend und tausend Blümlein ausgeschmückt, sehen die Früchte reifen im schattigen Grün, wir atmen die weiche, köstliche Luft, wir lagern auf weichem Moos. Undankbar wär's, all dies Schöne als selbstverständlich hinzunehmen, da nur Gottes uneigennützigste Liebe es uns gegeben. Ein Hinweis, eine Frage lenken die Gedanken der fröhlich genießenden Schar aufwärts; ohne lange Auseinandersetzung hat sich wieder ein Strahl der Gottesliebe den Weg ins Kinderherz gebahnt.

Das Interessanteste bleibt immer der Mensch. Das Kind hört mit warmer Teilnahme vom Tun und Treiben anderer Kinder und fühlt sich schnell als handelnde Person, wenn es schon in gleicher Lage war. „So hab ich's auch einmal gemacht," sagt bald eines, „ich wäre nicht so dumm gewesen," meint ein anderes. Erziehen soll das Beispiel des Mitmenschen, auf Gemüt und Willen wollen wir vorab im Erzählunterrichte wirken; darum auch die sorgsame Auswahl, die der gewissenhafte Lehrer trifft. „Greif nur hinein ins volle Menschenleben, und wo man's anpackt, wird es interessant." Und lasset uns in ihm die Gottesspuren finden, doch nicht so, daß der liebe Gott überall als Rächer jeder Unvorsichtigkeit und Kindersünde herhalten muß. Das weckt nicht Liebe, nur Furcht und Mißtrauen. Wie gut Er ja nur ist! Er läßt das arme Waislein eine Mutter finden, Er rührt das Herz des Reichen, daß er der Armut helfend unter die Arme greift, Er zeigt dem bedrängten Kinde in größter Gefahr noch einen glücklichen Ausweg. Wer nicht glauben will und die Gotteshilfe nur Dichtung heißt, der spüre in dem eigenen Leben erst einmal den Weg der Vorsehung nach. Die liebevolle Sorge des himmlischen Vaters für seine Geschöpfe müß der Gottesliebe neue, kräftige Nahrung geben.

Ob auch der Schmuck des Schulzimmers dazu beiträgt, der gestellten Aufgabe näher zu kommen? Gar manche Schule ist da arm. Der Menschen Bild hängt am besten Platz, des Gottessohnes Bild hat man hinausgewiesen, weil es der Mensch in seinem Wahn nicht dulden will. Glücklich die Schule, die hier noch Freiheit genießt, die den großen Bundesgenossen Gott nicht auf die Seite schob, sondern mit seiner Gnade und Hilfe ins Mosaikbild der Kinderseelen Steinchen um Steinchen fügt, daß es beglücke und selbst beglückt sei durchs ganze Leben hin.

An der Wand, da hängt ein Herz-Jesu-Bild. Da wir's einmal betrachten, da sah ein Kleiner die goldenen Strahlen aus dem Gottesherzen brechen. „Gelt," meinte er, „wenn wir dem lieben Gott eine Freude machen, kommt allemal so ein goldener Strahl in unser Herz." Mögst du, kleines Kind, nie vergessen, was wir Großen nicht fassen wollen, daß jeder Akt der Liebe uns neue Liebe bringt. Und seither betet die kleine Schar mit noch größerem Verständnis das Kindergebetchen:

„Lieber Gott, i bi no chli,
gib üs rächt viel Suneschi,
gib üs hüt e chli dervo,
daß mer auch chönd fürschi cho,"

oder jenes andere, fast jedem Kind vertraute:

„Ich bin noch klein, mein Herz ist rein,
soll niemand drin sein, als Jesus allein."

Ein Beitrag zum naturkundlichen Unterricht in der Volksschule

Von August Knobel, Göschenen / Fortsetzung

Vor allem sollen zuerst jene Gegenstände gewählt werden, welche dem Anschauungskreise des Kindes am nächsten liegen. (Vom Nahen zum Entfernten, vom Bekannten zum Unbekannten). Die Kinder sollen also zuerst mit Tieren und Pflanzen der Heimat bekannt werden. Denn nur Naturkörper, die sie beobachtet haben, können sie in Beziehung zu einander bringen. Nur auf diesem Wege

werden sie befähigt, durch Vergleichung die entsprechenden Vorstellungen von fremdländischen Tieren und Pflanzen zu gewinnen.

Der naturkundliche Unterricht wird sich in der Volksschule auf drei Stufen erstrecken, nämlich auf Unter-, Mittel- und Oberstufe. Auf der Unterstufe fällt er zusammen mit dem Anschauungsunterrichte. Dieser hat die Aufgabe, den Vorstellungskreis zu erweitern und den sprachlichen Ausdruck der Kinder zu fördern, damit sie mit Erfolg in den übrigen Lehrgegenständen unterrichtet werden können. Auf der Mittelstufe bestehe der Unterricht hauptsächlich aus Einzelbetrachtungen. Dabei dürfte man schon auf dieser Stufe einige fremdländische Tiere betrachten, weil solche z. B. in der bibl. Geschichte oder in Märchen und Fabeln auftreten. Auf der Oberstufe erweitert sich der Stoff dadurch, daß eine eingehendere Besprechung der wichtigsten ausländischen Tiere und Pflanzen hinzukommt. Einzelbetrachtungen sollten mehr zurücktreten; allgemeine Betrachtungen, welche eine tiefere Einsicht in die Beziehungen der Lebewesen zu einander und zum Menschen bezwecken, sollen mehr in den Vordergrund treten.

Man berücksichtige auch die Jahreszeit. Die Pflanzen behandelt man natürlich am besten in den Sommermonaten, die Tiere und eventuell die Mineralien in den Wintermonaten. Aber auch der Winter bietet Stoff für Botanik, z. B. die Betrachtung der Baumknospen. Dagegen erlangt das Tierleben, besonders die Insekten, ebenfalls seinen Höhepunkt im Sommer. Darum müssen in dieser Jahreszeit solche Tiere zur Behandlung kommen, deren Lebensweise, Aufenthalt usw. gerade im Sommer zu beobachten ist, z. B. die Zugvögel, Biene, Ameise, Fledermaus etc.

Die methodische Behandlung der einzelnen Naturkörper geschieht sehr vorteihaft nach den formalen Stufen von Herbart-Ziller. Ich lasse zwei Präparationsskizzen folgen und setze voraus, daß vorher Beobachtungsaufgaben gegeben worden sind.

1. Der Maulwurf.

a) Vorausgehende Beobachtungen.

Es sind beobachtet worden: ein Maulwurfshaufen im Garten oder auf der Wiese, ein Maulwurfsgang, ein lebender oder toter Maulwurf etc.

b) Anschauungsmaterial.

Ein ausgestopfter Maulwurf. Eine Zeichnung, ein Modell der Wohnung des Maulwurfs, oder ein gutes Bild.

Ziel: Heute wollen wir vom Maulwurf und seiner Lebensweise sprechen.

I. Vorbereitung (Analyse).

Was habt ihr vom Maulwurf schon kennen gelernt? Er wirft Erdhaufen auf im Garten und auf der Wiese. Er gräbt Gänge unter der Erde. Was behaupten manche Bauern von ihm? Daß er die Wurzeln fresse.

II. Darbietung des Neuen (Synthese).

Ihr wißt alle schon, daß der Maulwurf unter der Erde lebt, sich Gänge und Röhren gräbt. Wir wollen nun den Maulwurf und seine Lebensweise näher betrachten und dabei besonders zwei Fragen beantworten: 1. Wie ist der Körper des Maulwurfs für das Leben unter der Erde eingerichtet? 2. Wovon ernährt sich der Maulwurf? Siehe Schmeil u. a. (Die Ausführung wird durch Wiederholungsfragen unterbrochen).

III. Verknüpfung oder Vergleichung (Assoziation).

Vergleiche Vorder- und Hinterfüße des Maulwurfs! Vergleiche den Maulwurf mit dem Igel und der Spitzmaus. Die kurze Besprechung dieser Tiere ist vorangegangen.

IV. Zusammenfassung (System).

Da der Maulwurf meistens von Insekten und deren Larven lebt, zählt er zu den Insektenfressern. (Vergleiche das Gebiß mit demjenigen der Raubtiere und Nager.)

V. Anwendung (Methode).

1. Weise nach, daß der Körperbau des Maulwurfs mit seiner Lebensweise übereinstimmt. 2. Wodurch wird der Maulwurf nützlich? schädlich? 3. Der Maulwurf ist Bergmann, Baumeister und Jäger; weise dies nach! (Schluß folgt.)

Beim Säntiswart.

Plauderei von Hannes, Schluß

Uebrigens sind Schneegestöber auf dem Säntis auch im Sommer keine Seltenheit, und eine Photographie aus den letzten Sommerwochen zeigte uns das Gipfelhäuschen winterlich verschneit.

Eben als wir wieder ins Observatorium zurückgekehrt waren, mußte der Säntiswart das „Wetter" nach Zürich telegraphieren. Er überreichte mir die geschriebene Depesche. Klug wurde ich aber nicht daraus, denn die Wetterdepeschen werden alle chiffriert abgegeben und zwar immer in fünf Zahlengruppen. Es waren folgende:

67022 62307 50300 00000 04089

Die erste Zahlengruppe bezieht sich auf Barometer und Windrichtung; die zweite auf Windstärke, gegenwärtiges Wetter und Temperatur; die dritte auf Tendenz des Barometers (50), vergangenes Wetter (3), Sicht (0) und Hygrometer (0); die vierte auf Wolkengruppen und die fünfte auf Niederschlag, Minimum- und Maximumthermometer.

Es würde natürlich zu weit führen, wenn ich all die Zahlen nach ihrer Bedeutung erklären wollte. Damit der werte Leser aber etwa eine Ahnung hat, will ich ihm nachstehend die Windtabelle zeigen, wie man mit Zahlen in der Depesche bestimmte Beobachtungen zum Ausdruck bringt. So bedeutet

0= Windgeschwindigkeit von 0—2 Km. in der Stunde;

1 = Windgeschwindigkeit von 2—15 Km. in der Stunde;

2 = Windgeschwindigkeit von 15—25 Km. in der Stunde;

3 = Windgeschwindigkeit von 25—40 Km. in der Stunde;

4 = Windgeschwindigkeit von 40—60 Km. in der Stunde;

5 = Windgeschwindigkeit von 60—100 Km. in der Stunde;

6 = Windgeschwindigkeit von über 10 Km. in der Stunde.

So findet also der Säntiswart reichlich Gelegenheit, seine Zeit sich zu vertreiben. Zwischenhinein hat er im Laufe des Sommers noch manche private Depesche von Säntisbesuchern zu besorgen; denn das Telegraphenbureau ist öffentlich. Und so kommt gar mancher Bergsteiger ins Observatorium und bringt Leben und Neuigkeiten mit.

Im Winter aber, wenn die Touristen ausbleiben, das nahe Gasthaus leer und verödet steht, das liebe Kind im fernen Oberhalbstein bei Verwandten weilt und dort in die Schule geht, dann sind die Säntiswartleute Einsiedler geworden, und oft mag lange Weile und Sehnsucht nach der fernen, ach so fernen Welt zu den verschneiten Fenstern hereindämmern. So lange die Telegraphenleitung in Ordnung ist, hängen die beiden auf steiler Höh' immer noch mit der Welt durch einen dünnen Faden zusammen. Wie oft ist der aber auch schon durch Lawinen, Steinschläge usw. zerrissen worden. Dann sind sie ganz einsam. Ein Glück für sie, wenn sie während der langen Winterszeit keinen Arzt benötigen.

Allerdings werden den Einsamen auch seltene Genüsse zuteil, wie wir Talbewohner sie nicht kennen. Denken wir nur an einen klaren, sonnendurchfluteten Wintertag, an dem kein Windlein sich regt und das Auge in weiteste Fernen schweift, während vielleicht unten in der Tiefe wochenlang schon eine dumpfe Nebeldecke alles verhüllt. Da muß der Säntiswart ein Dichter werden, wenn auch nicht ein Dichter der Sprache, so doch ein solcher des Schauens und Fühlens. Lesen wir nur, was Herr Steier am Weihnachtstag 1922 seinem Tagebuch anvertraut hat:

„Heute verspüren auch wir hier oben in unserer Einsamkeit Weihnachtsstimmung und denken wehmutsvoll an unsere liebe Kleine und all die Lieben im Tal. Auf dem Gipfel halten wir Ausschau, und unsere Blicke schweifen hin über den ganzen imposanten Alpenkranz und ruhen besonders lange auf unsern lieben Bündner Bergen, die sich heute besonders schön abheben von allen unzähligen andern Berggipfeln. Es ist 10 Uhr vormittags, und nun, will es der Zufall oder was? Auf einmal hören wir Glockengeläute, ganz gut vernehmbar, vom Toggenburg her. Eine ganz seltene Beobachtung. Aber heute, am hohen Weihnachtstage, klingen auch uns die hehren Weihnachtsglocken vom Tal herauf und versetzen uns in eine andächtige Stimmung. Wahrlich, in einem schöneren Gotteshaus verbringt wohl niemand Weinachten, als wir hier oben auf dem Säntisgipfel. Es weht ein leichter Südwind. Der Himmel ist fast ganz bedeckt mit Altocumulus. Der ganze Alpenkranz von den österreichisch-bayrischen bis zu den Bündner Alpen ist gut sichtbar. . . und aus dem Nebelmeer klingen die Weihnachtsglocken zu uns herauf, wirklich ein erhabener Moment und ein überwältigender, großartiger Anblick . . ."

Nicht wahr, mein lieber Leser, beim Säntiswart ist's interessant und schön und heimelig, und man wird's begreifen, daß mir bei ihm das Herz immer wärmer geworden wäre, auch wenn sein Ofen etwas weniger zu fressen bekommen hätte. Wie gesagt, die lieben Menschen haben mir noch gar manches erzählt. Z. B. wie einmal mitten im Winter ein zu Tode erschöpfter Skifahrer wenige Meter unter dem Säntisgipfel nicht mehr vorwärts kam und mit tonloser Stimme herauf rief, wo denn der Weg zum Säntis führe, wie er gerettet wurde und 10 Tage nicht mehr zu Tal konnte. Von den Säntiskatzen gäb's auch was, und wie's dem Säntiswart zu Mute war, als er nach dem langen Winter aus dem Schnee heraus kam und ins Tal stieg, wo er wieder Gras, Vieh, Bahnen und Menschen in Hemdenkragen sah! All' das kann ich nicht mehr erzählen. Aussicht haben wir auf dem Säntis keine gehabt, gesehen und gehört aber soviel, daß ich dem Wettergott nicht mehr gram sein konnte. Gefoppt hat er mich zwar noch ein bißchen. Wie wir nämlich andern Tags gegen Abend in andächtiger Stimmung uns im Kahn über den stillen Seealpsee führen ließen, hob unvermerkt der stolze Säntisgipfel den Schleier von seinem Angesicht; 's war aber nur für ein Weilchen. Wollte er mir vielleicht: Auf Wiedersehen! zurufen?

10. Jahrgang. Nr. 14. 17. Juli 1924.

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen O

Inhalt: Hinaus aus der Schulstube ins Freie! — Ein Beitrag zum naturkundlichen Unterricht in der Volksschule (Schluß). — Schweizerischer Jugendfreund-Kalender.

Hinaus aus der Schulstube ins Freie!

K. Schöbi

Ja schon, höre ich sagen. Wenn . . . wenn . . . Und es gibt gar verschiedene Wenn und Aber bei Pädagogen der jüngern und ältern Sorte. Wenn unsere Klassen nicht so groß wären! Wenn ich mich dabei nicht immer so aufregen müßte. Wenn meine Bande draußen nicht so zügellos täte. Da bleibe ich lieber grad im Schulzimmer drin. Da kann ich verlangen, da kann ich warten, bis mäuschenstille Ruhe herrscht, aber draußen, ach herrje! Hunderterlei Ablenkungen bei meiner Jugend, und dann erst noch das Gerede der Großen.

So, und nun genug der Wenn u. Aber. Es muß und wird doch gehen. Auch mit großen Klassen. Du kannst ja am Ende die eine Hälfte still beschäftigen, indes du mit der andern eine Beobachtung, eine kurze Wanderung zu irgend einem Objekte machst. Und mußt du deine Gesellschaft ständig am Gängelbande führen? Es ist ja recht, wenn man vielleicht bei der Wanderung von der Schule weg zu zweien oder zu vieren geht, aber nachher lieber frei und etwas gemütlicher.

Vor allem keine planlosen Bummeleien! Auch wenn die schönsten Wandtafelsprüchlein erscheinen:

Der Himmel ist blau, das Wetter ist schön,
ach, lieber Herr Lehrer, laßt uns spazieren geh'n!
Wir wollen lieber im Walde schwitzen,
als müßig in den Bänken sitzen.

Da bleibe er hart und lasse sich nicht beirren. Er muß wissen, wann und warum er seinen Beobachtungsgang, eine Wanderung unternehmen will, und dazu braucht's nicht einmal einen Blauhimmel. Er soll wissen, was für Anschauungen und Begriffe er dabei für den Sach- oder Sprachunterricht, für Heimatkunde, Geographie und Geschichte erarbeiten möchte. Die Schüler verstehen sehr wohl, wenn der Lehrer zu Beginn der Wanderung eröffnet: „Wir verlegen die heutige Schulstunde ins Freie. Wir wandern . . . wir wollen dabei . . . kennen lernen Wir halten . . . Auf dem Wege dahin, da mögt ihr gemütlich miteinander plaudern, wenn wir aber am ersten Ziele angelangt sind, so wird enge aufgeschlossen, ich klatsche, und alles ist augenblicklich so still wie in der Schule. Sonst müßte ich einen solchen Schwätzer wieder in die Schule zurückjagen.“

Zielbewußte Wanderungen, vom Lehrer gut vorbereitet, von den ersten Schultagen angefangen bis hinauf in die Hochschule, dürften in ihren praktischen Ergebnissen weit besser befriedigen als der Unterricht im Zimmer drin, selbst dann, wenn sich der Lehrer alle Mühe gibt, zum Unterrichtsstoffe das passende Anschauungsmaterial aus Wald und Feld, aus Naturalienkabinett und Museum herbeizuschleppen. Gerade dann, wenn sie sich hie und da wiederholen, verlieren sie das Ungewohnte. Bekanntlich tun auch unsere Rinder am tollsten, wenn sie das erstemal aus dem Stall ins Freie kommen, nach und nach gewöhnen sie sich ans Weideleben.

Wem ist nicht schon begegnet, daß man bei Wanderungen im Freien mit Erwachsenen nach dem und dem Baum, der oder jener Pflanze gefragt hat. Trug der Baum zufälligerweise grad Aepfel oder Birnen, Flieder oder Tannzapfen, oder war das Blümlein grad ein Vergißmeinnicht oder ein Veilchen, so mochte die Antwort noch zutreffend lauten, frug man aber nach der bescheidenen Wegwarte, einem Hirtentäschchen oder der Schafgarbe, da blieben die ehemaligen Schüler stumm, oder es war gleich die Ausrede zur Hand: „Das händ mer halt i der Schuel nöd gha!“ Vielleicht waren die betr. Pflanzen einmal vorgezeigt worden im Schulzimmer drinnen, und die Namen wurden seither wieder verschwitzt, jedenfalls hat man die Pflanzen nicht am Standorte selber beobachtet. Denn zur richtigen Kenntnis einer Pflanze gehört immer auch die Vorstellung ihres Standortes, das Milieu,

wo sie gedeiht, ob im gutgepflegten Garten, im feuchten Sumpf oder an trockener Felsenritze, im blauen See oder am Rande des ewigen Schnees.

Unsere heutige Schule tut gewiß im Kennenlernen der Pflanzen und Tiere und Steine, im Hinweis auf ihre Bedeutung im Haushalte der Natur etwas zu wenig. Warum erfreuten sich die Kräuterbüchlein des Kräuterpfarrers Künzle so gewaltigen Absatzes? Und warum sind heute noch Exkursionen, die speziell den Zweck haben, die Leute mit den Heilkräutern bekannt zu machen, so beliebt? Auch den Pilzexkursionen unter Führung des Forschers Emil Rüesch, Lehrer in St. Gallen, erging es ähnlich. Warum? Das Interesse des Volkes ist erwacht und wäre es auch nur aus praktischen Gründen. Genug, es ist einmal da. Man möchte mehr wissen, als die Schule einem geboten hat. Vielleicht auch ist das eine und andere aus dem Schulwissen im Drange des Lebens und der täglichen Ereignisse wieder verflogen, und erst das praktische Leben weist der Botanik neue Wege, Wege, die vielleicht die Schule zu wenig ging. Merkwürdigerweise wissen ältere Leute in dieser Beziehung mehr als unsere jetzige Generation, wissen auch die Pflanzen nach ihren Heilwerten besser einzuschätzen als wir. Warum wohl? Unsere Eltern und Großeltern kamen eben mit der knospenden, blühenden, wachsenden und reifenden Natur noch weit mehr in Berührung als wir Kinder der Neuzeit, Kinder der Industrie, des Handels, des Gewerbes. Zusehends hat sich auch das Kleid der Landschaft geändert. An der Stelle wogender Kornfelder ist der eintönige Wiesenbau getreten, statt der so hübsch gemischten, dem Zufall überlassenen Wälder sind ungemischte, gepflanzte Tannen- oder Buchenwälder erschienen. Hanf u. Flachs sind so selten geworden, wie das Spinnrädchen, das man höchstens noch als Zimmerschmuck da und dort erblickt. Viele unserer Kinder wohnen in geschlossenen Dörfern und Städten in Mietskasernen und haben nie das Glück erfahren, vom eigenen Kirsch- oder Pflaumenbaum Früchte zu pflücken, ein „Mahrennest" anzulegen und darin die ersten Birnen wie wohlgehütete Schätze „teig" werden zu lassen, Vogel- und Mäusenester zu entdecken, selbstgegrabene Erdäpfel im Feuer zu braten, auf einer Kiesbank am Rhein Steine mit Silber und Gold (Katzensilber, Katzengold) zu finden, oder im Herbst Trauben von den Stöcken zu schneiden. Wohl gibt es verständige Eltern, die den Kindern das Mangelnde ersetzen möchten durch Wanderungen und Streifereien an freien Samstagen und Sonntagen, aber immer gibt es auch andere. Und es ist ja der Witz bekannt, wo ein Bube seinen Vater bei einem Spaziergang immer und immer wieder nach dem Wie und Wozu und Warum fragt, bis der ärgerliche Vater endlich ausruft: „Jetzt hör mer emol uf mit dim saudumme Vater!"

Wie viel Interesse für alle großen und kleinen Wunder Gottes in der Natur, angefangen vom winzigen Moospflänzchen bis zum hundertjährigen Nußbaum, der grünen Blattlaus bis zum stolzen Reitpferd, kann hier gepflanzt werden von Eltern, die liebend auf die Fragen und Beobachtungen ihrer Kinder eingehen und die sich selber ein offenes Auge und Ohr für die Natur aus ihren Jugendtagen gerettet haben.

Oder wüßten wir Lehrer etwa selber auch nichts anzufangen mit einer wissensdurstigen, lebhaften Schar Kinder bei einer solchen Wanderung ins Freie? Ja, es erscheint selbstverständlich, daß der einen Wanderung periodisch eine zweite, dritte folgen muß; nur so hat der junge Erdenbürger ständig Kontakt mit dem Wachstum der Natur. So sieht er die Entwicklung der Pflanze von der Knospe zur Blüte, zur Frucht und zum Samen, zum Blätterabfall und scheinbaren Sterben, ja, man mag sogar ersehen, wie die Pflanze vorsorgend schon während der Reifezeit, da sie ja scheinbar alle Kraft und allen Saft für das Wachstum der Früchte zu brauchen hat, doch schon wieder Knospen bildet für das folgende Jahr. (Würstchen der Haselnußstaude, die erst im kommenden Frühling stäuben, sind schon im August zu sehen. Das Auge des Bauern sieht schon im Herbst an den Knospenansätzen, ob für das folgende Jahr wieder eine reiche oder magere Obsternte zu erwarten ist.)

Ich möchte im folgenden nur skizzenhaft andeuten, auf was für Dinge die Augen der Kinder bei den verschied. Wanderungen gerichtet werden sollten und bin überzeugt, daß die w. Leser ihrerseits noch manches dazu ergänzen könnten. (Forts. folgt.)

Ein Beitrag zum naturkundl. Unterricht in der Volksschule.

Von August Knobel, Göschenen / Schluß

2. Das Schneeglöcklein.

Anschauungsmaterial.

Zur Behandlung sollen vorliegen: Ein blühendes und ein verblühtes Schneeglöckchen mit Zwiebel; eine Küchenzwiebel; gute Abbildung der Zwiebelgewächse.

I. Vorbereitung.

In welcher Jahreszeit leben wir jetzt? Im Frühling. Woran erkennen wir das? Es wird wärmer, die Blumen blühen wieder. Welche Blume blüht im Frühling gewöhnlich zuerst? Das Schneeglöckchen. Welche Nachricht bringt uns das Schneeglöckchen? Der Frühling ist gekommen. Wie können wir es daher noch nennen? Bote, Frühlingsbote.

Ziel: Wir wollen jetzt das Schneeglöckchen näher kennen lernen.

II. Darbietung.

Es folgt die Behandlung der einzelnen Pflanzenteile. Wenigstens je drei Kinder zusammen sollten ein Exemplar haben. Am Schlusse kann man das Märchen vom Schneeglöcklein anführen.

III. Verknüpfung.

Welche Pflanzen haben Aehnlichkeit mit dem Schneeglöckchen? Tulpe, Hyazinthe, Küchenzwiebel. (Wieso?)

IV. Zusammenfassung.

Worin stimmen alle Pflanzen überein, die dem Schneeglöckchen ähnlich sind? Bei allen bemerken wir eine Zwiebel, glatte Blätter und einen Schaft. Solche Pflanzen nennt man Zwiebelgewächse. Das Schneeglöcklein ist also ein Zwiebelgewächs.

V. Anwendung.

Nenne Frühlingsblumen! Erzähle das Märchen vom Schneeglöckchen! Nenne die Teile des Schneeglöckchens! Zum Schlusse wollen wir ein Frühlingslied singen! Kuckuck . . . Alle Vögel . . . . . Komm, lieber Mai . . . !

— — — — — — — —

Vorliegende Präparationsskizzen eignen sich am besten für die mittleren Klassen der Primarschule. Soll die methodische Behandlung nach den formalen Stufen fruchtbringend sein, so müssen die einzelnen Stufen nicht zu weit ausgedehnt werden. Lieber kurz und zusammenhängend darbieten! Sonst geht das Interesse der Kinder verloren. Es ist auch nicht Vorschrift, daß man sich so streng an die Ordnung der einzelnen Stufen halten muß. Man kann z. B. die 1. und 2. Stufe ganz gut miteinander verschmelzen.

Der Lehrer erteile auch dieses Fach mit edler Begeisterung und großem Interesse. „Lust und Lieb' zu einem Ding, macht alle Müh und Arbeit ring'". Dieses Sprichwort gilt auch hier. Die Kinder bringen diesem Unterrichtsfach ja auch lebhafte Begeisterung entgegen; gerade dieser Unterricht fesselt sie am meisten. Wer das bezweifelt, der hat nicht gesehen, wie der Geist der Kinder lebendig wird und wie ihre Augen leuchten, wenn der Lehrer zur Naturkunde übergeht. Auch kleine Kinder, die noch nicht zur Schule gehen, werden kaum von etwas anderem in höherm Grade erfreut als von den jungen Tieren, die ihnen nahe treten oder von ihnen beobachtet werden. Welche Lust, wenn sie mit kleinen Hunden oder Kätzchen spielen dürfen! Wie zärtlich pflegen sie diese Tiere, wie freuen sie sich über ihre Bewegungen! Wie interessiert es sie, das junge Pferdchen, Kälbchen, die kleine Ziege so munter auf dem Hofe oder auf der Wiese umherspringen zu sehen! Welche sorgende Geschäftigkeit, wenn sie für ein Lämmchen oder ein Kaninchen Futter aus dem Garten holen können! Wie gespannt betrachten sie einen Vogel, der in den Zweigen hin- und herhüpft! Welches Interesse, wenn man ihnen von den Tieren erzählt!

Wie kann nun der Lehrer selbst Freude am naturgeschichtlichen Unterricht gewinnen? Ich glaube die Frage beantwortet zu haben, wenn ich sage: durch Fortbildung und Studium diesbezüglicher Werke, durch fleißige und gründliche Vorbereitung auf die Unterrichtsstunde und durch Aufzeichnen gemachter Erfahrungen auf diesem Unterrichtsgebiete.

Ich glaube, nun der Schule einige praktische Winke für den Unterricht in der Naturkunde gegeben zu haben, damit sie das gesteckte Ziel erreichen kann. Der Knabe und der Mann werden dann täglich im großen Buch der Schöpfung lesen, an ihm sich erbauen, Geist und Herz, Willen und Charakter stärken. Die Schule wird auch eine vernünftige Zuneigung und Liebe zu den Tieren, unsern Mitgeschöpfen, pflanzen. Das Tierleben bildet in seiner Mannigfaltigkeit eine unerschöpfliche Schatzkammer zu interessanten Beobachtungen. Gar manches läßt sich daraus ungezwungen auf menschlich-sittliche Verhältnisse übertragen. Bietet nicht dazu die Sorgsamkeit der Vögel, die ihre Jungen pflegen, die unerschütterliche Anhänglichkeit des Hundes, der Unbill so schnell vergißt, die Wachsamkeit der Henne, die ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt, und anderes Anregung genug? Ein guter, solider Unterricht in der Naturkunde legt die Axt an den Giftbaum der leider so zahlreichen Roheiten und Unbarmherzigkeiten gegen die Tiere, jener Grausamkeiten, die oft zum Himmel schreien. Der Rächer des vom herzlosen Menschen gepeinigten Tieres ist Gott, der auch die Tiere geschaffen hat, der den stummen Blick seines gequälten Geschöpfes sieht, seinen Schmerzensschrei hört und den unbarmherzigen Menschen vor sein Gericht fordern wird.

Schweizerischer Jugendfreund-Kalender.

Ein sonniges, herziges Büchlein ist und bleibt dieses schöne Kalenderchen. Mit Freude greife ich daher zur Feder, ihm auch dieses Jahr einige Worte der Anerkennung zu widmen, die es vollauf verdient.

In seinem saubern, schmucken Gewändchen schon ladet es zum Kaufe ein. Der liebe Kinderengel im Titelbild, goldgelockt, freundlich und gut, deutet mit seinem prächtigen Rosensträußchen gar sinnig hin auf den köstlichen Inhalt, überbracht von besten Kinderfreunden.

„Ob sie es verstehen, zu Kindern zu sprechen,

ihnen nur Gutes und Bestes zu bieten?" Hätten sich die Verfasser nicht schon seit Jahren als vorzügliche Schriftsteller für Kinderlektüre ausgewiesen, wahrlich, das heurige Kalenderchen lieferte den vollgültigen Beweis. Seite um Seite verrät die Kenner der Kinderherzen und des Pulsschlages der Zeit. Ist es nicht so?

Der schönste Schatz eines Kindes ist unstreitig dessen Unschuld. Mit Recht stellt darum der Verfasser das hehre Muster und Vorbild, den hl. Aloisius, den Kindern vor in einem vorzüglich gelungenen Vollbild, wie er den lockenden Freuden und Genüssen der Welt entsagend allein dem Dienste Gottes sich weiht. „Jedes fromme Kind wird mit tiefer Verehrung zum engelreinen Jüngling Aloisius emporschauen." So schreibt unter anderem in kurzen, zu Herzen gehenden Begleitworten der Verfasser. Bild und Wort werden im Gemüt des Kindes einen nachhaltigen, guten Eindruck hinterlassen und dem Kinde manche Gefahren gegen seine Seelenreinheit leichter überwinden helfen.

Ein Kalendarium in sauberem Druck, die Monate durch sinnvolle, charakteristische Kopfbildchen festgehalten, regen zum Schauen und Zeichnen an und erleichtern das Erfassen des Jahres in seinen wichtigsten Zeitabschnitten. Es muß obendrein eine Lust sein, die Namenstage von Vater und Mutter und Geschwistern zu suchen und anzuzeichnen, um rechtzeitig kindliche Liebe und Dankbarkeit den Guten zu beweisen. Daß Ferienzeit und Weihnachten im Kalender nachgesucht und im Vorgefühl dieses Kinderglücks freudig bezeichnet werden, ist selbstverständlich für unsere unternehmungslustige Kinderwelt. Für die Einführung der 12 Monate bieten die gut und markant gezeichneten Zeitbildchen vorzügliche Anschauungsmittel.

Und nun die Edelsteine im Innern. Es sind die herzigen Geschichten und Belehrungen. Kramen wir ein wenig aus: Die schönste Tabernakel-Ueberschrift. Wie der Hansli vom Sonnenhof ein Trinker wurde. Die ersten Kirschen. Ein braves Mädchen. Des Kindes Engel. Jorli ist krank u. a. m. So nett die Fassung, kindertümlich die Sprache und kostbar der Inhalt, daß einem das große Glück der Kinderjahre in seinem ganzen Reichtum so recht zum Bewußtsein kommt. Die tüchtigen Verfasser wissen alle Register des Kinderherzens zu ziehen. Sie zeigen das Kind mit all seinen Schwächen, in seinen Kämpfen, in seinem beharrlichen Ringen und in seinem Siegen. „So sind wir, ich und du, er und sie," werden sie denken. „So machte es der Jakob, so die Anna, und ich bin nicht besser als der ‚Röbi'," plaudern und erzählen sie sich gegenseitig.

So wahr und naturgetreu und kindlich wissen diese echten, rechten Kinderfreunde zu erzählen, daß der erzieherische Gewinn nicht ausbleiben kann.

Natürlich fehlt dem Kinderbüchlein das Bild nicht. Nein, in reicher Zahl und musterhafter Auswahl unterstützt es das geschriebene Wort, es zugleich tief verankernd. (Man macht leider Gottes in letzter Beziehung in Kinderbüchern und Kinderschriften mit vielen, sittlich nicht einwandfreien Bildern in letzter Zeit so schlimme Erfahrungen, daß man doppelt und dreifach solch gesunde Kost, wie der Jugendfreund-Kalender sie bietet, besonders hervorheben und empfehlen muß).

Da werden die unschuldigen Kinderaugen an diesen herrlichen Bildern sich kaum satt sehen. Jung und alt werden Freude haben an: Altardiener sein. Der kleine Raucher. Junge Christen in den Katakomben. Die fidele Heuerin. Ein freier Schulnachmittag u. a. Je und je hatten es mir diese frischfröhlichen, naturtreuen Bilder aus dem Kindesleben angetan, so auch heuer. Das Kindesherz erst werden sie im Sturm erobern. Und ihr großer Segen! Manch schlummerndes Keimchen zur guten Tat erhält hier den ersten Sonnenstrahl, der es zum Leben erweckt.

Und nicht genug mit Geschichten und Bildern, das Gedicht, der Kinderreim, das Spiel, die Scherzfrage, sie alle in bunter Wechselfolge und verlockender Kindertümlichkeit regen zum Lesen, zum Nachdenken an und schaffen ein Kinderbuch im besten Sinne.

In einer Zeit, wo der schöne Gruß „Grüß Gott" leider so selten zu hören ist, wo Hut und Mütze meist bei der Begegnung so fest sitzen, daß man meinen könnte, sie seien die natürliche Verlängerung des Kopfes, ist man für das schöne Kapitelchen: Etwas von der Höflichkeit, sehr dankbar.

Warum wohl sitzen die Knaben so lange und so sinnend bei der kleinen, rätselhaften Zeichnung hinten am Büchlein? Warum kichern und tuscheln die wißbegierigen Mädchen am gleichen Plätzchen und tun so wichtig und lachen über ihre Einfälle? Aha, es ist das Bilderrätsel, das sie alle so beschäftigt. Winken doch dem Fleiß und der Geduld schöne Gewinne. Letztes Jahr allein gingen über 800 richtige Lösungen ein, ein ehrendes Zeugnis für Zeichner, Kinderfleiß und Kinderenergie.

So ziehe denn aufs neue hinaus, du lieber Kinderfreund, mit deinem Schatzkästlein edler Kinderfreuden zu deinen tausend und abertausend glücklichen Kindern. Sie erwarten dich mit Sehnsucht. Erwirb dir neue Scharen Freunde. Was du alles bringst, hast du getreu dem göttlichen Kinderfreund abgelauscht. Sein Segen wird darum nicht fehlen.

J. Zingg.

NB. Der Schweizerische Jugendfreund-Kalender ist zum überaus bescheidenen Preise von nur 30 Rp. beim Zentralsekretariat der Schweiz. Kath. Abstinentenliga in Sarnen erhältlich. Er verdient eine Massenverbreitung in Familie und Schule.

10. Jahrgang. Nr. 15. 7. August 1924.

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen O

Inhalt: Hinaus aus der Schulstube ins Freie (Fortsetzung). — Etwas von der drahtlosen Telegraphie. — Die Kunst zu rügen und zu strafen.

Hinaus aus der Schulstube ins Freie!

K. Schöbi / Fortsetzung

Im Vorfrühling, der Zeit der Repetitionen, da die schriftlichen und mündlichen Prüfungen in die Nähe rücken und die Schüler müde und gähnend in den Bänken sitzen, tut als angenehme Abwechslung ins Schulleben eine Wanderung ins Freie doppelt gut und restauriert alte, abgebrauchte Kräfte. Unsere Wanderung geht am warmen Frühlingstag einer sonnigen Halde entlang. Kein Wunder, daß bei der warmen Temperatur das wintergelbe Kleid der Wiese sich bereits dunkler und gesünder färbt, indes an der gegenüberliegenden schattigen Halde, wo noch kein Sonnenstrahl hinkommen mag, noch festgefrorener, tragender Schnee liegt und nur an ganz wenigen Stellen sich dürres Falchengras findet. Das macht Freude, solches anzuzünden, aber Vorsicht in der Nähe des Waldes! Es gibt sich hier gute Gelegenheit, von sonnenhalb und schattenhalb, vom Klima, klimatischen Gegensätzen etc. zu sprechen. Während drüben noch alles in den Fesseln des Winters liegt, huschen hier bereits die ersten Schmetterlinge über die Halde, Weißlinge, Zitronenfalter, der kleine Fuchs (Erklären der Namen). Da summt bereits ein Bienchen daher. Ob es wohl den Blumenduft bereits gerochen hat? Richtig, da schaukeln sich bereits die Windröschen auf ihren zarten Stielchen im warmen Frühlingslüftchen, Gänseblümchen strekken verwundert ihre weißgelben Aeuglein in den sonnigen Tag, ein paar Tage, da sind schon Schneeglöcklein (Name), verschiedene Sorten von Schlüsselblümchen zu entdecken, die gewöhnlichen in der Nähe der Gräben und Bäche, die mehligen in Sumpfwiesen und das sog. „Badäneli“ an den sonnigen Berghalden des Toggenburgs z. B.

Im Walde guckt aus Laub und Moos bereits das blaue Leberblümchen hervor, auch der Seidelbast hat seine Blütenrute aufgesteckt. Die Haselrute stäuben ihren Blütenstaub in reicher Fülle. Wir nehmen ein paar Stauden mit und beobachten den Vorgang später auch noch in der Schule. Das Pult wird voll Staub. Man beobachtet auch die rötlichen Wischer an den Stauden (Stempelblüten).

Vielleicht erblicken wir auf unserer Wanderung auch Stare, die vor ihrem Häuschen sitzen, Spatzen, die im Schnabel Halme und Haare zum Nestbau davontragen. Vielleicht auch läßt sich der Kukkuck hören, weniger sehen.

Wir kommen auf unserer Wanderung weiter zu einem Weiher. Ganz am Rande, wo kein Wasser mehr zu sehen ist, sondern höchstens noch Moos auf den Steinen, da sitzen Bienchen, ein ganzes Dutzend, und trinken Wasser, fliegen davon, und andere kommen wieder. Im Weiher drin, zum Teil schon an der Oberfläche, zum Teil noch am Grunde, liegen ganze Klumpen Schleim mit vielen schwarzen Punkten. (Froschlaich). Richtig, dort hebt ein Frosch seinen Kopf aus dem Wasser und läßt sich den Rücken bescheinen. Wie ihm das wohl tut nach kalten Wintertagen! Am Ufer stehen Eschenstauden. Warum wohl so nahe am Wasser? Die saugen gewiß viel Wasser aus dem Weiher. Ich schneide eine Rute, klopfe ein gerades Stück ohne Knoten mit dem Messer und fertige eine Maienpfeife. Da habe ich dankbare Zuschauer. In der Freizeit mögen die Buben das dann auch versuchen.

Der Weg führt uns weiter zum Treibhaus des Gärtners. Jetzt sind alle Fenster offen. Warum? Abends aber macht er wieder alle zu und deckt sein Treibhaus sogar noch mit Strohmatten. Erklärung: Warme Tage, kalte Nächte, Reif am Morgen hält das Wachstum zurück. Im Treibhaus aber kann der Gärtner heizen. Drum hat er auch schon so große Blumen- und Gemüse-Setzlinge. Vielleicht ist der Gärtner so freundlich und läßt die Schüler durch sein Treibhaus hindurchwandern. Mit bewunderndem Ah stehen sie alle vor den Treib-

hausblumen und vergleichen dann die ihrigen zu Hause, die immer noch im Keller drunten stehen, ganz ohne Blätter sind und alt und krank und gelb aussehen. Aber nur ein paar schöne Tage Licht und Sonne wirken auch da Wunder. Tag für Tag Fortschritte. Wie sie zu grünen beginnen, wie die ersten Blättchen sprießen! Ein Geranium, das eben aus dem Keller kommt und im Schulzimmer ein Sonnenplätzchen am Fenster zugewiesen erhält, ist ein sehr dankbares Beobachtungsobjekt.

Wenn wir in dieser Zeit eine Wanderung unternehmen, sehen wir die Leute da und dort bereits im Garten oder auf dem Felde arbeiten. Es wird umgestochen, die Erde klein und locker gemacht. Da ist ein Beet bereits schon ganz fein, und man sieht lauter Kreise darauf, wie flache Teller. Da sind bereits Süßerbsen (Chesen) gesteckt. Dort steckt ein Bauer Erdäpfel. Die großen hat er zerschnitten in zwei, drei Stücke. Und sonderbar, es soll doch Pflanzen geben. Hauptsache sind eben die Augen, die Keime. Im Anschluß hieran wird berichtet, wie die Erdäpfel im Keller drunten jetzt schon lange Keime haben, ein Schüler bringt andern Tags eine Kartoffel mit meterlangem Keim daher. Aber alles dran ist gelb und weiß. Veränderung an der Sonne. Wie schrumpft der alte Erdäpfel zusammen!

Salatpflänzchen, Spinat sind über den Winter im Garten nicht erfroren. Sie wachsen. Auch der Rhabarberstock drängt mit seinen roten dicken Knospen aus der Erde. Das Kornfeld, das im Herbst grün unter die Schneedecke zu liegen kam, ist wie aus gutem Schlafe erwacht, und die zarten Pflänzchen, die Winter und Kälte überlebt, wachsen an der Frühlingssonne fröhlich weiter. Nein, es ist doch nicht alles gestorben im Winter. Neues Leben blüht aus allen Knospen, Wurzeln und Ritzen hervor, und ein großes Wunder des allmächtigen Schöpfers ist das Erwachen alles Lebens im Frühling.

Weitere Wanderungen im Mai und Juni ergeben auf der Wiese ganz andere Bilder. Machen wir an einem Vormittag einen Gang durch einen Wiesenweg, so sehen wir die Tautropfen, von denen in allen Lesebüchern gesagt wird, wie sie „an den Grashalmen wie Perlen funkeln und glänzen," was aber so mancher Schüler noch nie beobachtet hat oder beobachten konnte.

Anfangs Mai dominiert unter den Wiesengewächsen der Kerbel, der mit seinen Dolden sich über alle andern erhebt, als Viehfutter aber doch so kraft- und saftlos ist. Da ist dem Bauern der milchige (Beobachtung) Löwenzahn doch viel lieber. Der oberste Teil des Blattes ist wie ein großer Zahn. (Name) Kettenblume. Wir fertigen aus den Blütenstielen eine regelrechte Kette. Dann stoßen wir einige Blütenstiele ineinander, saugen die Leitung voll Wasser und lassen sie am Bach oder Brunnen als Brunnen weiterlaufen. Interessant ist es auch, die Blüten des Löwenzahns zu beobachten, wie sie sich schließen bei großer Hitze, bei Regen und in der Nacht, wie sie sich öffnen bei mildem Sonnenschein, wie die Bienlein sich herumtollen und wälzen im Blütenstaub und dabei ihre goldgelben Höslein bekommen. Ein paar Tage später — und schon haben sich die Lichtlein gebildet, die Sämchen, von denen ein jedes mit einem Flugschirm ausgerüstet ist. „Tag oder Nacht!" sagen die Kinder und löschen die Lichtlein aus. Man macht sie darauf aufmerksam, daß sie damit ganz im Dienste der Natur arbeiten: möglichste Verbreitung des Samens.

Ueber einer andern Wiese liegt ein blauweißer Schaum, das Wiesenschaumkraut blüht. Auf Wegen und Rasenplätzen macht sich der breite Wegerich breit. Ihn hat der Bauer als Futterkraut nicht sonderlich gern, er beansprucht ihm zu viel Platz und gibt zu wenig Futter. Der Spitzwegerich (Heilkraut) ist ihm lieber. Dicht am Weg steht das Hirtentäschchen (Name).

Da ist eine Wiese abgeweidet. Aber merkwürdigerweise hat das Vieh alle die Hahnenfußkräuter und die so saftiggrünen Blätter der Herbstzeitlose stehen lassen. Warum? (Giftpflanzen). Das oberste Blatt des Hahnenfußes sieht aus wie der Fuß des Hahns mit seinen drei Zehen. Die Herbstzeitlose hält sich nicht, wie andere Blumen, an die Zeit des Blühens und Früchtetragens, sondern gerade umgekehrt; sie blüht im Herbst und hat Früchte im Frühling (giftige Kügelchen in der dreiteiligen Kapsel).

An Weg- und Gartenrändern treffen wir auch die verschiedenen Nesseln an, die den Kindern bekannteste Brennessel, oft voll Raupen des Tagpfauenauges, die rote Taubnessel und die Goldnessel enthalten in den Blütenkelchen je ein Tröpflein Honig, den die Kinder gerne versuchen. Dann und wann haben die Ameisen in ihrer Vorliebe für Süßigkeiten Löcher hineingefressen, um rascher zum Honig zu kommen. Bei Taubnessel und Salbei läßt sich für obere Klassen der Bestäubungsvorgang leicht zeigen und in der Schule an die Wandtafel skizzieren. An einem Grashalm finden wir im „Kuckucksspeichel" drin die Larve der Schaumzirpe.

In Haus und Garten aber hebt in dieser Zeit ein hübsches Blühen an, fein säuberlich weiß die Birn- und Zwetschgenbäume, die Weißdornhecken (Name), mit rötlichem Hauch die Aepfel- und Pfirsichbäume. Die Roßkastanien haben wie Christbäume ihre roten und weißen Kerzen angezündet, golden regnet's vom Goldregenstrauch, fein duftet der Flieder. Blütenschnee liegt auf Baum u. Strauch, aber auch auf Weg und Straße. (Forts. folgt).

Etwas von der drahtlosen Telegraphie.

In der Zeitschrift „Radio" bespricht Dr. W. Merz in Bern in volkstümlicher, leicht faßlicher Art das Wesen der drahtlosen Telegraphie. Wir entnehmen seinen Ausführungen folgendes:

Als der kühne Forscher Nansen im Jahre 1891 mit seinem Schiffe „Fram" ausging, um die vereisten Gebiete am Nordpol zu erforschen, war er mit seinen Genossen während zwei Jahren vollständig von unserer Kultur abgeschnitten. Würde Nansen heute noch einmal ausfahren, so wäre die „Fram" selbstverständlich mit Apparaten für die drahtlose Telegraphie ausgerüstet, und die Mannschaft würde trotz der ungeheuren Entfernung von der nächsten bewohnten Ortschaft doch jeden Tag ebenso rasch wie wir alles vernehmen, was sich in der Welt Neues ereignet hat.

Die drahtlose Telegraphie ist eine der wichtigsten Erfindungen, die die Menschen je gemacht haben. Sie erlaubt uns, ständig mit jemandem in Verbindung zu stehen, von dem wir selbst gar nicht wissen, wo er ist. Wenn heute ein Schweizer in Europa herumreist und dabei einen Empfangsapparat für drahtlose Telegraphie mit sich führt, so kann er jeden Tag durch die Marconistation in Münchenbuchsee Nachrichten von zu Hause erhalten, ohne daß seine Freunde in der Heimat wissen, wo er gerade steckt. Die feinen elektrischen Wellen, die die Station in Bern absendet, verteilen sich gleichmäßig nach allen Richtungen und können gleichzeitig überall aufgenommen werden. Da die Station immer mit gleicher Kraft sendet, hängt es von der Güte des Empfangsapparates ab, wie weit weg von zu Hause unser Landsmann die für ihn bestimmten Depeschen noch aufnehmen kann. Wie ist das möglich? Um es zu erklären, müssen wir einen Vergleich zeigen:

Denken wir uns einen See. Ringsherum am Ufer haben sich unsere Freunde aufgestellt. Werfe ich hier einen Stein ins Wasser, so verursacht dieser kleine Wellen. Sie breiten sich kreisförmig nach allen Seiten aus und werden allmählich schwächer. Unser Freund A. ist 500 Meter weit von uns am Ufer. Er kann die Welle gerade noch sehen, wenn sie bei ihm ankommt, Freund B. aber, der 1000 Meter weit weg ist, sieht sie nicht mehr. Soll er sie auch sehen, so muß ich einen viel größeren Stein ins Wasser werfen, damit ich eine entsprechend stärkere Welle verursache. A. sieht diese Welle jetzt auch viel stärker, bei B. aber ist sie so, daß er sie gerade noch bemerken kann. Stehen mir aber nur Steine zur Verfügung, die alle genau gleich groß, sind, so hängt es nur von der Beobachtungsmethode unserer Freunde ab, wie weit weg von uns sie die Wellen noch wahrnehmen können. Einer findet vielleicht, daß er eine leere Flasche mit Fähnchen auf dem Wasser schwimmen lassen muß, um an ihrem Schwanken noch Wellen bemerken zu können, die er von bloßem Auge niemals mehr sehen könnte. Selbstverständlich haben wir hier jetzt immer angenommen, der See sei ganz spiegelglatt, und ich sei der einzige Mensch, der mit seinen Steinen Wellen verursacht.

Hier an unserem See haben wir ganz ähnliche Verhältnisse, wie wir sie in der drahtlosen Telegraphie wieder finden. Ich mit meinen Steinen bin die Sendestation, meine Freunde stellen die Empfangsstation vor. Werfe ich immer Steine gleicher Größe ins Wasser, so „sende" ich mit stets gleicher Kraft. Alle Freunde, die nur mit den Augen die Wasseroberfläche betrachten, benützen den gleichen „Empfangsapparat". Sie alle werden ungefähr bis auf die gleiche Entfernung meine Wellensignale bemerken können. Der aber, der die gute Idee mit der schwimmenden Flasche hatte, besitzt einen viel empfindlicheren „Empfangsapparat". Er wird noch viel weiter weg meine „Depeschen" aufnehmen können.

Es gibt jedoch nicht nur Wasserwellen. Auch der Schall ist eine Wellenbewegung, die sich aber viel rascher fortpflanzt als unsere Seewellen. Schieße ich hier ein Gewehr ab, so hört mein Freund von mir, der 600 M. weit weg ist, den Schuß genau nach 2 Sekunden. Wie die Wasserwellen geht auch der Schall gleichmäßig nach allen Seiten und nimmt dabei allmählich an Stärke ab. Beim Schall können wir noch direkt wahrnehmen, daß er auf einer Erschütterung beruht. Ein scharfer Donnerschlag läßt ja die Fenster klirren, laute Blechmusik in einem geschlossenen Lokal fühlen wir bis in alle Fingerspitzen.

Sogar das Licht stellt eine Wellenbewegung dar, allerdings so feiner Art, daß wir sie mit den uns gewöhnlich zur Verfügung stehenden Mitteln nicht mehr direkt beobachten können. Am nächsten verwandt mit dem Licht sind schließlich die elektrischen Wellen, die in der drahtlosen Telegraphie verwendet werden. Sie durchfliegen den Raum mit der ungeheuren Geschwindigkeit von 300,000 Kilometern in der Sekunde (genau wie das Licht auch), verteilen sich nach allen Seiten gleichmäßig und nehmen dabei auch allmählich an Kraft ab. Mit Licht kann ich signalisieren, indem ich kurze Lichtblicke durch Abblenden und Aufleuchtenlassen einer Laterne erzeuge. Die andere Station beobachtet meinen Standort und kann so meine Lichtsignale auffangen. Genau gleich kann ich telegraphieren, indem ich an Stelle des Lichtes elektrische Wellen sende. Jetzt aber muß der Empfänger einen feinen Apparat besitzen, um diese Wellen wahrnehmen zu

können; denn sie sind weder fühlbar noch hörbar, noch sichtbar. Außerdem ist es jetzt nicht mehr nötig, daß die beiden Stationen einander sehen; denn die elektrischen Wellen gehen, im Gegensatz zum Licht, um die Hindernisse herum.

Eine Einrichtung für drahtlose Telegraphie besteht also aus der „Sendestation" einerseits und der „Empfangsstation" anderseits. Die Sendestation enthält die Maschinen und Apparate, die nötig sind, um elektrische Wellen zu erzeugen (entsprechend einem Stein, den ich ins Wasser werfe). Sie läßt sich auch mit einer Geige vergleichen. Immer sehen wir bei diesen Stationen hohe Türme aus Eisen, sogen. „Antennen", über die ein Drahtnetz gespannt ist. Das ist die senkrecht gestellte Geige, und die Drähte entsprechen den Saiten. Zupfen wir die Geige an, so schwingen die Saiten und geben den Ton als Wellenbewegung an die Luft ab. Auch bei der „Sendestation" erzeugen wir Schwingungen in diesen Drähten. Diese schwingen allerdings nicht wirklich, sie sind nur die Träger der feinen elektrischen Schwingung. Die Sendestationen sind immer viel größer als die Empfangsstationen, welche aber im wesentlichen äußerlich gleich aussehen.

Die Marconistation in Münchenbuchsee ist nur als Sendestation eingerichtet. Ihr Hauptmerkmal sind die beiden Türme, die fast gleich hoch sind wie der Münsterturm in Bern. Das Stationsgebäude selbst ist sehr klein und enthält nur die für das Absenden nötigen Apparate. Die Empfangsstation befindet sich auf dem Riedernhubel bei Frauenkappel, ungefähr zehn Kilometer von der Sendestation entfernt, damit sie durch den Sendebetrieb nicht gestört wird. Sie ist viel kleiner als diese, und da sie nicht unmittelbar bei einem Dorfe liegt, mußte hinter das Stationsgebäude noch ein Wohnhaus für den Stationschef gebaut werden.

Interessant ist aber nun, daß die Apparate von Münchenbuchsee und vom Riedernhubel von einem Bureau in Bern aus automatisch betrieben werden. Dieses Bureau erhält die Telegramme aus London über den Riedernhubel, ohne daß diese dort umtelegraphiert zu werden brauchen. In gleicher Weise kann es auch direkt über Münchenbuchsee senden, ohne jedes Umschalten oder Umtelegraphieren auf der Sendestation. In den Außenstationen ist also nur Personal notwendig, das den ruhigen Betrieb zu überwachen hat und nur im Falle von Störungen eingreift. (Schluß folgt).

Die Kunst zu rügen und zu strafen.

Die Kunst, recht zu rügen und zu strafen, oder wie sich der Psalmist ausdrückt, zu zürnen und dabei nicht zu sündigen, (Psalm 4, 5) ist so schwer, daß manche, um ihr Gewissen nicht zu beunruhigen, ganz auf Tadel und Strafe verzichten, also die Pflicht versäumen, um die Gerechtigkeit nicht zu verletzen.

Sie muß aber zu erlernen sein, sonst hätte sie Gott nicht den Vorgesetzten und den Eltern auferlegt. Und sie ist zu erlernen.

Ich will statt langer Worte darüber ein kurzes Beispiel anführen. Ich hatte unter den Männern, denen ich für meine Erziehung aufrichtig dankbar bin, einen Benediktiner, dem es Gott in der Ewigkeit vergelten möge, daß er mir oft ein so wunderbares Beispiel der Selbstbeherrschung gab. Er war damals etwa 40 Jahre alt, sehr lebhaften Geistes und die Beweglichkeit selber. Die 60 jungen Leute, deren Ueberwachung ihm zugewiesen war, hätten ihm schon manchmal das Blut zu Kopf treiben können. Wir boshafte Jungen hätten ihm das nicht bloß verziehen, sondern wir hätten es sehr gerne gesehen. Aber in dieser Erwartung betrogen wir uns, denn nie ließ er sich zu einem Ausbruch der Erregung hinreißen. Hatte einer gefehlt, so sagte er jedesmal: „Ich sollte dich jetzt strafen, aber du hast mich wirklich aufgeregt, in dem Zustand kann ich dir deine Strafe nicht geben. Komme morgen auf mein Zimmer, dann sollst du sie erhalten." Und kam einer des nächsten Tages, so gab er ihm nicht selten den Bescheid: „Du warst zu bös, ich bin heute noch nicht ganz ruhig, warten wir bis morgen, du läufst mir ja doch nicht davon." Erst dann, wenn er vollkommen Herr seiner Ruhe, mit andern Worten seiner selbst geworden war, schritt er zur Strafe.

Er schenkte sie nie, das wußten wir schon. Er war auch gar nicht übermäßig milde in seinen Strafen, das fühlten wir genug. Aber wir sahen, daß bei ihm die Strafen nicht vom Zorn eingegeben, sondern ein Ausfluß der Gerechtigkeit waren, und darum beklagte sich nie einer über eine Züchtigung von ihm, und wir liebten ihn, wie er uns liebte, und achteten ihn aufrichtig, und das will bei jungen Leuten alles heißen.

Gerechtigkeit und Liebe zum Mitmenschen, Selbstbeherrschung und Furcht Gottes, das sind die vier Bestandteile der Kunst, zu tadeln und zu strafen.

Umgekehrt darf man aber auch sagen, daß die Kunst zu rügen ein sicherer Prüfstein dafür ist, wie weit wir es in der Selbstbeherrschung gebracht haben.

„Die Kunst zu leben". P. M. Weiß, O. Pr.

10. Jahrgang. Nr. 16. 21. August 1924.

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen

Inhalt: Hinaus aus der Schulstube ins Freie (Fortsetzung). — Etwas von der drahtlosen Telegraphie (Schluß). — Im Waldesgrün. — Schwere Stunden.

Hinaus aus der Schulstube ins Freie!

K. Schöbi / Fortsetzung

In den Schwammbüchsen der Schüler hat sich die zur Beobachtung hineingelegte Bohne bereits geteilt, Stengelchen und Würzelchen sind sichtbar geworden, sie sind aber ganz weiß und gelb. Im Garten strecken die Bohnen bereits ihre zwei Samenlappen zur Erde heraus. Neue, grüne Blätter und junge Triebe entstehen, die Samenlappen aber schrumpfen von Tag zu Tag zusammen und fallen ab (Warum wohl?). Die einen Bohnenpflänzchen bleiben hartnäckig am Boden hocken (Höckerli), indes andere in die Höhe streben und sich gerne den Stangen entlang hinaufwinden. Darum der Name Windbohne oder Stangenbohne. Da läßt sich eine interessante Beobachtung machen. Die Bohne windet sich nämlich immer links um die Stange herum. Und wenn du sie sogar rechts herumwindest, die Pflanze löst sich selbst wieder und findet den Weg nach links. Versprich den Schülern ein hübsches Geschenk, wenn dir einer eine rechts herum gewachsene Bohne zeigen kann. Das Suchen nach solchen ist eitle Mühe, aber eine gute Beobachtungsaufgabe.

Salat, Rettiche und Rüblein sind „verronnen“. Schnecken und Erdflöhe setzen der jungen Saat und den frisch gesetzten Setzlingen arg zu, erstere bei längerem Regenwetter und an taufrischen Morgen und Abenden (? Schlupfwinkel während des Tages), letztere bei schönen Sonnentagen. Bereits lassen sich an Süßerbsensträuchern auch Blattläuse entdecken, die Blätter kräuseln sich.

Im Wald ist unterdessen an verschwiegenen Orten der Frauenschuh erschienen (Gelber Schuh mit braunen Bändeln, darum Name) oder die Maiblume (Mairiesli), auch der Bärlauch (Geruch). Die jungen Tännchen zeigen ihre neuen, hellgrünen Schosse, an größern Tannen sind die Blüten zu sehen (Bienen-Waldhonig).

In dieser Jahreszeit ist auch viel zu sehen, zu hören und zu beobachten im Leben der Tiere und Vögel. Das Amselmännchen singt an schönen, milden Abenden und am frühen Morgen. Es hat jetzt noch viel freie Zeit. Das Weibchen brütet. Dann hört auf einmal der Gesang auf (Warum wohl?). In dieser Zeit verraten die Vögelchen oft ihr Nest. Wohin richten sie ihren Flug? Dann ist Vogelgezwitscher zu hören. Oft schreien die Alten ganz kläglich oder warnen einander von allen Bäumen und Mauern herunter. Aha, da schleicht ja so ein „unschuldiges“ Kätzlein daher!

Lohnend besonders für untere Klassen ist in diesen Tagen auch ein Gang zu einem Hühnergitter, wo eine alte Glucke mit ihren Jungen untergebracht ist. Wie läßt sich da viel beobachten: Die Sorge der Alten für die Jungen, wie sich die Jungen unter den Flügeln der Alten verbergen, die Stimme der Hühnchen, das eintönige „Gluck“ der Alten, die Lebhaftigkeit der Hühnchen schon in den ersten Tagen ihres Daseins, Flügelchen, Federn, Kämmchen usw.

Beim Ententeich läßt sich auch wieder so manches sehen, wovon später in der Schule wieder die Rede ist, die Schwimmhäute zwischen den Zehen, die kleinen Augen, die breiten Schnäbel mit den Luftlöchern, das fettige Gefieder, das sofort wieder trocken ist, wenn die Ente oder Gans das Wasser verläßt.

Im Weiher ist der Froschlaich verschwunden, dafür tummeln sich und schwänzeln zu Hunderten Roßköpfe im Wasser herum. Blitzschnell schießt eine Forelle dahin oder eine Wassermaus eilt in ihr Versteck. Auf der Wasseroberfläche eilen die „Wasserreiter“ dahin. Wasserjungfern schießen dem Weiher entlang mit ihrem langen dünnen Leib (Name) und den zarten, glänzenden Flügel-

paaren. Aus dem Wasser tauchen mehr als handgroße Blätter empor und dazwischen die hübschen weißen oder gelben Seerosen.

* * *

Unterdessen ist der Sommer eingerückt mit seiner Hitze, die oft die Blumen des Gartens und die Kräuter der Wiese fast zum Welken bringt. — Spritzkanne und Gartenschlauch treten in Tätigkeit, auf den Straßen fährt der Sprengwagen. — Die Wiesen sind bereits geschnitten. Eine Wanderung zur Zeit der Heu- und Emdernte macht uns wieder mit verschiedenen Dingen und Begriffen bekannt: Sense und Wetzstein, Mahden und Mähder, Mähmaschine und Wender, „Heinzen" und Schochen, Heufuder, rascher und langweiliger Heuet. Wie angenehm duftet das gutgewitterte Heu und Emd auf dem Heustock, den wir auf einer Wanderung durch das offene Tennstor erblicken. Das ist auch die Zeit, wo der Bauer am meisten ans Wetterglas schaut und daran herumklopft. Es lassen sich die Temperaturen an der Sonne und im Schatten messen. Wir kommen gelegentlich auch an einer Sonnenuhr vorbei und sehen zu, wie der der Schatten des Zeigers Viertelstunde um Viertelstunde vorwärts schreitet. Warum sie aber wohl immer eine halbe Stunde zu spät hat? (Die mitteleuropäische Zeit wurde erst nach der Erstellung der Uhr eingeführt).

Die Kirschen röten sich und reifen. Unangemeldete Gäste lassen sich nieder. Eine Vogelscheuche soll sie vor dem Stehlen abhalten. Wie könnte man sie noch täuschender machen? (Zeichnen in der Schule).

Auf dem Felde wogt das Korn. Kerzengrad stehen die Halme da, oder liegen nach vielem und schwerem Regen. Wo sie noch gerade stehen, da ist ein großes Feld wie ein grünes Meer. Nun streicht der Wind durch die Halme und es ist das Wogen zu sehen. Man mag sich aber auf die Zehen stellen, denn verschiedene Felder sind höher als unsere größten Drittkläßler. Hört ihr die Grillen zirpen? Auch das muß man gehört haben. Es leben viele Schüler, die das nicht gehört und doch steht's wieder in allen Schulbüchern drin. Wie die roten Mohnblumen (Kornblumen heißen sie bei den Bauern) u. die weißen Winden (Name) u. die violette Kornrade das schöne Bild der Felder farbenprächtiger gestalten! Man mache auf die verschiedenen Getreidesorten, wo das möglich ist, aufmerksam, Aehrenbildung, Höhe. Und sind gar schon Felder geschnitten, so laß ein paar Schüler barfuß über die Stoppelfelder springen. Das kitzlige Gefühl, das man dabei hat, bleibt unvergeßlich. Aehrensammeln!

Im Garten sind die Süßerbsen unterdessen mannshoch geworden. Alle Wochen mußten sie neu gebunden werden. Jetzt haben sich Blüten wie bunte Schmetterlinge angesetzt, und wie kleine Säbelchen gucken schon die Erbsen aus verwelkten Blüten heraus. Der Salat hat sich zu Köpfen gerundet oder ist bereits aufgeschossen. Blumenkohl erscheint zwischen den Blättern (Name). Andere Setzlinge treiben schon Blüten (Narren).

Eine Wanderung in den Wald ist bei der Julihitze ganz besonders angenehm. Da finden wir Beerenplätzchen, reife Erdbeeren und Heidelbeeren, vielleicht stoßen wir mit unsrer forschenden Schar auch auf die glänzenden Tollkirschen, Einbeeren und Reckholderbeeren. Am Wegrand steht ein mächtiger Ameisenhaufen. Tausende und Tausende von Tannennadeln haben die fleißigen Tierchen zusammengetragen. Wer wollte so lieblos sein und zerstören, was sie mit viel Arbeit erreicht haben! Wer hat schon den Versuch gemacht u. ein Osterei, einen Kaninchenkopf oder eine tote Maus in einen solchen Haufen eingelegt und nach einigen Tagen wieder nachgesehen? Vom Haufen aus geht dem Weg entlang eine ganze Ameisenstraße. Die einen kommen, die andern gehen. Was tragen sie?

Wir wandern über Moosplätze und reden von der Bedeutung der Wälder als Wassersammler.

Wir beobachten auch den Holzer, wie er Reiswellen erstellt auf seinem Büscheliſtuhl, wie er alt und abgearbeitet aussieht, braun im Gesicht ist, wie seine Arme sehnig, stark sind, wie er ein karges Mittagsmahl bei sich hat. In obern Klassen mißt man nach, wie der Holzer die Scheiter gebeigt hat, nach dem alten Klaftermaß oder nach dem neuen Ster. —

Ein andermal hebt mitten während des Schulunterrichtes ein heftiges Gewitter an. Statt bei geteilter Aufmerksamkeit weiter zu rechnen oder zu schreiben, ist eine Beobachtung des Gewitters viel eher am Platze. Rascher und rascher folgen sich Blitzstrahl und Donnerschläge, man zählt die Sekunden zwischen Blitz und Donner und mag so ermessen, wie weit der Blitz wohl eingeschlagen habe. Es folgt ein wolkenbruchartiger Regen. Es ist dankbar, nachher eine Wanderung anzutreten und zu ersehen, wie das Wasser die Straßen ausgewaschen hat, wie der hochangeschwollene Bach seine trüben Fluten vor sich hinwälzt, oft sogar über die Ufer tritt, mit Schlamm und Geröll die Wiesen deckt; wie ein Fluß sogar Baumstämme, Bretter mitbringt, wie die Wasserwehr aufgeboten wird und ihre Arbeit tut. Vielleicht auch hat der Blitz irgendwo eingeschlagen, und es sind die Verwüstungen an Gebäuden und Bäumen zu sehen. Das regt ohne weiteres dazu an, auch die Blitzableiter an den hohen Gebäuden zu betrachten, auf gewisse Verhaltungsmaßregeln während eines Gewitters zu achten.

Die Beobachtung der Schuttablagerungen der Bäche und Flüsse leitet unmittelbar wieder hinüber zur Betrachtung der Materialien, aus denen

unsere Hügel und Berge aufgebaut sind, der Sandsteinhänge, der Nagelfluhfelsen, der Kalkberge. Forschungen und Beobachtungen führen uns in Steinbrüchen und bei Tuffsteinfelsen auch zu Versteinerung von Pflanzen und Tieren. Einmal geweckt, forschen unsere jungen Naturforscher gerne weiter.

Der Herbst kommt in die Lande. Daß da ein Gang in die Natur hinaus, in die sich färbenden Wälder, die mit Früchten beladenen Bäume wiederum ganz neue Dinge zeigt, scheint selbstverständlich. Herbstzeitlosen blühen — Vorboten des Herbstes. Schon fallen die ersten Früchte von den schwerbehangenen und mit Latten unterstützten Bäumen herunter. Aber merkwürdig, fast alle sind wurmstichig. Das gibt zu reden vom Apfelwickler und seiner Raupe, die sich schon bei Zeiten an die Früchte herannacht.

Kühe und Rinder grasen täglich im saftigen Herbstgras. Eine zutrauliche Kuh kommt auf uns zu. Sie leckt einige Schüler mit ihrer rauhen Zunge. Wir betrachten die schönen schwarz-weißen Hörnchen, die Ohrmarken im Ohr, die schöne, rehbraune Farbe, den geraden Rücken, das breite Kreuz, die kräftigen Füße, die gespaltenen Hufe, das volle Euter mit den dicken Milchadern und noch so manches andere. Dort putzt sich eine mit dem Nastüchlein, das sie, nicht wie unsere Schüler, immer bei sich hat, die Nase. Dort messen zwei in wildem Zweikampf ihre Kräfte. Eine ruht die ganze Zeit und hat Langeweile. Warum wohl?

Im Garten lassen sich ebenfalls Herbstfarben entdecken. Gelbe Eier des Kohlweißlings kleben an der Unterseite der Blätter, bereits kriechen an andern Blättern die Raupen herum. Durchlöcherte Blätter sind viele zu sehen. (Schluß folgt.)

Etwas von der drahtlosen Telegraphie.

(Schluß)

Wie rasch die drahtlose Telegraphie arbeitet, zeigt folgender Vorfall. Der Stationschef von Münchenbuchsee wollte auf das Zentralbureau in Bern telephonieren, aber dort war das Hörrohr nicht angehängt und er konnte daher die Verbindung nicht erhalten. Da telegraphierte er drahtlos nach London, sie möchten doch so freundlich sein und drahtlos über den Riedernhubel nach Bern telegraphieren, die Herren in Bern sollen ihr Hörrohr anhängen. Innert einiger Minuten konnte der Beamte in Münchenbuchsee wieder mit dem Zentralbureau telephonisch verkehren.

Von London kommen jetzt oft bis 100 Worte in der Minute nach Bern. Das ist aber nur möglich, wenn das Telegraphieren mit Maschinen, den Schnelltelegraphen, besorgt wird; denn so rasch kann kein Telegraphist den Taster bedienen.

Wichtig ist die drahtlose Telegraphie namentlich auch für die Meerschiffahrt. Auf den großen Passagierdampfern erscheint täglich eine Schiffszeitung, die die neuesten Nachrichten aus aller Welt enthält. Die Telegramme werden auf dem Schiff durch die Empfangsstation aufgenommen. Noch wichtiger aber wird diese Einrichtung auf den Schiffen im Falle von Schiffbruch. Schon viele Tausende von Menschen sind gerettet worden, weil sinkende Schiffe rechtzeitig mit drahtloser Telegraphie alle in der Nähe vorbeifahrenden Schiffe benachrichtigen konnten, sodaß diese nach dem Unglücksorte eilen konnten.

In den Vereinigten Staaten von Amerika soll auf jedem zwanzigsten Hause eine Antenne sein, mit deren Hilfe die Farner und die Geschäftsleute Telegramme aufnehmen können. Meist handelt es sich dabei allerdings nur um die tägliche Mitteilung der genauen Zeit. Für die Farmer wichtig ist aber auch der Verkehr mit den Wetterwarten, die jeden Tag drahtlos die Witterungsberichte nach allen Richtungen senden. So können heranziehende Gewitter gemeldet werden, damit das Heu noch rechtzeitig unter Dach gebracht werden kann.

Viele Stationen können auch schon drahtlos telephonieren, und in Verbindung mit einem Lautsprechapparat ist es möglich, daß eine Sängerin in Newyork singt, während in drei verschiedenen Städten, die je 500 Kilometer auseinander sind, das Publikum im Konzertsaal sitzt und auf der Bühne nur der Sprechapparat steht. In Kalifornien predigt ein Pfarrer alle Sonntage in zwei weit auseinanderliegenden Gemeinden gleichzeitig. Abwechselnd bekommt eine Gemeinde stets nur den Sprechapparat zu Gesicht, während der Herr Pfarrer bei der andern weilt.

Interessant ist, daß sehr viele dieser Apparate von den Farmern oder ihren Söhnen selbst gebaut worden sind. In Amerika erscheinen eigene Zeitungen für die, die sich selbst für drahtlose Telegraphie einrichten wollen. Allerdings ist dabei die Sache so, daß die meisten Leute nur Empfangsapparate besitzen und selbst nicht „senden" können. Die Empfangsapparate sind viel einfacher und verhältnismäßig leicht zu bauen, während die Sendeapparate sehr kompliziert sind und namentlich starke Kraftquellen erfordern, sobald sie einigermaßen weithin reichen sollen. Denken wir an unser Beispiel zur See, so erinnern wir uns, daß die Reichweite der Wellen doch in erster Linie von der Größe des Steines abhängt.

Auch in Frankreich gibt sich bald jeder Junge, der Interesse für Mechanik hat, mit dem Bau von Stationen für drahtlose Telegraphie ab. Die großen französischen Zeitungen haben schon Wettbewerbe mit schönen Preisen ausgeschrieben für den besten selbstgebauten Apparat für drahtlose Telegraphie, und einige ganz wertvolle Verbesserungen sollen von diesen jungen Technikern angeregt worden sein.

Bei uns in der Schweiz stecken wir leider noch ganz im Anfangsstadium. Allerdings senden die beiden kleinen Stationen Lausanne und Genf seit einiger Zeit auch Konzerte und Wetterberichte aus. Die Zahl der Privatleute, die eigene Empfangsstationen besitzen, ist noch klein, nimmt aber sehr rasch zu und dürfte heute das erste Tausend wohl schon überschritten haben.

Sobald die von der Eidgenossenschaft in Aussicht gestellte Neuordnung der Konzessionsverhältnisse zur Wirklichkeit geworden ist, wird wohl auch das abgelegenste Dorf in den drahtlosen Wetterdienst einbezogen werden.

Im Waldesgrün.

Ade, du dumpfe Zimmerschwüle!
Hinaus ins frische Waldesgrün,
Wo in der Lichtung Blumen blüh'n,
Und schlummern in der Schattenkühle.

Vorbei am Steg! Der Wellen Tosen
Begleitet mich zum Waldrevier.
Zur Augenweide brech' ich mir
Vom Hag ein Sträußchen wilder Rosen.

Wohl mögen jetzt die Sänger schweigen.
Sie halten ihre Mittagsruh,
Doch lautes Summen höreſt du
Und leises Flüstern in den Zweigen.

Das Bächlein im Vorüberrauschen
Erzählt mir Märchen keck und kühn.
O welche Lust, im Waldesgrün
Den alten Tannen still zu lauschen!

Blumen und Lieder: W. Edelmann

Schwere Stunden.

Wer hat nicht schon schwere Stunden erlebt in der Schule? Stunden, in denen es gar nicht vorwärtsgehen wollte? Hast du in deiner Schule, die vielleicht allzusehr überladen ist, nicht auch Kinder, die blöd und leer in die Welt schauen, Kinder, die kein frisches Leben zeigen und dir schwere Stunden bereiten? Wahre Sorgenstunden kannst du erleben — nicht wahr? Vielleicht bist du selbst nicht recht „aufgelegt", einen lebensfrischen Unterricht zu betreiben; vielleicht haben Sorgen und Kümmernisse dich etwas niedergedrückt oder du leidest noch unter den Nachwehen einer überstandenen Krankheit; vielleicht erschweren dir verblendete und kurzsichtige Eltern, die in ihrem Kinde einen Götzen sehen, die Arbeit, oder du hast gar unter der Engherzigkeit und Zugeknöpftheit eines „weitsichtigen" Schulrates zu leiden. Alles das kann dazu beitragen, dir die Arbeit in der Schule schwer zu machen. Zudem, bedenken wir, daß „auch der Lehrer nicht immer ein und derselbe in seiner Kraft und Arbeitslust" ist. „Körperliche und geistige Verstimmungen stellen sich auch bei ihm ein, und für den Besten und Edelsten kommen Stunden, die seine Seele mit schwarzen Schatten umlagern und ihm den Beruf zur schweren Bürde machen." So schreibt Lorenz Kellner in den Aphorismen.

Wie gut ist es, lieber Kollege, wenn du für solche Stunden auch an der Hinterwand deines Schulzimmers ein Bildnis des gekreuzigten Heilandes hast. Ein Blick hinauf zu diesem Bilde, wenn dich schwere Sorgen drücken — und du wirst oft mit neuer Kraft und neuer Stärke deine Arbeit fortsetzen können.

Bist du verstimmt und zur Schularbeit nicht aufgelegt, kommst vielleicht morgens früh schon verbittert in die Schule, dann bitte ich dich, bedenke, was der Altmeister Lorenz Kellner schreibt: „Es gibt Schulen genug, wo die Kinder ängstlich am Morgen das Gesicht ihres Meisters mit scharfem Blicke studieren und enger zusammenrücken und sich leise zuflüstern, daß heute Gewitterwolken auf dessen Stirne schweben, und es ohne Einschlagen nicht abgehen werde.

Es dürfte gut sein, wenn der Lehrer die Tage und Stunden solch' unheilvollen Trübsinnes auch mehr als andere zu stillen Beschäftigungen benutzte und den Kindern durch passende Aufgaben Gelegenheit böte, ihre gewonnene Kraft und Einsicht zu zeigen. Das lebendige Wort will zu solchen Zeiten doch nicht recht von der Zunge, es fehlt die Klarheit des Ausdruckes und hiermit zugleich die frohe Gewißheit des Fortschrittes. Darum ist die Uebung eher am Platze." (Aphorismen).

Versuch's einmal, was Kellner für solche Stunden und Tage rät, und du wirst gute Erfahrungen machen können. Es läßt sich nachher wieder leichter und fröhlicher arbeiten. Sorgen wir doch dafür, daß wir uns und den lieben Kindern den echten Frohsinn bewahren, so gut wir's können. W. G.

10. Jahrgang. Nr. 17. 4. September 1924.

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen O

Inhalt: Hinaus aus der Schulstube ins Freie (Schluß). — Präparation über die Versuchungen.

Hinaus aus der Schulstube ins Freie!

K. Schöbi, Schluß

Die Stangenbohnen sind an der Spitze des höchsten Stickels angelangt. Bohnen, die reiche Zahl, wachsen und runden sich mehr und mehr. Kabis und Kohl haben sich zu runden Köpfen entwickelt, beim Rosenkohl sind bereits die kleinen Röschen zu entdecken. Längliche Gurken verstecken sich unter den Blättern Große gelbe Kürbisse finden wir in einer Gartenecke. Der Mohn hat nun prächtige Kapseln entwickelt. Wie Pulverkörner lassen sich die feinen, schwarzen Samenkügelchen aus der runden Kapsel schütteln.

Wie Schnüre haben die Erdbeeren im Garten nach allen Windrichtungen ihre Ausläufer ausgesandt und da und dort sitzt ein junges Pflänzchen ab, hat bereits seine Wurzeln in die Erde gesenkt. Ist es nicht schade, daß man die alten Erdbeerstöcke, die so große Früchte trugen, nun ausreißt und dafür wieder junge einsetzt?

Interessant ist es auch, zuzusehen, wie neue Johannisbeeren, Stachelbeeren und Himbeeren gepflanzt werden. Stecklinge werden abgeschnitten und ohne Wurzel in den Boden versenkt. Die Pflanze aber beginnt gleichwohl zu wurzeln. Die jungen Stecklinge vom Herbst tragen im kommenden Sommer bereits ihre Früchte. (Versuche mit Weiden, Erlen, Haselnußsträuchern. Vermehrung nicht durch Samen, sondern durch Stecklinge).

Auf dem Felde hat der Mais sein „Türkenhaar“ bereits verloren, die Kolben werden täglich größer. Bereits sind milchige, weiche Körner zu sehen. Sie härten sich an der Herbstsonne. Das Erdäpfelkraut ist verdorrt. Die frühen Sorten sind bereits ausgegraben, nun kommen auch die späten dran. Warum man wohl die kleinen und größern Erdäpfel sortiert? (Schweinefutter).

Da brennt ein Funken. Das dürre Kraut wird verbrannt. Erdäpfel schmoren drin. Wie die fein schmecken!

Am Waldrande färben sich die Hagebutten der Heckensträucher bereits schön rot. (Verwendung.) An den Haselstauden sind Haselnüsse, an den Eichen Eicheln und Galläpfel zu finden. Man öffnet einen Gallapfel und findet darin die Made der Gallwespe. Dabei läuft das Messer schwarz an. Warum?

Auf dem Waldboden finden sich Zapfen der Rot- und Weißtanne, der Föhre, auch solche, wo die Schuppen ganz oder zum Teil weggenagt sind. Das deutet auf Eichhörnchen. Wir nehmen einige Stück mit und beobachten später, wenn sie ganz trocken geworden sind, die Samen und die zur Fortbewegung angewachsenen Flügelchen, sowie den eigenen, propellerartigen Flug.

Wie gut lassen sich hier im Wald auch die verschiedenen Blattformen besprechen und beobachten: die nadelförmigen der Tannen, Fichten und Lärchen, die eirunden der Buchen, die handförmigen des Ahorn, die gefiederten der Esche usw., oder auch die Blatträndер: ganzrandig, gesägt, gelappt, gezähnt, gekerbt usw.

Auch die Weinberge färben sich zusehends bunter. Golden oder blau lachen die Trauben aus dem bunten Blättergewirr hervor. Dann und wann hört man einen Schuß des Traubenwächters und gleich fliegen einige Stare oder Krähen hoch, die beim Naschen gestört wurden.

Im Spätherbst läßt sich beobachten, wie die Schwalben sich zu Dutzenden auf den Telegraphendrähten sammeln und dann in die Fremde ziehen. Ganze Scharen Stare setzen sich auf die Bäume u. ziehen die gleiche Straße nach dem Süden.

Der nahende Winter kündigt sich an. Am Morgen liegt Reif auf der Wiese, die Blätter wirbeln von den Bäumen, Schnee liegt schon auf den Bergen. Man holt vom Felde nach Hause was noch draußen ist, die weißen und gelben Rüben, den Mais, die Erdäpfel und Streue.

Jäger und Hund streichen beim Schulhaus vorbei. Wir beobachten Jägers Kleid, seine Ausrüstung, seine Jagdbeute, treffen ihn vielleicht auch auf dem Anstand im Walde.

Warum läßt sich nicht auch die Bauart der Häuser und Scheunen viel besser besprechen im Freien als im Schulzimmer drin? Die Unterschiede zwischen einem Holzhaus, einem massiven, einem gestrickten Holzhaus oder einem aus Steinfach ergeben sich beim Vergleiche am besten. Daß auch ein jedes Haus seine Nummer trägt, ist dabei ebenfalls ersichtlich. (Beobachtungsaufgaben über Bauart, Bedachung, Schutz gegen Wind und Wetter. Skizzen.)

Und nun der Winter. Sollen mit dem Eintritt dieses griesgrämigen Gesellen Wanderung und Beobachtung eingestellt werden? Darf nicht auch gesehen werden, wie ein reicher Schneefall oft hübsche Gebilde zeigt auf Hägen, Bäumen, auf Dächern und an Halden? Hebels „Isch echt do obe Bauele feil?" kann kaum besser vorbereitet werden, als durch einen Gang durch die frischverschneite Natur. An steiler Halde läßt sich im kleinen zeigen, wie die Lawinen im großen entstehen, ein kleiner Schneeball bei Tauwetter auf ein Dach geworfen kommt größer und größer herunter. Ganze Schwaden Schnee rutschen von den Dächern. Jetzt leuchtet den Schülern ein, wozu die Schneefänger, die bei steilen Dächern angebracht sind, dienen.

Für untere Klassen ist es immer ein Fest, wenn der Lehrer mit ihnen einen Schneemann aufbaut. Mittlere Klassen bauen ein Schneehaus. Eine Bergschule erstellte letzten Winter in der durch den Pfadschlitten aufgeführten Schneewand längs der Straße die Axenstraße mit ihren Galerien.

In der Nähe des Waldes lassen sich Spuren des Wildes finden und vermuten, welche Tiere hier vorbeigesprungen sind; am Felsen oder Wasserfall sind die prächtigsten Eisbildungen zu betrachten.

— — —

Wer Augen hat, zu sehen, der sehe! Es läßt sich begreiflicherweise diese Unmasse von Beobachtungen auf keinen Fall in einem Jahre durchführen. — Wenn wir aber das einemal da, das anderemal dort stillstehen und unsere Betrachtungen anstellen, so dürfte in den sieben und mehr Schuljahren kaum ein Plätzchen der Heimat noch unerforscht sein, die Schüler aber mit offenen Augen in all die Wunderdinge der Natur hineinschauen und es kaum mehr vorkommen, daß sie jene Pflanzen, denen sie ihr tägl. Weiß- od. Schwarzbrot od. das Habermus verdanken, nicht einmal kennen.

Ein so gestalteter Unterricht im Freien stellt zwar erhebliche Anforderungen an den Lehrer, vor allem eine rechte Freude an der Natur, vorausgehende Beobachtungsgänge als Vorbereitung, hie und da auch eine Aenderung des Stundenplans. Aber der Dank für des Lehrers Mühe wird nicht ausbleiben, er wird in dem freudigen Gefühle bestehen, einer schönen Anzahl Menschen Gottes Wunderwelt eröffnet und gezeigt zu haben, Verständnis des Tuns und Treibens aller Lebewesen in der Natur. Freilich kann auch hier die Schule der Mitarbeit des Elternhauses nicht entbehren. Früher drehten Eltern den Franken zweimal um, ehe sie sich dazu verstehen konnten, ihren Kindern Geschenke zu kaufen. Heute bekommt der käsehohe Bursche gleich ein Velo, wenn er darum bettelt, schlägt mit Velofahren alle seine Freizeit tot oder macht mit seiner unsinnigen Fahrerei das ganze Dorf unsicher. Noch unüberlegter scheint es mir, wenn Eltern dem jungen Patrioten ein Flobertgewehr schenken, daß er damit in unbewachten Augenblicken in ruchloser Weise Vögelchen und Eichhörnchen, Katzen und Hühner niedermacht, oder selbst seine Mitmenschen gefährdet.

Wäre das Geld nicht besser angewandt, wollte man größeren Schülern eine Lupe oder ein Mikroskop anschaffen oder ein gutes Naturkundbuch, od. einen „Schmeil", Schröters „Flora d. Alpen", das Büchlein für Heilkräuter von Pfr. Künzle, Huggenbergers Bauerngedichte, die Jugendbücher „Spiel und Arbeit", einen Raupenkasten, ein Aquarium, ein Vogelhäuschen etc. Oder lassen wir unsern Buben im Garten ein Plätzchen frei, daß sie darin Obstkerne oder Tannensamen zum Keimen bringen, Stecklinge verschiedener Sträucher setzen, pflegen und beobachten können. So bringen sie die Zeit doch weit nützlicher zu als mit Velofahren und Flobertschießen, Fußballspielen u. a. m.

Die Zweckmäßigkeit eines Schulgartens, in welchem Pflanzen gesät werden können, die anderswo gedeihen, möchte ich hier nur streifen. Es ist darüber in der „Volksschule" bereits früher schon geschrieben worden.

Lehren wir also unsere Schüler recht oft im großen Buch der Natur lesen, in dem unsere Ahnen schon längst vor der Erfindung der Buchdruckerkunst zu lesen verstanden. Wie zutreffend haben sie all den Pflänzchen Namen gegeben, die sich bis zu unsern Zeiten erhalten haben: der stinkende Storchenschnabel, das Frauenmäntelchen, der Eisenhut, u. die stinkende Hoffart, Nestwurz u. Königskerze u. wie sie alle heißen, und wie viele Sprichwörter und Redensarten sind Naturbeobachtungen entnommen: Keine Rose ohne Dornen! Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer; einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul; Rabenmutter, Löwenmut, Hasenherz, Bienenfleiß usw. Es wäre interessant, noch tiefer auf den Einfluß der Naturbeobachtung auf die Sprache einzugehen. Doch das liegt nicht im Rahmen dieser Arbeit.

Ich komme zum Schlusse und hoffe, daß recht manche Leser dieser Arbeit doch, statt immer blindlings in der Schule zu dozieren, hie und da einen

Gang ins Freie antreten, damit die knospende, wachsende, reifende und sterbende Natur für unsere Schüler nicht ein Buch mit sieben Siegeln sei, sondern ein offen daliegendes Buch, aus welchem sie immer mehr die Wundersprache des allmächtigen Schöpfers erkennen möchten.

Und darum, hinaus aus der Schulstube, ins Freie!

Präparation über die Versuchungen.

Von C. Benz

Ziel. Heute sprechen wir miteinander von den Versuchungen.

I. Vorbereitung.

Wer kann mir von Personen erzählen, die versucht worden sind?

Adam und Eva:

Wegen des Glückes beneidete der Satan die Menschen; darum suchte er, sie zu verführen.

Der ägyptische Joseph:

Die Frau des Putiphar wollte den Josef zu einer schändlichen Sünde verführen. Joseph aber sprach: „Wie sollt ich ein so großes Uebel tun und sündigen wider meinen Gott!"

Susanna:

Die zwei Bösewichte wollten Susanna zu einer schweren Sünde verführen. Susanna sprach: „Lieber will ich unschuldig in eure Hände fallen (lieber will ich sterben) als sündigen vor dem Himmel."

Wen wagte der Teufel sogar zu versuchen?

Jesus!

II. Anschauung (Darbietung).

Davon will ich euch ausführlich erzählen!

Vide: Bibl. Geschichte, Ziff. 2, S. 153.

Vorerzählen!

Nacherzählen!

Welche Ueberschriften wollen wir aufstellen?

1. Jesus in der Wüste.

Was sprach der Teufel?

„Wenn du der Sohn Gottes bist, so sprich, daß diese Steine hier Brot werden!"

Was antwortete Jesus?

„Nicht vom Brote allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt."

2. Jesus auf der Zinne des Tempels.

Was sprach der Teufel?

„Wenn du der Sohn Gottes bist, so stürze dich da hinab; denn es steht geschrieben: „Er hat seinen Engeln deinetwegen befohlen, daß sie dich auf den Händen tragen, damit du nicht etwa deinen Fuß an einen Stein anstößest."

Was erwiderte Jesus?

Es steht auch geschrieben: „Du sollst Gott deinen Herrn, nicht versuchen!"

3. Jesus auf einem hohen Berge.

Was sprach der Teufel?

„Dieses alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest."

Was sprach Jesus?

„Weiche, Satan; denn es steht geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten und Ihm allein dienen!"

III. Erklärung (Vertiefung).

Warum wollte Jesus versucht werden?

1. Jesus ist dazu in die Welt gekommen, um gegen die Sünde und den Satan zu kämpfen und sie zu besiegen. Bei seinem öffentlichen Auftreten hat er die dreifache Versuchung siegreich überwunden und durch seinen Tod und seine Auferstehung der alten Schlange den Kopf zertreten.

2. Es war eine tiefe Erniedrigung für den lb. Jesus, daß ihm, dem Allerheiligsten, der Teufel nahen — ihn zur Sünde, zum Ungehorsam gegen Gott, den Vater, ja zum Abfall von Gott reizen durfte. — Allein der Sohn Gottes ließ es geschehen, er wollte sich erniedrigen, um uns zu erlösen.

3. Jesus wollte versucht werden, um den Fall der ersten Menschen zu sühnen. Adam und Eva wurden vom Teufel zur Fleischeslust, zur Hoffart und Augenlust gereizt — und besiegt. — Der Teufel wollte Jesus zu der gleichen dreifachen Lust verlocken. Da wurde er besiegt.

4. Jesus wollte uns ein Beispiel geben, wie wir uns in den Versuchungen verhalten sollen.

5. Jesus wollte uns trösten und ermutigen in den vielen Versuchungen und Prüfungen dieses Lebens.

Werden wir auch versucht?

Ja!

Warum läßt Gott es zu, daß auch wir versucht werden?

1. Um uns zu verdemütigen, uns zu überzeugen, daß wir ganz und gar von Gott abhängig sind, ohne ihn nicht vermögen, etwas Gutes zu tun. Wir sind arme, schwache Menschen.

2. Um unsere Treue zu prüfen, um uns — dich und mich zu prüfen, ob wir die Gebote Gottes und der Kirche treu halten.

3. Um uns Gelegenheit zu geben, daß wir unsere Verdienste vermehren, recht reich werden an Verdiensten für den Himmel; denn wenn wir die Versuchungen überwinden, so wird uns Gott dafür belohnen.

Ja, wer versucht uns denn?

Der böse Feind!

Warum?

Wie er einstens Adam und Eva um ihr Glück beneidete, so beneidet er uns um die heiligmachende Gnade; denn er weiß, was diese wert ist, und daß sie uns glücklich macht für Zeit und Ewigkeit. Es ist dem Teufel gar nicht recht, daß wir Gerechte, Kinder Gottes und Erben des Himmels sind.

Was tut er deshalb?

Was sagt der Katechismus von den bösen Geistern? (St. G. Frage 52, B. Frage 46.)

Die bösen Geister hassen und beneiden uns; darum suchen sie uns an Leib und Seele zu schaden und uns in die Hölle zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

10. Jahrgang. Nr. 18. 18. September 1924.

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen

Inhalt: Präparation über die Versuchungen.

Präparation über die Versuchungen.

Von C. Benz / Fortsetzung *)

Ja, schaut! In jedem Menschenherzen wohnt eine **dreifache böse Lust**: Die Augenlust, die Fleischeslust und die Hoffart. Das sind böse Folgen der Erbsünde. „Der Sinn und die Gedanken des menschlichen Herzens sind zum Bösen geneigt von seiner Jugend auf.“ Und nun schaut, meine lieben Kinder: Der böse Feind benützt diese böse Lust, diese **Begierlichkeit zum Bösen, und sucht den Menschen zur Sünde zu reizen und zu verführen.**

Fragen wir Adam und Eva: Wie kam es, daß der böse Feind sie verführen konnte?

1. Sie gingen zum verbotenen Baume hin und schauten die verbotene Frucht an.
2. Sie hörten auf die Worte des Verführers.
3. Sie unterhandelten mit ihm, redeten mit ihm über das Gebot Gottes und über die Folgen der Uebertretung desselben.
4. Sie glaubten nicht mehr Gott, sondern dem Teufel.

Und?

Sie wurden besiegt.

Denkt an den König Saul!

1. Saul war anfangs demütig und Gott war mit ihm.
2. Seine Siege über die Philister und Amalekiter machten ihn stolz und ungehorsam gegen Gott. Er widerstand der bösen Lust, der Hoffart, nicht.
3. Der Geist Gottes wich von Saul, und er wurde von einem bösen Geiste beherrscht.
4. Er wurde neidisch und eifersüchtig gegen David und trachtete ihm nach dem Leben.
5. Satan führte ihn immer weiter auf dem Wege ins Verderben; er verzweifelte und stürzte sich in sein eigenes Schwert — in den Selbstmord.

*) Wir teilen dieser mustergültigen Lehrübung ausnahmsweise den Raum dieser ganzen Nummer zu und glauben, damit den werten Kollegen einen Dienst zu erweisen. So steht die ganze Präparation in nur 3 Nummern jederzeit zur Verfügung. Die Schriftleitung.

Denkt weiter an Judas!

1. Er besorgte die Kasse der Apostel.

2. Es regte sich in ihm eine böse Lust, die Habsucht. Das Geld reizte ihn.

3. Der böse Feind schürte. Judas folgte seinen Einflüsterungen, der bösen Lust. Er nimmt aus der Kasse für sich, er wurde ein Dieb.

4. Judas bekam Geld, verlor aber den Glauben; er wurde ein Heuchler. — Er kommunizierte unwürdig — führte den Verrat aus — und verzweifelte.

Nun fragen wir den lieben Jesus, wie er den bösen Geist besiegte?

Er wollte uns ja ein Beispiel geben, wie auch wir die Versuchungen überwinden können.

1. Jesus ist auf Antrieb des hl. Geistes in die Wüste gegangen, um sich vom Teufel versuchen zu lassen.

Welche Lehre gibt uns da der Heiland?

Wir dürfen uns nie ohne Not in die Gefahr zur Sünde begeben — wir müssen die nächste Gelegenheit zur Sünde sorgfältig meiden. — Wäre Eva vom verbotenen Baume weggeblieben, so hätte sie nicht gesündigt.

Wie heißt ein Wort über das Verhalten bei Gefahr?

Wer die Gefahr liebt, wird darin umkommen.

Was hat Jesus in der Wüste getan?

Jesus hat gebetet und gefastet: 40 Tage und 40 Nächte lang.

Welche Lehre für uns?

Wir müssen fleißig beten und uns in der Abtötung oder Selbstverleugnung üben, damit wir zum Kampfe gegen die Feinde unseres Heils gerüstet seien.

Ja, was sagt der Heiland selbst?

„Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet; der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach!"

Und was hat uns Jesus geradezu befohlen zu beten?

„Führe uns nicht in Versuchung!"

Um was wollen wir also beten?

Gott möge uns vor den Versuchungen zum Bösen bewahren, oder uns Gnade geben, die Versuchungen zu überwinden.

Was hat Jesus bei jeder Versuchung getan? An wen gedacht?

Er hat während der Versuchung an Gott, seinen himmlischen Vater, an das Wort Gottes gedacht. Er hat den Versucher kräftig und entschieden abgewiesen mit den Worten: „Weiche von mir, Satan!"

Welche Lehre gibt uns der göttliche Heiland?

Wenn von innen oder von außen eine Versuchung an uns herantritt, sollen wir: den bösen Einflüsterungen kein Gehör schenken, sofort an Gott, an den heiligen, gerechten Gott, der durch die Sünde beleidigt wird, an sein hl. Gebot, an sein Wort denken und zum Verführer sagen: „Weiche von mir!"

Ja, mein liebes Kind, kommt dir ein böser Gedanke, so halte dich nicht darin auf, schlage ihn aus dem Sinne, denke an etwas anderes, z. B. an eine Erzähung aus der bibl. Geschichte, oder an ein Ereignis aus dem Leben Jesu, an eine Erzählung aus dem Lesebuche, fange eine Arbeit an, vor allem aber b e t e, verrichte kleine Schußgebete, z. B.:

Jesus, Maria, Joseph! Herr, hilf mir — — —! Süßes Herz Jesu, sei meine Liebe! Süßes Herz Maria, sei meine Rettung! Heiligstes Herz Jesu, ich vertraue auf dich! usw.

Ja, schon die bösen Gedanken müssen wir ausschlagen!

Warum?

Denn aus den bösen Gedanken entstehen böse Begierden, böse Worte und Werke, entsteht eine Kette von Sünden!

Wovor müssen wir uns auch recht hüten?

Ganz besonders müssen wir uns hüten vor sündhafter N e u g i e r d e; denn wer alles sehen und hören will, wer seine Augen und Ohren nicht verschließt, wenn er etwas Böses sieht oder hört, der wird bald ein verdorbenes Herz haben und seine Unschuld verlieren.

Wir haben bis jetzt von Versuchungen gesprochen, die durch die böse Lust und den bösen Feind uns verursacht werden. Nun wollen wir noch von solchen reden, die verursacht werden durch d i e b ö s e W e l t!

Was sind denn das für Versuchungen?

Böse Beispiele, böse Menschen, böse Reden, Vergnügungen, Schriften können Versuchungen bereiten.

Habt ihr schon solche Beispiele kennen gelernt?

Der ägyptische Joseph und Susanna wurden von b ö s e n M e n s c h e n versucht.

Fragen wir sie, wie sie die schweren Versuchungen überwinden konnten.

Was hat Joseph getan?

Er dachte an Gott und sprach: „Wie sollt ich ein so großes Uebel tun und sündigen wider meinen Gott!“

Was tat er ferner?

Als das Weib ihn beim Mantel ergriff und zur Sünde verführen wollte, f l o h er davon.

Und Susanna?

Auch sie dachte an Gott und sprach: „Lieber sterben als sündigen vor dem Herrn!“

Und?

Da sie nicht fliehen konnte, s c h r i e s i e mit lauter Stimme u m H i l f e.

Nun schaut! Wie Joseph und Susanna könntet auch ihr zur Sünde versucht werden! Dann müßt ihr es machen wie sie, nämlich?

1. Böse Menschen, Kameraden, meiden, ihnen aus dem Wege gehen, solche Dienste verlassen.

2. In der Gegenwart Gottes wandeln, stets an Gott denken.

3. Gott fürchten: „Lieber sterben als sündigen!"

4. Beten, fleißig beten, oft und würdig die hl. Sakramente empfangen, ganz besonders die Mutter Gottes anrufen.

5. Weder durch Drohungen noch durch Schmeicheleien sich zu einer schweren Sünde verleiten lassen, wenn nötig fliehen oder um Hilfe rufen.

Was kann uns auch zur Sünde reizen?

Vergnügungen, Unterhaltungen.

Was ist dann zu tun? —

Sie meiden.

An welchen fröhlichen Anlässen dürft ihr denn teilnehmen?

Die uns Seelsorger, gute Eltern erlauben.

Was kann uns ferner zur Versuchung werden?

Bücher, Zeitungen, Bilder.

Was ist da zu beachten?

Nur gute Bücher lesen, die der Seelsorger empfohlen hat — nur schöne, reine Bilder betrachten. — Zeitungen sollen von Kindern, von Schülern, nicht gelesen werden, die sind nur für die Erwachsenen.

Ja, schaut, durch schlechte Schriften und Bilder sind schon viele, viele zugrunde gegangen.

Was tun also brave Kinder, bevor sie etwas lesen?

Sie fragen den Seelsorger, den Lehrer um Rat, holen bei ihnen Bücher.

Welches sind die schönsten Bücher?

Katechismus und bibl. Geschichte.

Liebe Kinder! Noch auf eine Gefahr muß ich euch aufmerksam machen, die euch Versuchungen bereiten könnte: Es ist der Kinematograph oder auch Kino genannt. Da werden oft Bilder gezeigt, die für ein braves, keusches Kind durchaus nicht passen, die einen jungen Menschen mit der Zeit ganz verderben können. O liebe Kinder, gehet nicht dorthin, ohne daß es gute Eltern, Lehrer oder euer Seelsorger es euch erlauben. Sonst müßtet ihr es bitter bereuen, und euere arme Seele müßte um euere Unschuld weinen, wie eine Mutter am Grabe ihres einzigen Kindes. Das gleiche gilt auch von Bildern, Karten, Gemälden, Büsten, die schlechte Menschen in den Schaufenstern der Läden oft bei Tag, oft bei Nacht ausgestellt haben. Geht vorüber, schaut solche Dinge nicht an! Solche Blicke würden eurer Seele schaden, es würden böse Gedanken, böse Begierden entstehen, und diese würden zu bösen Worten und bösen Taten führen!

Also nochmals! Besucht kein Kino ohne Erlaubnis des Seelsorgers, stehet nicht vor Schaufenstern, in denen schlechte Bilder, Ansichtskarten, Gemälde etc., ausgestellt sind.

(Schluß folgt.)

10. Jahrgang. Nr. 19. 2. Oktober 1924.

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen

Inhalt: Präparation über die Versuchungen (Schluß). — Aerztliche Belehrung über die Alkoholfrage. — Humoristisches.

Präparation über die Versuchungen.

Von C. Benz / Schluß

IV. Zusammenfassung.

Wodurch wird man zur Sünde versucht? (Basler Katechismus Frage 221.)

Man wird zur Sünde versucht durch die böse Lust, die böse Welt und den bösen Feind.

Was soll man tun, wenn Versuchungen kommen? (B. K. Frage 222.)

Wenn Versuchungen kommen, soll man gleich anfangs widerstehen, Gottes Beistand anrufen und an etwas anderes, besonders an die Gegenwart Gottes oder an die letzten Dinge denken.

Wie lautet die sechste Bitte des Vaterunsers?

„Führe uns nicht in Versuchung!“

Um was bitten wir Gott in dieser Bitte?

Wir bitten, daß uns Gott vor den Versuchungen zum Bösen bewahre, oder uns Gnade gebe, die Versuchungen zu überwinden.

V. Anwendung.

a) Josephs Versuchung war eine sehr schwere, und doch ist er im Guten standhaft geblieben. Hast du dich nicht schon durch viel schwächere Versuchungen zum Bösen verleiten lassen? Denke einmal darüber nach! Das böse Weib Putiphars drohte dem Joseph. Er aber fürchtete die Drohungen des Weibes nicht. Er fürchtete Gott mehr als die Menschen. Lieber wollte er ins Gefängnis und vieles leiden, lieber sterben als Gott beleidigen. Und du? Erwecke Reue über deine Sünden und mache den Vorsatz: „Lieber sterben als Gott mit einer Todsünde beleidigen!“

b) Liebst du die Keuschheit wie Joseph? Möchtest du deine Unschuld um keinen Preis der Welt verlieren? Bewahre die Unschuld als das größte Kleinod und die schönste Zierde; sie macht dich den Engeln ähnlich und führt schon in diesem Leben den schönsten Lohn mit sich. Bedenke oft das Wort: „O wie schön ist ein keusches Geschlecht; unsterblich ist sein Andenken; bei Gott und den Menschen ist es in Ehre.“ Wie willst du den Versuchungen gegen die hl. Reinigkeit widerstehen? Widerstehe dem Anfang, laß keine unreinen Gedanken, keine unehrbaren Begierden in deinem Herzen aufsteigen. Denke an Gott, der alles sieht, rufe die heiligsten Namen Jesus und Maria an und nimm zum Gebete deine Zuflucht.

Fliehe böse Gesellschaft, böse Gelegenheiten. „Mein Sohn, wenn dich die Sünder locken, folge ihnen nicht!“ Wenn sie sagen: „Komm mit uns!“ so gehe nicht mit ihnen. Bete täglich drei „Ave Maria“ um die Bewahrung deiner Unschuld.

c) Wer sind deine Kameraden? Gehst du gerne mit braven — oder aber mit ausgelassenen Schülern? Ja, schaut! Schon manches Kind ist verdor-

ben und zu schweren Sünden verführt worden, weil es sich an freche Kinder angeschlossen, mit ihnen verkehrt und gespielt hat. Bleibe also weg von bösen Kameraden, von sündhaften Lustbarkeiten, sonst läufst du der Sünde entgegen.

b) Wenn du versucht wirst, so bete sogleich zu Gott, zu Jesus, Maria und Joseph, zu deinem Schutzengel und erinnere dich an das Wort Gottes, das dich von der Sünde, zu der du versucht wirst, abmahnt. Z. B.: Willst du stolz, hoffärtig werden, so denke: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich". Willst du zornig werden: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen." Wirst du zu Zank und Streit gereizt: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden". Bist du in Gefahr zu lügen: „Lügenhafte Lippen sind dem Herrn ein Greuel" usw.

e) Gib recht acht auf dich! Was findest du? — Daß während des Tages mancherlei Versuchungen dich bestürmen. Erforsche dich am Abend! Weißt du, wozu du am meisten versucht wirst? Sage deinem Beichtvater deine Versuchungen, er wird dir die besten Mittel angeben, dieselben zu überwinden.

Schau, die Versuchung ist noch nicht Sünde; sie wird erst zur Sünde, wenn du Wohlgefallen daran hast, wenn du einwilligst. So oft du aber der Versuchung widerstehst, sie besiegst, so oft übst du dich in der Tugend und verdienst dir einen Lohn von Gott.

Gedenke der vier letzten Dinge: Tod, Gericht, Himmel, Hölle. „Unterdrücke die Lust zur Sünde und herrsche über sie." Sage mit dem hl. Aloisius: „Was nützt mich das für die Ewigkeit!"

NB. Die ganze Präparation über die Versuchung ist in zwei Lektionen zu gliedern:

a) Der Lehrer behandelt in der bibl. Geschichtsstunde Ziff. 1 und 2 mit einer Anwendung aus Ziff. 5.

b) Der Katechet behandelt im Religionsunterrichte Ziff. 3 und 4 mit einer Anwendung aus Ziff. 5.

In einer Lektion ist nicht mehr als eine Anwendung zu machen.

Methodische Winke für den Unterricht in der biblischen Geschichte.

Konkordanz der bibl. Geschichte: mit dem Katechismus:

1. Vorbereitung	Anschauung.	1. Vorbereitung
2. Darbietung		2. Anschauung.
3. Vergleichung	Begriffs-	3. Erklärung.
4. Zusammenfassung	bildung.	4. Zusammenfassung
5. Anwendung = Uebung.		5. Anwendung.

1. Interesse und Aufmerksamkeit und namentlich die Bildung des Willens verlangen, daß im Anfang jeder Lektion ein Ziel in leicht faßlicher, anziehender Form aufgestellt werde.

2. Soll die Aneignung des neuen Pensums rasch, leicht und mit Lust vor sich gehen, so müssen dem Neuen klare, verwandte Vorstellungen aus dem alten Gedankenkreise entgegenströmen, damit an das Bekannte das Neue angeknüpft werden kann. Je mehr Anknüpfungspunkte für etwas Neues im kindlichen Geiste sich finden, desto interessanter wird es ihm erscheinen. In der Vorbereitung hüte man sich vor zu großer Ausführlichkeit, damit nicht vor lauter Vorbesprechung das neue, zu lehrende Pensum ungebührlich verkürzt werde. Schon der göttliche Heiland, das Vorbild aller Erzieher und Lehrer, hat in wunderschöner Weise Vorbereitungen angestellt, um ihnen seine Lehre folgen zu lassen.

3. Die Darbietung ist der wichtigste Teil der Präparation; sie soll im Kinde ein Wissen erzeugen; aus diesem Wissen soll ein Interesse hervorgehen, dessen Frucht der Wille sein soll. Das vornehmste Mittel der Darbietung in der bibl. Geschichte ist das Vorerzählen. Dieses entspricht am meisten dem Auftrage und Beispiele Jesu Christi, des göttlichen Lehrers und seiner Apostel. „Der Glaube kommt vom Anhören, nicht vom Lesen." — „Beispiele und Erzählungen sind den Kindern viel angenehmer und machen auf dieselben mehr Eindruck, wenn sie ihnen auf eine geschickte Art erzählt werden, als wenn sie dieselben aus dem Buche lesen." Also durch lebendiges, anschauliches Vorerzählen, nicht durch bloßes Lesen, auch nicht durch den entwickelnd-darstellenden Unterricht soll den Schülern die biblische Geschichte dargeboten werden. Im Vorerzählen halte sich der Leser möglichst enge an den Wortlaut des Buches, er hüte sich zu breit zu werden, zu viele Worte zu machen und sogar episch breit auszumalen, auch unterbreche er seine Erzählung nicht durch eingestreute Reflexionen; denn bis daher handelt es sich nur um die richtige Auffassung des geschichtlichen Vorganges, noch nicht um Lehren und Regeln, die daraus gezogen werden sollen. Die biblische Geschichte darf nicht bloß Gedächtnisübung sein, sondern sie soll auf den ganzen Menschen einwirken. Das Wissen allein genügt nicht. Wir müssen den Schülern nicht allein Kenntnisse von Gott und der Religion beibringen, sondern sie zu solchen Menschen erziehen, welche die Religion als Lehre im Kopf und die heiligende Kraft im Herzen haben. Lebendig soll der Glaube sein; er soll den Verstand erleuchten, den Willen bewegen. Jede Erzählung ist also

dazu zu benützen, den Schüler in religiöser und sittlicher Hinsicht weiter auszubilden. Das geschieht in der Vertiefung — in der sittlichen Beurteilung der Personen.

4. Einem Wissen fehlt es an Ordnung und Uebersichtlichkeit, sollte es sich nur aus einer Fülle von Anschauungen zusammensetzen. Diese müssen zu Regeln, Begriffen und Gesetzen „emporsteigen". Dies geschieht vor allem durch die Vergleichung kennengelernter ähnlicher Anschauungen, um dadurch Gemeinsames festzustellen und dieses Gemeinsame, dieses Gleichartige zusammenzufassen. Soll unser Unterricht erziehend wirken, müssen wir darauf ausgehen, im Kinde große, mächtige Gedankenkreise zu bilden. Bei der unterrichtlichen Behandlung einer religiösen Idee muß alles zusammengreifen, was sie heben und unterstützen kann. Aehnliches und Verwandtes ist zu verknüpfen; was da und dort zerstreut liegt, ist heranzuziehen, in Zusammenhang zu bringen, um für Denken und Handeln leitende Motive zu werden. — Die biblische Geschichte ist ferner in enge Verbindung zu bringen mit den erhabenen Festen des Kirchenjahres, mit den großartigen Zeremonien des Gottesdienstes, mit den herrlichen Gebeten und Gesängen, mit den Bildern in der Kirche, überhaupt mit dem ganzen großartigen Kultus unserer heiligen katholischen Kirche. Außerordentlich wichtig ist es, daß die biblische Geschichte in Verbindung gebracht werde mit dem Katechismus; denn dieser ist ja das Zentrum und die Grundlage unseres Religionsunterrichtes; er ist die Verfassung unserer heiligen Religion, aufgestellt von der vom heiligen Geiste geleiteten Kirche. Die in den biblischen Erzählungen geschauten Wahrheiten werden im Katechismus aufgesucht, festgehalten und eingeprägt; denn hier haben wir die von der kirchlichen Autorität gutgeheißene Form. Es ist eine psychologisch und pädagogisch tiefbegründete Forderung, daß Katechismus und biblische Geschichte in engstem Zusammenhang zueinander stehen.

5. Sorgen wir sodann weiter dafür, daß das erworbene Wissen, die religiösen Wahrheiten, die sittlichen Urteile und Maximen mit dem individuellen Erfahrungskreis des Schülers in Verbindung gesetzt werden. Wir müssen darauf ausgehen und all unsere Energie einsetzen, daß die erkannten Lehren vom Schüler angewendet werden auf seine besondern Bedürfnisse, Lebensverhältnisse, Neigungen und Fehler, daß sie ihm Anleitung geben zur Uebung einer bestimmten Tugend, einer bestimmten religiösen Handlung. Die Anwendung sei bestimmt, natürlich, kurz und praktisch. Deshalb heißt es nicht: „Man" darf nicht . . ., „man" soll; die „Menschen" müssen — sollen — etc., sondern „du", „ihr" usw. Wo es möglich und zweckmäßig erscheint, werde die Anwendung sofort ins Werk gesetzt. Dann vergessen wir die Hauptsache nicht, nämlich die Wahrheit des Wortes: „Ohne mich könnt ihr nichts tun". Verbinden wir diese Anwendungen mit der Bitte an den göttlichen Kinderfreund, er möge den Kindern und uns Lehrern die Gnade verleihen und seinen reichsten Segen ausgießen, damit die ins Kinderherz gelegte Saat aufgehe und reiche Früchte trage für Zeit und Ewigkeit.

Aerztliche Belehrung über die Alkoholfrage.

Vortrag in der kathol. kant. Realschule St. Gallen von Dr. Rudolf Müller, St. Gallen-O

Als ich kürzlich eingeladen wurde, hier den Schülern einen Vortrag über die Alkoholfrage zu halten, war es mir eine große innere Freude, mit der ich dem Auftrage nachkam, weil ich in meiner Eigenschaft als praktischer Arzt und infolge der außergewöhnlich zahlreichen Erfahrungen, besonders während und nach der Kriegszeit, die Frage nach allen Seiten zu studieren Gelegenheit hatte und sehen mußte, was der Alkohol als eines der größten und meistverbreiteten Volksübel beim Einzelnen wie bei der Allgemeinheit anrichtet. Aus allen diesen Erfahrungen heraus ist für mich die Pflicht geworden, nach Möglichkeit aufklärend und belehrend zu wirken. So will ich denn versuchen, in einer halben Stunde Euch das Wissenswerteste und Wichtigste zu sagen.

Ich möchte zum voraus betonen, daß ich den Alkohol nicht etwa bloß vom Sehen und Hören kenne, sondern daß ich früher auch alkoholische Getränke genossen habe, aber auf Grund eigener Erfahrung immer mehr davon abgekommen bin und aus freiem Willen und innerem Drange Totalabstinent geworden bin; also wißt Ihr, wen Ihr vor Euch habt. — Und nun überlege ich mir, wen ich vor mir habe, Euch, die Ihr nach Beendigung der Primarschule das heutzutage fast als selbstverständlich angesehene Glück habt, die Realschule zu besuchen. Eure Bildungsstufe ist noch nicht dazu angetan, Euch eingehende Kenntnisse über das Wesen und die Bedeutung der Alkoholfrage beizubringen. Ich betrachte Euch als zum größtenteil noch unwissend, wenigstens die jüngern unter Euch.

Aber ich weiß doch, daß eine kleinere Zahl im Jugendbund ist, wo ein glücklicher Leiter Euch in Eurem lobenswerten Entschlusse bestärkt, auf den Genuß alkoholischer Getränke immer zu verzichten und dadurch für Euch selbst und besonders auch für andere segensreich zu wirken. Diese Mitglieder vom Jugendbund möchte ich an dieser Stelle besonders begrüßen. Aber nun rede ich nicht zu Euch in erster Linie, sondern gerade zu den andern, von denen ich hoffen darf, daß auch unter ihnen eine schöne Anzahl sich findet, die nach gründlicher Belehrung und Ueberlegung sich den Abstinenten beigesellt. — Als Ihr zum Vortrag kamt, haben gewiß einige von euch sich gefragt: „Was will man denn da mit uns, müssen wir nun auf das Examen noch etwas dazu lernen, wo wir sonst schon so viel zu tun haben?" Ich kann Euch beruhigen, indem ich Euch verschonen werde mit statistischen Zahlen und allem, was nur für das Examen ist; ich will Euch vielmehr etwas für das Leben vortragen und Euch zum Nachdenken anregen über eine der wichtigsten Gegenwartsfragen, — Euch, die Ihr den Alkohol nicht oder wenig kennt. — Einige andere fragten vielleicht einander, wir trinken ja sowieso keinen Alkohol und werden auch später nicht zuviel trinken; gerade diese wollen ganz besonders aufpassen; denn gerade Euch habe ich am meisten zu sagen! — Und dann sind meines Wissens auch nicht wenige unter Euch, die schon etwas mehr vom Alkoholelend erfahren haben. Manche von Euch kennen gewiß in der nächsten oder weitern Verwandtschaft jemand, der dem Alkohol zu viel zuspricht und dadurch für die Familie und weitere Umgebung ein beständiges Kreuz bildet und furchtbar viel Schaden stiftet. Ich weiß, daß ich damit viel gesagt habe, aber ich habe den Beweis in der Tasche. — Aus dem Angedeuteten ersieht Ihr, daß wir ganz wohl miteinander reden können und sollen, zur Belehrung und zur Beherzigung!

Nachdem ich Euch versprochen habe, Euch nicht mit Wissensstoff für das baldige Examen zu belasten, will ich zum gegenseitigen Verständnis das Allernötigste über das Wesen und die Wirkung des Alkohols im Körper sagen. Der für unsere Besprechung in Frage kommende Alkohol ist das Gärungsprodukt des Zuckers durch Hefepilze und stellt eine klare, farblose, leicht verdunstende, entzündliche Flüssigkeit dar. Ihr kennt doch alle den sogen. Sprit oder Spiritus oder Weingeist; das ist einfach ein noch nicht besonders gereinigter Alkohol, wie er zum Brennen auf Spiritusapparaten verwendet wird. Wenn Ihr in der Apotheke Spiritus kauft, so bekommt Ihr besser gereinigten, mehr oder weniger hochprozentigen Spiritus; das ist der Spiritus, der für medizinische Zwecke gebraucht wird. Wenn man aber alkoholische Getränke genießt, — Most, Bier, Wein od. Schnaps, dann handelt es sich um Beimischung von andern chemischen Stoffen zum Alkohol, wodurch der jeweils besondere Geruch und Geschmack hervorgerufen wird. — Die genannten Getränke unterscheiden sich nun praktisch wichtig durch den Alkoholgehalt, indem Most das Leichteste darstellt, Wein wesentlich stärker und Schnaps oder gebranntes Wasser ganz besonders stark alkoholhaltig ist. Ihr wißt ja, daß man vom Most nicht sogleich einen Rausch bekommt, wohl schneller von Wein, und daß es am gefährlichsten ist beim Trinken von Schnaps. — Damit komme ich gerade auf die Wirkung des Alkohols und der verschiedenen alkoholischen Getränke im Körper zu sprechen. Wenn wir Alkohol trinken, so tritt bald eine Erwärmung ein, man spürt diese im Magen, weil die Magennerven gereizt werden und dadurch mehr Blut zum Magen fließt; nun geht der Alkohol innert der kurzen Zeit von wenigen Minuten ins Blut über und kommt durch die Blutgefäße in den ganzen Körper in alle Organe, besonders auch in das Gehirn; überall reizt er die Organe oder belebt sie, wie es heißt. Ins Praktische übersetzt heißt das: der Taglöhner, der am frühen Morgen ohne Morgenessen zur Arbeit geht und einen Schnaps trinkt, fühlt sich fast augenblicklich durchwärmt und gestärkt. Der Wirtshausgast, der das erste Gläschen Wein getrunken hat, wird heiter, wenn er auch noch so viel Sorgen in seinem Innern hat; er vergißt sie. Der Heuer, der bei der Sonnenhitze ein paar Gläser Most unter dem Baume leert, fühlt sich angeregt zur weitern Arbeit. — Was ist nun aber die folgende Wirkung beim einmaligen Alkoholgenuß? Die Erfahrung lehrt, daß die anfänglich erregende Wirkung nicht lange anhält; rasch folgt die zweite Wirkung, eine vermehrte Abnahme der Körperwärme, indem durch die nun lähmende Tätigkeit des Alkohols auf die Blutgefäße, besonders in der Haut, sich diese Gefäße erweitern und mehr Wärme aus dem Körper abgeben als durch den eingeführten Alkohol im Körper erzeugt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Humoristisches

Konkurrenz. Der Pfarrer einer Gemeinde, in der die bei der Kirche befindlichen Wirtshäuser zum „Frieden" und zum „Adler" von den Kirchgängern nach Schluß des Gottesdienstes aufgesucht werden, pflegte seine Gläubigen mit dem Segensspruch: „Gehet hin im Frieden..." zu entlassen. Das wurmte den Adlerwirt, der meinte, der Pfarrer könnte auch einmal sagen: „Gehet hin in Adler!"

Abkühlung. Herr: „Ich sage Ihnen, wenn Sie mich heiraten, beglückwünscht Sie die halbe Welt!" — Dame: „Und wenn ich's nicht tue, beglückwünscht mich die andere Hälfte!"

10. Jahrgang. Nr. 20. 23. Oktober 1924.

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen O

Inhalt: Aerztliche Belehrung über die Alkoholfrage (Fortsetzung). — Die Entstehung der Eidgenossenschaft — Zum Ueberlegen und Befolgen.

Aerztliche Belehrung über die Alkoholfrage.

Vortrag in der kathol. kant. Realschule St. Gallen von Dr. Rudolf Müller, St. Gallen-O

Fortsetzung

Auf unsere praktischen Beispiele angewandt, heißt das: der Taglöhner friert nachher umso mehr, — bis zum zweiten Schnaps — der Weintrinker im Wirtshaus bekommt einen roten Kopf und spürt nachher seine Sorgen umso drückender, — und der Heuer fängt noch mehr an zu schwitzen als vorher und hat das Bedürfnis, wieder nachzuschütten. — Haltet an dieser wichtigen wissenschaftlichen Tatsache fest, daß es nichts ist mit der Behauptung der Alkoholfreunde, daß der Alkohol durch seine Erwärmung gleichsam ein Nahrungsmittel oder ein Ersatz für andere Nahrungsmittel sei; denn von letzteren verlangen wir, daß die Wärme im Körper drin ausgenützt werde, während beim Alkoholgenuß die Wärme tatsächlich rasch verloren geht. — Ebenso steht es mit der flüchtigen Belebung auf geistigem Gebiete, wo rasch eine Ermüdung, eine Lähmung folgt. Der ungewohnte Trinker im Wirtshaus wird daran erkannt, daß er nach kurzer, übermütiger Stimmung müde und faul wird und neben den lärmenden Gästen womöglich gar einschläft. Dies beim einmaligen Alkoholgenuß! — Beim öftern und regelmäßigen Genuß geistiger Getränke tritt nun eine Angewöhnung ein, wie dies auch bei andern Giften geschieht. Der Betreffende mag immer mehr aushalten und braucht immer größere Mengen, bis er so stark betrunken ist wie zum erstenmal mit der verhältnismäßig kleinen Menge. Das Schlimmste ist nun aber, daß ein immer zunehmender Drang, wieder zu trinken, auftritt, ohne daß der Trinker weiß warum. Schließlich stehen wir vor dem Bilde des ausgesprochenen Trinkers, des Alkoholikers, also eines Geisteskranken. Während nun bei einmaligem oder seltenem übermäßigen Genuß geistiger Getränke die Störungen im Körper wieder ziemlich spurlos verschwinden, treten beim fortgesetzten Alkoholmißbrauch immer stärkere Schädigungen an allen Organen auf, die dem Arzte wohl bekannt sind, den andern Leuten aber selten zum Bewußtsein kommen. Ich muß noch erwähnen, daß der Alkohol auch auf die Kinder und Kindeskinder vom schlimmsten Einflusse ist. Der Satz, daß Gott die Sünden der Väter bis ins 4. Geschlecht strafe, gilt nicht nur von jenen Sünden gegen das sechste Gebot, sondern auch vom Alkoholmißbrauch. — Die meisten dieser Kranken glauben, es sei etwas ganz anderes an ihrem Leiden schuld, während der Arzt herausfindet, daß das zuviele Trinken einzig oder in der Hauptsache der Grund ist. — Nun ist es aber auch für den Arzt oft schwierig, die Krankheit zu erkennen; denn meistens kommt sie mit andern Abnormitäten vor, verdeckt durch eigenartige Charakteranlagen oder andere Krankheiten; und was die Hauptsache ist: der Alkoholkranke, dem in erster Linie das klare Urteil und die Stimme des Gewissens eingeschläfert und gelähmt wird, versteht es wie kaum ein anderer Geistesgestörter die Umgebung zu täuschen und zu hintergehen, und es muß der Arzt häufig erst auf Umwegen den richtigen Sachverhalt erfahren, um die Krankheit genau zu erkennen. Im Wirtshaus ist der Trinker noch die Liebenswürdigkeit selbst, während er zu Hause angelangt an Verständnislosigkeit und Roheit einem Tyrannen gleicht. — „Aber so bös ist es denn gewöhnlich doch nicht!“ rufen die Alkoholfreunde. Aber da muß ich entgegnen, daß der Arzt als Eingeweihter eben immer wieder erfahren muß, daß es schlimmer ist, als die meisten annehmen, — und besonders in den Anfangsstadien ist schon so schwer beizukommen, weil die Betreffenden sich nicht krank fühlen und die Wirtshausgesellschaft nicht verlassen wollen, bis es zu spät ist.

Wenn Ihr nun meinen Ausführungen aufmerksam gefolgt seid, fragt Ihr Euch gewiß im stillen, wieviel denn einer regelmäßig trinken müsse, bis er als Alkoholiker gelte. Da gibt es keine allgemeine Regel. Bei vielen braucht es nur einen kleinen Bruchteil der Alkoholmenge, um die Krankheitserscheinungen des Alkoholismus herbeizuführen, gegenüber einer kleinen Anzahl anderer, die ein Vielfaches ohne erkennbare Schädigung ertragen. Oder praktisch: Wenn für den einen zweimal im Tage ein halbes Glas Wein zu viel ist, erträgt ein anderer die zwei- bis vierfache Menge ohne erkennbare Störung. Ganz besonders empfindlich sind aber Kinder und Jugendliche, und es ist eine längst erledigte Tatsache, daß Alkohol in jeder Form und Menge für die Jugend bis zur Vollendung des Wachstums schädlich ist. Also versteht sich von selbst, daß Ihr alle noch keine alkoholischen Getränke genießen solltet. Ich kann aber bestimmt annehmen, daß manche unter Euch doch auch schon hie und da solchen getrunken haben. Erinnert Ihr Euch nicht, wie ihr bei einem festlichen Anlasse zum erstenmal Wein bekamt, und wie es Euch nachher schlecht wurde? Ich kenne diese Fälle zur Genüge, wie ausgerechnet solche Anlässe zum ersten Alkoholmißbrauch führen. — Nun tönt mir aber eine Stimme entgegen: meine Eltern meinen es immer so gut mit mir und hätten mir gewiß keinen Alkohol gegeben, wenn er schädlich wäre. — Ich antworte darauf, daß es die Eltern entweder nicht wußten, oder daß sie im Gegenteil falsch aufgeklärt wurden, indem sie das, was in der Zeitung stand, oder von Alkoholfreunden gesagt wurde, als Wahrheit ansahen.

Wenn Ihr nun heute heimkommt und erzählt, daß es Euch als bestimmt gesagt wurde, daß der Alkohol für Euch schädlich sei, so trage ich die ganze Verantwortung für meine Behauptung. Ich frage nun aber Euch, warum werden heutzutage Jugendfeste, Schülerwanderungen und derartige Anlässe alkoholfrei ausgeführt? — eben weil diese wahre Tatsache immer mehr erkannt wurde, und es hat sich auch schon zur Genüge gezeigt, wie viel besser und schöner diese Feste verlaufen als die frühern, wo durch Trunkenheit so viele Ausschreitungen und andere Schädigungen vorkamen und die schöne Erinnerung an den Anlaß schwer trübten. — Ich habe sie auch miterlebt, jene Feste, wo der Alkohol sein Szepter schwang, bei den Kadettenübungen und -Ausmärschen, wie bei den Jugendfesten, wo ich mit zu den Blöden gezählt wurde, die wenig Alkohol tranken, und deshalb als Zielscheibe des Spottes dienten. Wenn ich heute an jene alkoholgewohnten, jungen Kameraden denke, dann kommen mir die traurigen Fälle vor Augen, die mit Selbstmord endeten, während andere noch als ruinierte Existenzen am Leben sind. Mit umso größerer Freude denke ich zurück an die alkoholfreien Festzeiten. — Nun bin ich Euch aber schuldig, zu beweisen, daß das Alkoholelend bei uns wie vielerorts eine für Euch ungeahnt große Rolle spielt, und daß es schon aus diesem Grunde wichtig ist, mit Euch Jungen darüber allen Ernstes zu reden. Der Beweis fällt mir leicht, indem ich an die größten Tatsachen denke, die uns während des Weltkrieges begegneten. Ich will Euch nur kurz sagen: 1. daß zu Kriegsbeginn alle Völker, die in den Krieg traten, oder sich auf die Kriegsbereitschaft einstellen mußten, wie wir Schweizer, ganz besonders sich mit der Alkoholfrage befassen mußten; 2. daß sie alle deutlich einsahen, wie verderblich der Alkoholeinfluß auf die Soldaten ist; 3. daß sie alle so strenge Maßnahmen gegen den Alkohol trafen, wie noch nie zuvor. Da erinnern wir uns, wie in Deutschland die Mobilmachung gänzlich alkoholfrei durchgeführt wurde, und zum Teil auch dadurch jenen staunenerregenden, glatten Verlauf nahm. — Denken wir an Rußland, wo mit Kriegsbeginn die schärfsten Maßnahmen gegen den Alkohol getroffen, der Alkoholverkauf in der Kriegszone gänzlich ausgeschaltet wurde, — man erinnerte sich dort eben noch zu lebhaft, wie im russisch-japanischen Kriege die betrunkenen russischen Führer und Soldaten so oft eine klägliche Rolle gespielt hatten gegenüber den nüchternen Japanern. — Denken wir weiter an Oesterreich, wo die Mobilisation nicht alkoholfrei durchgeführt wurde und aus dem Grunde zu sehr vielen Störungen führte, die allerdings nur dem in die Kriegsgeschichte Eingeweihten bekannt sind. — Auch bei uns in der Schweiz spielten die Armeebefehle betreffend Alkoholverbot eine große Rolle; immer ernstere und dringender mahnende Befehle kamen heraus, nachdem die Mobilisation bekanntlich nicht alkoholfrei verlaufen war. Wir Truppenärzte wissen am besten von jenen traurigen Erlebnissen in den Augusttagen 1914 zu berichten, wo die Folgen der Alkoholfreigabe uns unsäglich viel Mühe verursachten. Dann kam aber als größte Errungenschaft das allgemeine Alkoholverbot während der täglichen Dienstzeit. Diese Maßnahmen erforderten besonders in unsern Wintergebirgsdiensten die strengste Befolgung. Bei 20 und 30 Grad Kälte war die Gefahr von Erfrierungen gewiß sehr groß. Ihr werdet aber wohl staunen, wenn ich beruhigend sagen kann, daß wir bei unsern Truppen fast nie mit Erfrierungen zu tun hatten.

In den vereinzelten leichtern Fällen spielte immer der Alkohol die ursächliche Hauptrolle

(Fortsetzung folgt.)

Die Entstehung der Eidgenossenschaft

Wohl in den meisten Volksschulen wird die Entstehung der Eidgenossenschaft noch dargestellt nach der alten Sagenüberlieferung; wenigstens lassen die Lehrmittel darauf schließen. Wir scheuen uns, dem Kinde die Wahrheit über Tell zu sagen und wollen diese schöne Sage nicht aus der Schule bannen. Wie reimt sich das aber zur Forderung der Wahrhaftigkeit, die man an den Geschichtsunterricht stellt? — Es gibt doch gewiß einen Mittelweg, welcher der geschichtlichen Wahrheit getreu wird und doch dem Kinde nicht die schöne Volksdichtung raubt.

Die „Heimatkunde Unterwaldens" (Obw. Lehrmittelverlag Sarnen, 80 Rp.) versucht, diesen Mittelweg einzuschlagen.

Die Grafen von Habsburg. Die Grafen von Habsburg hatten in den Waldstätten große Gewalt (Grundbesitz; Schirmvögte von Klöstern, welche in Unterwalden Besitztum hatten; Reichsvögte des Zürichgaus, zu dem Unterwalden gehörte). Ihre Stammburg stand im Aargau. Sie wollten das Volk immer strenger regieren und bauten feste Burgen im Land. Da wurden die Leute unzufrieden, besonders die freien Bauern. Die Urner und Schwyzer besaßen sogar Freiheitsbriefe von einem früheren König. Darin stand geschrieben, daß nur der König über sie richten dürfe. Weil die Waldstätte von der strengen Regierung der Habsburger nichts wissen wollten, kam es oft zum Kampf und die Burgen wurden zerstört.

Der mächtigste Graf im Schweizerlande war damals Rudolf von Habsburg. Zu dieser Zeit regierte kein deutscher König. Darum herrschte eine große Unruhe im deutschen Reiche, zu dem auch unser Land gehörte. Viele Herren machten, was sie wollten; besonders die Raubritter verübten viel Böses. Derjenige hatte am meisten Recht, welcher die stärkste Faust besaß. Das war die traurige Zeit des Faustrechtes.

Jetzt wurde Rudolf von Habsburg zum deutschen König gewählt (1273). Er war ein strenger Herrscher und machte wieder Ordnung im deutschen Reiche; aber er verlangte hohe Steuern und war sehr ländergierig. Er gab seinen Söhnen das Land Oesterreich, und von da an sagte man den Habsburgern auch Oesterreicher.

Als Rudolf von Habsburg König wurde, fürchteten sich die Waldstätter sehr. Er konnte jetzt noch mehr befehlen; sie mußten ihm hohe Steuern bezahlen und im Kriege helfen. Im Jahre 1291 starb Rudolf.

Der ewige Bund. Wenige Tage nach dem Tode des Königs schlossen die Urkantone einen Bund. Sie versprachen, einander in der Not zu helfen und beschlossen, daß sie keine fremden Richter im Lande wollen. Dieser Bund galt für ewige Zeiten. Zuletzt schwuren sie einen Eid, daß sie alles halten wollten, was sie abgemacht hatten. Darum nannte man sie Eidgenossen. Sie schrieben alles in einen Pergamentbrief und hängten die Siegel der drei Länder daran. Dieser Bundesbrief wird jetzt noch in Schwyz aufbewahrt. (1. August-Feier.)

König Albrecht. Der älteste Sohn Rudolfs hieß Albrecht. Er herrschte milder als sein Vater. Damals gehörten Obwalden und Nidwalden zusammen und hatten zum erstenmal einen eigenen Landammann, nämlich Rudolf von Oedisried.

Unerwartet starb Albrecht. Er wurde von einem Verwandten ermordet (1308).

Nun folgt ein Abschnitt über die Vorbereitungen der Eidgenossen auf den Krieg durch Waffenübungen, Errichtung von Letzinnen u. Seeuferschutz.

Die Schlacht am Morgarten 1315.

Seit vielen Jahren war Streit zwischen den Eidgenossen und den Oesterreichern.

Am meisten haßten die Oesterreicher die Schwyzer, weil sie ihnen Arth weggenommen (Grenzschutz) und das Kloster Einsiedeln beraubt hatten (Alpenstreit). Die Oesterreicher aber waren Schirmvögte des Klosters.

Nach der Ermordung Albrechts mußte wieder ein neuer König gewählt werden. Die einen wollten den ältesten Sohn Albrechts: Herzog Friedrich von Oesterreich; die andern wählten Herzog Ludwig von Bayern. Die Eidgenossen halfen sofort dem Herzog Ludwig; denn von einem Oesterreicher erwarteten sie nichts Gutes für ihre Freiheit.

Jetzt erklärte ihnen Friedrich den Krieg. — —

Durch diese Darstellung tritt an Stelle der gewaltigen heldenhaften Erhebung das langwierige, nicht minder heldenhafte Ringen eines klugen Volkes. Und mit dem Sieg am Morgarten haben diese Ringer ihre Gegner mit großartigem Heldenmut gebodigt.

Wir haben nun Gründe genug, die zur Schlacht am Morgarten drängen, auch wenn die Vertreibung der Vögte wegfällt:

Erst jetzt, nachdem eine geschichtliche Grundlage geschaffen ist, dürfen wir die Sage heranziehen, unter der Unterschrift: „Was das Volk und alte Bücher von den österreichischen Vögten erzählen."*)

Es ist nun dem Taktgefühl des Lehrers überlassen, wie er den Stoff einführt. Man kann etwa die Kinder darauf hinweisen, daß in jener Zeit nur wenige lesen und schreiben konnten und alles mündlich weitererzählt wurde, darum stimme wahrscheinlich in dieser Vogt- und Tellsgeschichte nicht

*) Sämtliche Jahrzahlen weglassen.

alles; vieles habe sich früher zugetragen, manches später, dies und das wurde hinzugefügt und jenes geändert.

Fürchten wir nicht, daß die Kinder diesen Hinweis „tragisch" nehmen. Wenn wir ihnen dann erzählen von den harten Tyrannen und ihren Grausamkeiten, vom kühnen Tell; wie er dem erbleichenden Vogte den Pfeil unter die Nase faustete; erzählen von der geheimnisvollen Mondnacht im Rütli: wie die Männer ihre großen Schwerter aus der Scheide zogen und schwuren: „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren"; wenn wir weiter erzählen vom armen geblendeten Vater Anderhalden und vom Landenberg, der vor dem gezückten Schwerte Arnold Anderhaldens den Eidschwur leistete; begeistert erzählen von Burgenzerstörung und Freudenfeuern — ja, dann leuchten und blitzen die jungen Augen und die Kinder glauben an diese Heldensage.

Ein Beispiel: Kam da eines Mittags der zappelige Willy ins Schulzimmer gerannt, ans Pult hervor und sprudelte entrüstet heraus: „Herr Lehrer, heute mittag sagte unser Lehrbub, die Tellgeschichte sei gar nicht wahr; der Sekundarlehrer habe es ihnen selber gesagt." — Fast geweint hat der Bub und die Augen kugelten ihm beinahe aus den Höhlen.

Und dieser Willy hat doch obigen Geschichtsunterricht genossen. Wie froh war ich jetzt, ein Hintertürchen offen gelassen zu haben. Solche Fragen steigen aber sicher früher oder später im Kinde auf. Wir wollen doch nicht, daß es dann denken muß: Entweder wußte es der Lehrer nicht, oder er hat uns angelogen. W.

Zum Ueberlegen und Befolgen

Lesefrüchte aus O. S. Marden

1. Die Wunder des rechten Denkens.

Wir werden, was wir denken. — Es liegt eine unwiderstehliche Kraft in dem festen Glauben, daß wir unser erstrebtes Ziel erreichen. — Wenn wir etwas beständig in Gedanken bejahen, dann sind wir auf dem Wege, es zu erreichen, auch wenn es zunächst kaum möglich erscheint.

Du darfst niemals zugeben, du seiest krank und schwach, denn nur daran denken, bringt schon Gefahr, es zu werden.

Rechtes Denken schafft rechtes Leben, reines Denken — reines Leben.

Das wahre Wohlergehen besteht in dem Bewußtsein innerm Reichtums und innerlicher Fülle, in dem Reichtum des Charakters und der Persönlichkeit, die kein Unglück vernichten kann.

2. Glück und Erfolg.

Von der Haltung des Geistes, mit der du dich an die Arbeit machst, hängt es ab, ob etwas dabei herauskommt. — Nur Menschen mit bejahendem Geist haben alles Große in der Welt geleistet. — Das große Heer der Erfolglosen u. Gescheiterten besteht aus lauter solchen, deren Denken verneinend ist.

Haß, Neid, Bitterkeit, Rachsucht, Bosheit zerstören unsere Energie und halten ein Fortschreiten auf. — Alles kommt darauf an, daß wir Selbstvertrauen, Mut, Furchtlosigkeit ausstrahlen und den Eindruck machen, daß wir gewohnt sind, alle Schwierigkeiten zu besiegen.

Die ganze Kunst, leistungsfähig und glücklich zu sein, besteht darin, daß wir das, was wir tun und werden wollen, kräftig u. beständig bejahen. — Das Einreden einer angebl. Minderwertigkeit hat mehr Unheit gestiftet als irg. etwas anderes in der Welt.

3. Selbstvertrauen

ist die Grundlage aller Leistungsfähigkeit.

Wenn wir uns daran gewöhnen, daß unsere Fähigkeiten und unsere Kraft größer sind als das, was wir jetzt eben damit leisten, so hat das einen ganz gewaltigen Einfluß auf unsere geistigen Fähigkeiten und entwickelt und entfaltet sie ungemein. — Wir sind lange nicht strenge genug mit uns selbst und verlangen viel zu wenig von uns.

4. Innere Kraft.

Dieselbe Kraft, die uns erschaffen, erhält uns auch und stellt uns immer wieder her. Warum sollen wir nicht göttliche Kräfte besitzen, da wir doch göttlichen Ursprungs sind?

Keiner von uns hat eine Ahnung, was er zu tun imstande ist, wenn eine große und gebieterische Not Außerordentliches von uns verlangt. —

Eine Umgebung, die den Ehrgeiz anregt, wirkt sehr stark auf die Veränderung und Entwicklung des Gehirns. Es gibt Fälle, wo schlummernde Anlagen durch Wechsel der Stellung und Beschäftigung zu lebhafter Entfaltung gebracht werden. —

Wenn wir das Bild beständiger Jugend immer in unserm Herzen trügen, so würden sich die Zeichen des Alters lange nicht so früh bemerkbar machen.

Mannigfaltigkeit des Erlebens und der Anteilnahme erhält jung. — Das rechte, natürgemäße Alter ist schön, heiter und lieblich.

Die bewußte Einheit mit Gott ist das Geheimnis aller Gesundheit, alles Gedeihens und alles Glückes. So oft wir etwas Unrechtes tun, geht ein Teil unserer Kraft von uns.

In einem ausgeglichenen Geist, der seinen Mittelpunkt gefunden hat, wirken alle Kräfte gleichmäßig zusammen. — Niemand kann etwas Großes leisten, der nicht imstande ist, sich über die tausend Kleinigkeiten zu erheben, die ihn reizen und seine Aufmerksamkeit ablenken. (Forts. gelegentl. später)

10. Jahrgang | Nr. 21 | 6. November 1924

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen O

Inhalt: Aerztliche Belehrung über die Alkoholfrage (Fortsetzung) — Zufriedenheit — Jugendlektüre und Elternhaus — Humoristische Ecke

Aerztliche Belehrung über die Alkoholfrage

Vortrag in der kathol. kant. Realschule St. Gallen von Dr. Rudolf Müller, St. Gallen-O

Fortsetzung

halten an dieser wichtigen wissenschaftlichen Tatsache fest, daß es nichts ist mit der Behauptung der Alkoholfreunde, daß der Alkohol durch seine Erwärmung gleichsam ein Nahrungsmittel oder ein Ersatz für andere Nahrungsmittel sei; denn von letzteren verlangen wir, daß die Wärme im Körper drin ausgenützt werde, während beim Alkoholgenuß die Wärme tatsächlich rasch verloren geht. — Ebenso steht es mit der flüchtigen Belebung auf geistigem Gebiet, wo rasch eine Ermüdung, eine Lähmung folgt. Der ungewohnte Trinker im Wirtshaus wird daran erkannt, daß er nach kurzer übermütiger Stimmung müde und faul wird und neben den lärmenden Gästen womöglich gar einschläft. Dies beim einmaligen Alkoholgenuß! — Beim öftern und regelmäßigen Genuß geistiger Getränke tritt nun eine Angewöhnung ein, wie dies auch bei andern Giften geschieht. Der Betreffende mag immer mehr aushalten und braucht immer größere Mengen, bis er so stark betrunken ist wie zum ersten Mal mit der verhältnismäßig kleinen Menge. Das schlimmste ist nun aber, daß ein immer zunehmender Drang wieder zu trinken auftritt, ohne daß der Trinker weiß warum. Schließlich stehen wir vor dem Bilde des ausgesprochenen Trinkers, des Alkoholikers, also eines Geisteskranken. Während nun bei einmaligem oder seltenem übermäßigen Genuß geistiger Getränke die Störungen im Körper wieder ziemlich spurlos verschwinden, treten beim fortgesetzten Alkoholmißbrauch immer stärkere Schädigungen an allen Organen auf, die dem Arzte wohlbekannt sind, den andern Leuten aber selten zum Bewußtsein kommen. Ich muß noch erwähnen, daß der Alkohol auch auf die Kinder und Kindeskinder vom schlimmsten Einflusse ist. Der Satz, daß Gott die Sünden der Väter bis ins 4. Geschlecht strafe, gilt nicht nur von jenen Sünden gegen das sechste Gebot, sondern auch vom Alkohol-Mißbrauch. Die meisten dieser Kranken glauben, es sei etwas ganz anderes an ihrem Leiden schuld, während der Arzt herausfindet, daß das zuviele Trinken einzig oder in der Hauptsache der Grund ist. — Nun ist es aber auch für den Arzt oft schwierig die Krankheit zu erkennen; denn meistens kommt sie mit andern Abnormitäten vor, verdeckt durch eigenartige Charakteranlagen oder andere Krankheiten; und was die Hauptsache ist: der Alkoholkranke, dem in erster Linie das klare Urteil und die Stimme des Gewissens eingeschläfert und gelähmt wird, versteht es, wie kaum ein anderer Geistesgestörter, die Umgebung zu täuschen und zu hintergehen, und es muß der Arzt häufig erst auf Umwegen den richtigen Sachverhalt erfahren, um die Krankheit genau zu erkennen. Im Wirtshaus ist der Trinker noch die Liebenswürdigkeit selbst, während er zu Hause angelangt an Verständnislosigkeit und Roheit einem Tyrann gleicht. — „Aber so bös ist es denn gewöhnlich doch nicht“, rufen die Alkoholfreunde. Aber da muß ich entgegnen, daß der Arzt als Eingeweihter eben immer wieder erfahren muß, daß es schlimmer ist, als die meisten annehmen, — und besonders in den Anfangsstadien ist es schon so schwer beizukommen, weil die Betreffenden sich nicht krank fühlen und die Wirtshausgesellschaft nicht verlassen wollen, bis es zu spät ist.

Wenn ihr nun meinen Ausführungen aufmerksam gefolgt seid, fragt ihr euch gewiß im stillen, wieviel denn einer regelmäßig trinken müsse, bis

er als Alkoholiker gelte. Da gibt es keine allgemeine Regel. Bei vielen braucht es nur einen kleinen Bruchteil der Alkoholmenge, um die Krankheitserscheinungen des Alkoholismus herbeizuführen gegenüber einer kleinern Anzahl anderer, die ein Vielfaches ohne erkennbare Schädigung ertragen. Oder praktisch: Wenn für den einen 2 Mal im Tage ½ Glas Wein zu viel ist, erträgt ein anderer die 2—4 fache Menge ohne erkennbare Störung. Ganz besonders empfindlich sind aber Kinder und Jugendliche, und es ist eine längst erledigte Tatsache, daß Alkohol in jeder Form und Menge für die Jugend bis zur Vollendung des Wachstums schädlich ist. Also versteht es sich von selbst, daß ihr alle noch keine alkoholischen Getränke genießen solltet. Ich kann aber bestimmt annehmen, daß manche unter euch doch auch schon hie und da solche getrunken haben. Erinnert ihr euch nicht, wie ihr bei einem festlichen Anlasse zum ersten Mal Wein bekommen habt, und wie es euch nachher dann schlecht wurde? Ich kenne diese Fälle zur Genüge, wie ausgerechnet solche Anlässe zum ersten Alkoholmißbrauch führen. — Nun tönt mir aber eine Stimme entgegen: meine Eltern meinen es immer so gut mit mir und hätten mir gewiß nicht Alkohol gegeben, wenn es schädlich wäre. — Ich antworte darauf, daß es diese Eltern entweder nicht wußten, oder daß sie im Gegenteil falsch aufgeklärt wurden, indem sie das, was in der Zeitung stand oder von Alkoholfreunden gesagt wurde, als Wahrheit ansahen. Wenn ihr nun heute heimkommt und erzählt, daß es euch als bestimmt gesagt wurde, daß der Alkohol für euch schädlich sei, so trage ich die ganze Verantwortung für meine Behauptung. Ich frage nun aber euch: Warum werden heutzutage Jugendfeste, Schülerwanderungen und derartige Anlässe alkoholfrei durchgeführt? — Eben weil diese wahre Tatsache immer mehr erkannt wurde; und es hat sich auch schon zur Genüge gezeigt, wie viel besser und schöner diese Feste verlaufen als die früheren, wo durch Trunkenheit so viele Ausschreitungen und andere Schädigungen vorkamen und die schöne Erinnerung an den Anlaß schwer trübten. — Ich habe sie auch miterlebt, jene Feste, wo der Alkohol sein Szepter schwang, bei den Kadettenübungen und Ausmärschen, wie bei den Jugendfesten, wo ich mit zu den Blöden gezählt wurde, die wenig Alkohol tranken und deshalb als Zielscheibe des Spottes dienten. Wenn ich heute an jene alkoholgewohnten jungen Kameraden denke, dann kommen mir die traurigen Fälle vor Augen, die mit Selbstmord endeten, während andere noch als ruinierte Existenzen am Leben sind. Mit um so größerer Freude denke ich zurück an die alkoholfreien Festzeiten. — Nun bin ich euch aber schuldig zu beweisen, daß das Alkoholelend bei uns wie vielerorts eine für euch ungeahnt große Rolle spielt und daß es schon aus diesem Grunde wichtig ist, mit euch Jungen darüber allen Ernstes zu reden. Der Beweis fällt mir leicht, indem ich an die größten Tatsachen denke, die uns während des Weltkrieges begegneten. Ich will euch nur kurz sagen: 1. daß zu Kriegsbeginn alle Völker die in den Krieg traten oder sich auf die Kriegsbereitschaft einstellen mußten, wie wir Schweizer, ganz besonders sich mit der Alkoholfrage befassen mußten, 2. daß sie alle deutlich einsahen, wie verderblich der Alkoholeinfluß auf die Soldaten ist, und 3. daß sie alle so strenge Maßnahmen gegen den Alkohol trafen wie noch nie zuvor. Da erinnern wir uns, wie in Deutschland die Mobilmachung gänzlich alkoholfrei durchgeführt wurde und zum Teil auch dadurch jenen staunenerregenden glatten Verlauf nahm. — Denken wir an Rußland, wo mit Kriegsbeginn die schärfsten Maßnahmen gegen den Alkohol getroffen, der Alkoholverkauf in der Kriegszone gänzlich ausgeschaltet wurde, — man erinnerte sich dort eben noch zu lebhaft, wie im russisch-japanischen Kriege die betrunkenen russischen Führer und Soldaten so oft eine klägliche Rolle gespielt hatten gegenüber den nüchternen Japanern.

(Fortsetzung folgt)

Zufriedenheit

Senior: Warum auch so mutlos, mein Lieber?

Junior: Es war in der vierten Seminarklasse, da hat uns der Herr Direktor in der Pädagogikstunde so oft über Größe und Erhabenheit des Lehrerberufes unterrichtet, sodaß die Sehnsucht nach praktischer Berufstätigkeit in uns aufs höchste stieg. Jetzt amte ich schon das dritte Jahr in der Schule und fühle arge Enttäuschung und Entmutigung.

Senior: Da siehst du jedenfalls zu schwarz; erst in den letzten Tagen hat sich der Herr Inspektor über deine Schule und Schulführung sehr günstig geäußert.

Junior: Mag sein! Aber so eine Gesamtschule nebenaus auf dem Lande, mit 54 Schülern, fällt kaum in Betracht. Ich wollte lieber mehr leisten.

Senior: Gewiß, das ist Idealismus, den man anerkennen muß; du möchtest am liebsten die halbe Welt umgestalten. Sehr lobenswert, aber es ist eine Illusion!

Junior: Bitte, Sie spotten über mich! Ich weiß, daß man die Verhältnisse nehmen muß, wie sie sind. Aber in einer größern Ortschaft da könnte man mehr leisten und käme eher zur Geltung,

Senior: Da irrst du dich ganz bedeutend! Wo mehrere Lehrer an der gleichen Schule angestellt sind, wird dem einzelnen nur eine einzige Klasse oder sogar nur ein Bruchteil einer solchen zugeteilt. Da heißt es erst recht, sich einzäunen und in engen Rahmen leisten, was zu leisten möglich ist. Du hast wenig zu sagen, was und wie vor dir unterrichtet und erzogen wurde, und was nach dir aufgebaut oder niedergerissen wird, geht dich schon gar nichts an.

Junior: Aber ich wollte doch mehr leisten, man versteht mich auf dem Lande nicht so recht, die Leute sind so ungebildet.

Senior: Aber ehrlich und aufrichtig. Wie mancher ältere Kollege, der später an eine Klassenschule sich versetzen ließ, hat mir schon gesagt und beklagt: Die schönsten Jahre meiner Lehrtätigkeit verlebte ich doch an der Gesamtschule in N. Ich war den Schülern alles!

Junior: Ich habe mir den Lehrerberuf, sein Wirken, größer und umfassender vorgestellt; die Arbeit kommt ja nicht zur Geltung, sie verschwindet gleich nichts.

Senior: Du mußt eben nie vergessen: Klein ist der einzelne Mensch; groß ist die Menschheit nur als Ganzes; ein einzelner bildet eben nur ein Rädchen im Weltgetriebe. Als solches soll er die ihm zugewiesene Arbeit erfüllen; mag sie nach außen auch unscheinbar erscheinen, sie birgt Ewigkeitswert und bringt Zufriedenheit.

Junior: Zufriedensein mit so wenigem ist aber eine schwere Sache!

Senior: Bei den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen ist Zufriedenheit eine seltene, aber nicht destoweniger die einzige Tugend, auf die das wahre Glück des Menschen aufgebaut werden kann. „Wo man sie aber findet, wie erquickt sie, wie wohltätig wirkt sie da durch Ruhe und Ebenmäßigkeit des Gemütes, womit sie jede Handlung gleichsam verklärt," sagt Kellner sehr richtig in seinen unsterblichen Aphorismen.

Junior: Mein Lieber! Ich sehe, Sie sprechen aus Erfahrung, und Erfahrung einzig ist Wahrheit. Jetzt sehe ich ein, daß mein Kopf sich allzusehr Illusionen hingab und dabei die höhere, übernatürliche Wertung der Arbeit nicht richtig einschätzte.

Senior: Zufriedenheit, Glückseligkeit, die wir in der Schule suchen, finden wir nicht zuerst in den Schulpalästen der Städte, sondern vielmehr in dem einfachen Landschulhaus, wo der Lehrer sich mit den Schülern eines Herzens fühlt, wo er unterrichtend vor seinen Klassen steht, von woher ihm hundert Kinderaugen freudig entgegenleuchten, wie die Tautropfen an einem schönen Sommermorgen. Senior.

Jugendlektüre und Elternhaus

Mit den früher hereindämmernden Abenden mehrt sich an den Bücherabgabestellen die Kundschaft wieder, zumal die kleine. Am Schalter erscheint mancher Bub und manches Mädchen, ganze Trüpplein ziehen auf, die damals, als vor vier Monaten die Tage länger wurden, ihren letzten Winterlesestoff abgaben mit den Worten: „Jetzt nem i nünt meh mit, i springe lieber ume!" Nun bringen die frühen und kühlen Abende die kleine Gesellschaft von Wiesen, Straßen und Höfen in die Stube zurück, eh die Schlafenszeit gekommen; da ist auch das Verlangen nach Büchern wieder da.

Die Jugendbibliothek der Dompfarrei ist auf den ersten Ansturm gut gerüstet. Eben in dieser Zeit, da diese Zeilen geschrieben werden, wird von einer großen Kinderfreundin im Luzernischen eine 30-Bändchen-Sendung der beliebten Serie „Aus fernen Landen" versandbereit gemacht und um ein Kleines uns überlassen. Andere neue Bändchen sind schon eingereiht, und auch die von freundlichen Honzelmännchen in aller Verschwiegnheit zugetragenen Melitzschen Schweizerbändchen, zwei neue Büchlein unserer Elisabeth Müller in Ruswil (Verfasserin von „Geißhirt vom Gotthard", der „Krückenlinde", „Elternsegen" usw. — zum Unterschied von der bernischen Pastorstochter, die unter dem gleichen Namen „Vreneli und Theresli" herausgegeben hat), und verschiedene andere mehr.

Wenn dann die kleine Welt, wenn Bub und Mägdlein heimtrabt und -trippelt, zwei Bändchen unterm Arm oder unterwegs schon vor der Nase, kommt einem oft der Wunsch, einmal ihnen folgen und in die Stube, an den Tisch oder in den Winkel sehen zu können, wo diese frisch eroberten Schätze nun besehen und genossen werden. Man möchte die frohe Gewißheit haben, daß das Glücksidyll eigener Kindheit immer sich wiederholt: gemütliche Feierabendlesung am Familientisch in Gegenwart der Eltern, abwechselndes Lesen durch eins der Kinder, während die andern Familienglieder mit irgend einer Arbeit Zuhörer sind, und schließlich das Gehörte besprochen und nach den verschiedenen Auffassungen ausgelegt, bewertet und verwertet wird.

Es gibt wohl noch solche traute Familienabende. Man erfährt es aus gelegentlichen Bemerkungen, mit welchen die geliehenen Bücher je-

weils zurückgegeben werden. Da berichtet z. B. so ein Knirps: „Die Mutter läßt sagen, Sie möchten mir wieder selber etwas geben, Sie wüßten schon was paßt"; oder eine Mutter kommt persönlich abends noch schnell und sagt: „Ich hätte gern eine Geschichte, um sie mit dem Kind zu lesen." Auch das kommt vor, daß ein in den letzten Primarschuljahren stehender Knabe bittet um „etwas, was ich mit meinem Vater lesen kann".

Für solche Kinder ist die Auswahl leicht. Manches kann ihnen gegeben werden, womit man sonst aus diesem oder jenem Grunde zurückhalten würde; man weiß: hier wird ruhig, nachdenklich und mit geistigem Gewinn gelesen, und man gibt sich gern die Mühe, das herauszusuchen, was Großen und Kleinen zusagen wird; man kann auch das eine und andere geben, das die Kinder geistig fördert, was sie aber ohne die einsetzende elterliche Erklärung noch nicht oder kaum richtig verstehen würden.

Dann gibt es aber auch eine große Anzahl noch schulpflichtiger Leser und Leserinnen, die einem in der Seele leid tun, weil man sehen muß, daß um ihre Lektüre zu Hause sich niemand kümmert, vielleicht sich niemand kümmern kann — und das sind noch die weniger Armen —, oder niemand sich kümmern mag, und die erbarmen einen zumeist. Selbstverständlich wendet man diesen besonderes Interesse zu und widmet ihnen gern soviel Zeit und Mühe als nur möglich; aber das kann man doch nicht ganz verhindern, daß derart sich selbst überlassene, noch sehr jugendliche Leser und Leserinnen in zweifacher Hinsicht einer gewissen Verwilderung anheimfallen: erstens in der Art und Weise des Lesens und zweitens in der Auswahl ihres Lesestoffes.

Die Knaben und Mädchen sind nicht selten, die, notabene während den Schulwochen, regelmäßig innert acht Tagen zwei Unterhaltungsbücher lesen. Es gibt sogar solche, die am Dienstag zwei holen und am Freitag wieder zwei. Neulich wechselte ein Bub innert 24 Stunden die seinigen als gelesen wieder aus. Daß da von einem ruhigen, ersprießlichen Lesen nicht mehr die Rede sein kann, ist klar, viel weniger vom Genießen eines Buches in der Weise, daß der Inhalt in seiner Hauptsache erfaßt, einzelne besonders schöne und charakteristische Stellen eigens angemerkt und durch nochmaliges und wiederholtes Lesen vertieft würden. Das Ganze ist nur noch ein gieriges Verschlingen; weder Inhalt noch Form wird verdaut, ja, oft genug kann man die Erfahrung machen, daß solche Leser und Leserinnen schon nach kurzer Frist nicht mehr wissen, ob sie dieses oder jenes Buch gelesen haben oder nicht. Die Auswahl erfolgt denn auch nach gar keinem andern Gesichtspunkt, als nach dem Schongehabt-haben oder nicht und möglichst sensationeller Ueberschrift und Illustration. Gerade diese Tatsache aber bedingt ein Mitlesen und Besprechen von seiten der Eltern, um allfällige Uebertreibungen in der Darstellung und gelegentliche Unwahrscheinlichkeiten in der Entwicklung zu zeigen und so allzugroße Luftsprünge der Phantasie immer wieder durch den ruhigen, sachlichen Schritt des Möglichen und Wirklichen zu zügeln und auszugleichen, auch den Sinn für diese wach und gesund zu erhalten.

Es mag ja sein, daß wirklich unbezwingliche Hindernisse die Eltern davon abhalten, die Lektüre der Kinder eingehend zu überwachen und zu prüfen. Darum ist man bei der Ausgabe auch bemüht, gerade für solche sich selbst überlassene Knaben und Mädchen sorgfältig auszuwählen. Bei großem Andrang im Herbst, Winter und frühem Frühjahr bleibt das Können aber hinter dem Wollen zurück, denn da müssen in der Regel innert 1½—2 Stunden 60, 70, 80 bis 100 Bücher zurückgenommen, ebensoviele neu herausgesucht, dreifach notiert und ausgegeben werden. Also fällt die größte Verantwortlichkeit für das Was und Wie der Kinderlektüre doch wieder auf die Eltern zurück und von einer gewissen Aufsicht über Art und Maß derselben können Vater und Mutter oder deren Stellvertreter nie ganz dispensiert werden. A. S.

Humoristische Ecke

Inserat:

Die verehrlichen Jungen, welche heuer
Meine Aepfel und Birnen zu stehlen gedenken,
Ersuche ich höflichst, bei diesem Vergnügen
Womöglich in soweit sich zu beschränken,
Daß sie daneben auf den Beeten
Mir die Wurzeln und Erbsen nicht zertreten.

Theodor Storm.

Geistesgegenwart. In einer der obern Klassen einer höhern Töchterschule hatten sich die Schülerinnen den Scherz erlaubt, vor Beginn des Unterrichtes den Stuhl des Herrn Kandidaten mit dem Schwamm naß zu machen. Ahnungslos ließ sich der junge Herr auf seinen Sitz nieder, um jedoch sogleich, von dem feuchten Element berührt, wieder aufzuspringen. Und mit aller Ruhe richtete er an das verblüffte Auditorium die Frage: „Welche von den Damen hat vorher auf dem Stuhle gesessen?"

In der Volksschule. „Hans, wann ist die beste Zeit, um das Obst von den Bäumen zu pflücken?" — „Wenn der Hund angebunden ist."

Sommerfrische. Fremder: „Regnet es es denn da immerfort?" — Einheimischer: „O nein, nur im Sommer. Im Winter schneit's!"

10. Jahrgang | Nr. 22 | 20. November 1924

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen O

Inhalt: Aerztliche Belehrung über die Alkoholfrage (Fortsetzung) — Eine Einführung in die Zinsrechnung — „Armenhäusler“

Aerztliche Belehrung über die Alkoholfrage*)

Vortrag in der kathol. kant Realschule St. Gallen von Dr. Rudolf Müller, St. Gallen-O

Fortsetzung

Das sagt genug. Es ist auch eine Bestätigung, daß in unserm Klima Erfrorene gewöhnlich Alkoholiker sind, wenn es sich nicht ganz ausnahmsweise um einen andern Unglücksfall handelt. — Ich hatte während des Aktivdienstes das Glück, die Hauptzeit unter einem Kommandanten zu machen, der in klarer Erkenntnis der Alkoholfrage außerordentlich streng war. So hatte ich als dessen Truppenarzt Gelegenheit, die günstige Wirkung der soliden Lebensart der Untergebenen auf die ganze Dienstauffassung und Disziplin aufs genaueste zu beobachten und den auffallenden Unterschied gegenüber Truppen festzustellen, die es nicht so genau nahmen. — Während man also früher ohne den Alkohol nicht auszukommen glaubte, erwies es sich in diesem letzten Kriege als immer notwendiger, den Alkohol möglichst auszuschalten, indem aufs neue festgestellt ist, daß die Soldaten unter allen Umständen alle Strapazen am besten ertragen, wenn man ihnen alle alkoholischen Getränke entzieht, besonders vor und während anstrengenden Märschen und Manövern. — Ich habe es selbst wiederholt erfahren, wie während strengster Marschtage sonst solide Soldaten, die auf eigene Faust sich mäßige Alkoholdosen verschafft hatten, plötzliche Tobsuchtsanfälle bekamen und mir dadurch nicht wenig Mühe machten. — Nun möchte ich euch noch gern sagen, wie die Schweizerfrauen während unseres Aktivdienstes im Kampfe gegen den Alkohol mithalfen. Durch Errichtung und Betrieb von alkoholfreien Soldatenstuben an jedem Truppenstandort haben sie die Mäßigkeitsbewegung in der Armee mächtig gefördert. In Hochachtung und steter Dankbarkeit wollen wir dieser großen sozialen Tat gedenken; ihr habt wohl keine Ahnung von den Opfern und Mühen dieser braven Schweizerinnen, die diese Wohlfahrtseinrichtungen zu stande brachten, wo ein jeder Soldat in heimeliger Stube seine abendlichen und sonntäglichen Mußestunden verbringen konnte und wo manchem armen und durch hartes Schicksal geplagten Soldaten mütterliche Sorge und wahrer Hilfsdienst zuteil wurde. — Was ich für die körperlichen Anstrengungen und die damit zusammenhängende Unverträglichkeit des Alkohols gesagt habe,. das gilt in gleichem Maße auch für geistige Arbeit und Ueberarbeit. — Es ertönt so häufig der Ruf aus dem Lager der Alkoholfreunde: Warum sollen wir denn gerade jetzt in den betrübten, armseligen Zeiten den Alkohol meiden? Ich antworte, daß sich die Tatsache immer wiederholt, wonach bei geistigen Anstrengungen und gemütlichen Erregungen, wie sie heute mehr denn je stattfinden, der Alkohol ganz besonders schädlich ist. Das gibt jeder zu, der den Versuch gemacht hat. Merkt euch diese eindringlich betonte Tatsache, um euch vor großen Schäden zu bewahren. — Ich habe in den letzten Jahren oft genug erfahren, wie ich bei Bergtouren, besonders anstrengenden Hochgebirgstouren bei gänzlicher Alkoholabstinenz viel besser dran war als Kameraden, die durch Genuß von Alkohol auf solchen Touren nach anfänglich scheinbarem Erfolg des belebenden Mittels erst recht erschöpft waren. Behaltet diese Tatsache im Gedächtnis, wenn ihr in den baldigen Ferien hinaus- und hinaufzieht in Gottes freie Natur, um eurem Bewegungs- und Tatendrang Luft zu machen.

Was lehrt uns nun besonders die Nachkriegszeit bezüglich der Alkoholfrage? — Ihr seid noch zu jung, als daß ihr die Schwere der Jetztzeit er-

*) Durch Versehen sind in letzter Nummer einige Seiten verwechselt worden. Man möge einfach den Teil von Nr. 21 ausschalten und damit erhält man die richtige Folge. Die Schr.

fassen könnt. Ich will euch aber im heutigen ernsten Augenblicke sagen, daß eure Eltern und ältern Geschwister unter der allgemeinen Notlage in der Hetze und Sorge des Alltags schwer zu leiden haben; auf der einen Seite die Ueberanstrengung und spannende Unruhe mit Bergen von Sorgen für die Zukunft, auf der andern Seite der gähnende Abgrund der Arbeitslosigkeit. —

Wir leben in einer furchtbar ernsten Zeit der allgemeinen Krisis, zumal auf geistigem Gebiete. Erst später versteht ihr mal besser, warum es so ungemütlich nervös war. Schon vor dem Kriege lebten wir im Zeitalter der Nervosität, der ungesunden Nervenanspannung u. Ueberreizung ohne richtige Ruhepausen; und damals setzte auch als zwingende Notwendigkeit der vermehrte Kampf gegen die Alkoholgenußsucht ein. Der Krieg mit seinen noch unabsehbaren Folgen und einstweiligen Umwälzungen auf allen möglichen Gebieten hat uns nun ins Zeitalter der Uebernervosität versetzt, wo besonders unsere Nerven und unser Geist unberechenbaren Schaden nehmen, wovon ihr bis jetzt noch wenig gespürt habt. Wenn ihr Aeltern nun in kurzer Zeit aus der Schule ins Leben hinaus tretet, dann werden euch die Augen bald aufgehen u. ihr könnt euch allmählig von der Richtigkeit meiner Behauptung überzeugen. Wer sich nicht über seine gewöhnlichen Kräfte hinaus anstrengt, der kommt im heutigen Erwersleben nicht durch und richtet sich und seine Angehörigen zu Grunde. Ohne eingreifende Einschränkung der heutigen fieberhaften Genußsucht gehen die Völker Europas noch schneller dem Untergang entgegen, auch wenn die Arbeitslöhne noch mehr erhöht und der Preisabbau noch reeller betrieben werden will, als es heute geschieht. — Welche Pflicht liegt da näher, als der Kampf gegen unser „Volksgenußmittel Alkohol"! Daß dies nicht etwa bloß für Einzelne, die schwächern und gebrechlichen, gilt, sondern im größten Maßstabe, will ich im Folgenden, mit unbestreitbaren Tatsachen beweisen. Lenken wir unsern Blick hinüber zu unserer Schwesterrepublik, Amerikas vereinigten Staaten, mit ihren 100 Millionen Einwohnern! Was machen sie dort? Nach 120jähriger ernster Bewegung gegen den Alkohol ist am 17. Januar 1920 dort das Gesetz in Kraft getreten, das die Herstellung, den Verkauf oder den Transport von alkoholischen Getränken, wie auch ihre Ein- und Ausfuhr verbietet. — Was in diesem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten geschah, hat nur diejenigen überrascht, welche die Vereinigten Staaten nur aus Tageszeitungen und Witzblättern kennen. Wenn wir diese Verhältnisse ernst beobachten, dann erfahren wir, daß dieser Riesenerfolg im Kampf gegen den Alkohol erst möglich war, nachdem während zwei Generationen durch Schule und Kirche zur Enthaltsamkeit erzogen worden war und schrittweise der Alkoholverbrauch und damit der Mißbrauch eingeschränkt wurde. Mögen wir Europäer die Augen aufsperren und die richtigen Schlüsse für uns ziehen! — Dort wurde seit 30 Jahren in den Schulen der Unterricht über die Wirkung des Alkohols erteilt, sodaß schon vor dem Eintritt Amerikas in den Krieg der größere Teil der Staaten das teilweise oder gänzliche Verbot desselben eingeführt hatte. Und wenn wir uns fragen, warum die Amerikaner im Kriege so Riesenhaftes leisteten, müssen wir unbedingt die Alkoholabstinenz als Erklärung mitheranziehen. Ich will nicht weiter ausholen, was sonst noch für Erfolge von der sog. Trockenlegung Amerikas herrühren, wie Abnahme der Verbrechen, Entlastung der Gefängnisse und Spitäler; das war ja als selbstverständlich zu erwarten. Wir werden sicherlich in nicht zu langer Zeit sehen, wie das aufstrebende Amerika auch infolge dieser Maßnahmen in vielfacher Beziehung gegenüber uns Europäern im Vorsprung ist. Kürzlich hatte ich Besuch von meinem seit 14 Jahren in Newyork lebenden Bruder, der auch trotz dieser Trockenlegung sich bester Gesundheit erfreut. Es wunderte mich nun sehr, ein persönliches Urteil über die Alkoholfrage von ihm zu hören und er konnte mir zusamenfassend sagen, daß es auch so ganz gut gehe; man habe sich schon ganz daran gewöhnt und — die nächste Generation werde den Alkohol auch gar nicht mehr vermissen! Was in Amerika in grandiosem Stil möglich ist, das erleben wir hier im kleinen, im einzelnen Fall. Ich habe schon betont, wie ich mit Alkoholabstinenz persönlich die besten Erfahrungen machte, in den anstrengenden Aktivdienstzeiten und gar erst in den bösen Grippe-Epidemien. — Und bei den Patienten? Da kann ich ganz kurz sagen, daß ich immer weniger alkoholische Getränke anwende. Wenn es einem Patienten in der Sprechstunde übel wird, dann hilft ihm ein Schluck frisches reines Wasser ebenso schnell und besser wieder auf die Beine, als der alte berühmte Kognak! Und bei der Erholung von schweren Krankheiten komme ich meist ohne die vielen angepriesenen, unfehlbar rasch und sicher heilenden Medizinalweine aus, sondern ich verwende die einfachen, erprobten Stärkungsmittel, wie sie in den mit herrlichen Phantasienamen bezeichneten Präparaten auch als wirksamer Hauptbestandteil enthalten sind. Den an mäßigen Alkoholgenuß gewohnten, besonders älteren Patienten verbiete ich natürlich den Alkohol nicht, indem ich weiß, daß er da nicht schadet.

(Schluß folgt)

Eine Einführung in die Zinsrechnung

Als Einleitung dient folgendes Beispiel, das der Lehrer erzählt und dabei die Schüler durch Fragen zur Mitarbeit veranlaßt:

1. Der Bauer A. hat zuviel Heu. Er könnte deshalb verkaufen; dann fehlt es ihm aber an Dünger. Ohne Dünger würde er nächstes Jahr weniger Heu erhalten. Was macht er wohl? Er kauft eine Kuh? Ja, das wäre schon recht, aber es fehlt ihm dazu das Geld. Er hat 500 Franken zu wenig. Was tut er wohl, um diese 500 Franken zu erhalten? In seiner Nähe wohnt ein Großbauer. A. möchte diesen fragen, ob er ihm 500 Franken leihen könnte. Er geht also am Abend zu B. Höflich klopft er an. Auf das „Herein" tritt er ein und wünscht einen guten Abend. Der Bauer B. bietet ihm einen Stuhl an. Nun reden die beiden zuerst über das Wetter und über die Viehpreise. Endlich rückt A. mit seiner Bitte heraus und sagt: Ich möchte dich um einen Dienst bitten. Ich habe dieses Jahr zu wenig Vieh und zu viel Heu. Ich möchte dich daher bitten, mir zu helfen. Könntest du mir nicht 500 Franken für ein Jahr leihen? — Da geht Bauer B. einige Mal die Stube auf und ab und denkt nach. Dann bleibt er vor dem Bauer A. stehen und sagt: Ich kenne dich und weiß, daß du ein braver, fleißiger und sparsamer Bauer bist und mir die 500 Franken wieder einmal zurückgeben kannst, und daher will ich dir die Summe leihen. — Aber schau, umsonst kann ich das nicht tun. Ich könnte selber dafür etwas kaufen und etwas dabei verdienen. Wir wollen es also so machen. Ich leihe dir die 500 Franken und du bezahlst mir dafür per Jahr für je 100 Fr. 5 Franken. — Was sagst du dazu? — Der Bauer A. ist damit einverstanden, nimmt das Geld, geht heim und kauft eine Kuh dafür.

2. Wir wollen nun ausrechnen, wieviel der Bauer A. dem Bauer B. nach einem Jahr für die 500 Fr. bezahlen muß. (Tafel):

Für 100 Fr. bezahlt er nach einem Jahr 5 Fr.;
Für 500 Fr. bezahlt er nach einem Jahr 5 Fr. × 5 = 25 Fr.

Anderes Beispiel. Bauer H entlehnt von der Bank in Freiburg 700 Fr. Er muß dafür jährlich für je 100 Fr. 6 Fr. bezahlen. Wieviel muß er jährlich bezahlen?

Für 100 Fr. muß er jährlich 6 Fr. bezahlen
Für 700 Fr. muß er jährl. 6 Fr. × 7 = 42 Fr. bez.
Antwort: Bauer H bezahlt der Bank jährlich für die geliehenen 700 Fr. 42 Fr.

Drittes Beispiel: Die Gemeinde B. entlehnt von der Kasse in X. 1000 Fr. und muß dafür für je 100 Fr. jährlich 4 Fr. bezahlen. Wieviel bezahlt die Gemeinde B. jährlich der Kasse?

Für je 100 Fr. bezahlt die Gemeinde B jährl. 4 Fr.
Für je 1000 Fr. bezahlt die Gemeinde jährlich 4 Fr. × 10 = 40 Fr.

Antwort: Die Gemeinde B. bezahlt der Kasse in X. jährlich 40 Fr. — Aehnliche Beispiele!

3. Ableitung des Begriffes Zins.

Der Bauer A. bezahlt B. für das geliehene Geld 25 Fr. im Jahr,
Der Bauer H. bezahlt der Bank für das geliehene Geld 42 Fr. im Jahr,
Die Gemeinde B. bezahlt der Kasse in X. für das geliehene Geld 40 Fr. im Jahr

Die 25 Fr., die Bauer A. dem B. bezahlt für das geliehene Geld, nennt man Zins.

Die 42 Fr., die Bauer H. bezahlt für das geliehene Geld, nennt man Zins.

Die 40 Fr., die Gemeinde B. der Kasse bezahlt, nennt man Zins.

Definition: Zins ist also der (jährliche) Betrag, den man für das gelieh. Geld bezahlen muß.

Anwendung: A. hat mir 300 Fr. geliehen und ich muß ihm dafür jährlich 15 Fr. bezahlen. Wie nennt man diese 15 Fr.? — Es folgen gleichartige Beispiele seitens des Lehrers, nachher seitens der Schüler. Von nun an erscheint in den Aufgaben das Wort „Zins".

4. Ableitung des Begriffes Prozent. a) Bauer A bezahlt B für je 100 Fr. nach 1 Jahr 5 Fr.
b) Bauer H bezahlt f. je 100 Fr nach 1 Jahr 6 Fr.
c) Gemeinde B zahlt der Bank für je 100 Fr. nach 1 Jahr 4 Fr.

L.: Statt zu sagen a) Man zahlt für je 100 Fr. (pro 100 Franken) jährlich 5 Fr., sagt man man bezahlt 5 Prozent (5 pour cent = 5 pro 100). 5 Prozent heißt also: Für 100 Fr. zahlt man jährlich 5 Fr. Zins. b) Statt zu sagen: Man bezahlt für 100 Fr jährlich 6 Fr., sagt man, man bezahlt 6 Prozent. Prozent heißt also u. s. f. c) Ebenso.

Definition: Prozent nennt man also den Betrag, den man jährl. für 100 Fr. bezahlen muß.

Uebung: Was heißt also 8 Prozent? u. s. f. 8 Prozent heißt: Für 100 Fr. zahle ich jährlich 8 Fr. Zins.

Darauf wird dem Schüler gezeigt, daß statt 8 Prozent 8% geschrieben werde, statt 2 Prozent 2% u. s. f., was keine Schwierigkeiten bietet.

Von nun an dürfen nun in den Aufgaben die gelernten Begriffe auftreten. Später wird an Hand von Beispielen der Begriff Kapital abgeleitet, und dann darf der Begriff in den Aufgaben erscheinen. Auf diese Weise wird verhindert, daß die Schüler mit unverstandenen Begriffen um sich werfen.

E. F.

„Armenhäusler“

Jugendbetrachtungen von K. Schöbi

Mitten im Dorfe stand und steht es heute noch, unser Armenhaus, dort wo die Straße zu steigen beginnt und in den ältesten Teil des Dorfes, ins „Städtli“, einbiegt, ein hoher, vielfenstriger, langweiliger Steinbau, ohne Vorhänge an den sechsscheibigen Fenstern. Grau waren auch die Fensterläden gestrichen und hohe Birnbäume hielten hinten und zu Seiten das Haus in graue Dämmerung. Nicht ohne eine gewisse Angst und Furcht gingen wir da Tag für Tag vorbei unsern Weg zur Kirche und Schule, beflügelten unsere Schritte bei Tag und noch mehr in der Dämmerung oder gar zur Nachtzeit. Denn das Armenhaus war uns allen als Ort grauenhaften Geschehens bekannt. Kaum ein Jahr verging, daß nicht irgend eine Mord- oder Selbstmordgeschichte sich da drin abspielte. Unsere dadurch aufgeregte Phantasie tat das ihrige dazu, und so ist es zu begreifen, daß nicht ein Haus des Dorfes einen so üblen Eindruck auf uns machte, wie das Armenhaus. Wie mußte das Leben da drin unsäglich schwer zu leben sein! Nein, mochte unser eigener Lebenslauf sich einmal gestalten, wie er wollte, nur das eine und letzte nicht, nur nicht ins Armenhaus! Ein fester Vorsatz, sich durchzukämpfen und durchzuringen, ein kräftiger Wille zur Arbeit mußte schon damals in unsern Bubenherzen drin geboren werden, wenn wir nur an das Armenhaus und das Leben darin dachten.

„Siehst, Josef, us dir gits dinner Läbtig nünt Rechts, du kunst no is Armehus oder is Zuchthus!“ So meinte einst der Lehrer zu einem etwas ältern Schüler, der nach seiner Meinung etwas mehr und Besseres hätte leisten dürfen. Der Schüler ist unterdessen groß und größer, sogar grau geworden, ist zu Aemtern und Würden gekommen, aber er erinnert sich heute noch gern und lebhaft des Ausspruches. Nur meint er dann jeweilen fröhlich lachend dazu: „Bis heute bin ich noch immer schön zwischen hindurch gekommen.“

Das Leben im Armenhaus! Jeder Armenhäusler machte sein Armenhäuslergesicht, finster, verdrossen, kein Lächeln! Keiner sprach mit dem andern ein freundliches Wort, und wenn sie zur Arbeit auf Wiese und Feld durchs Dorf schritten, ging immer ein jeder 20, 30 Schritte hinter oder vor dem andern einher, Schaufel oder Hacke, Gabel oder Rechen auf der Achsel. Wären die Photographenapparate damals schon so häufig gewesen, wie heute, sicher wäre dieser „Gang zur Arbeit“ hundertmal abgeknipst worden. Wenn aber unser Vater oder unsere Mutter beim Gang ins Feld oder aufs Riet zu uns sagten: „Loufid doch nöd eso devo, wie d'Armehüsler!“ so wußten wir, was gemeint war u. richteten die Reihen etwas besser aus.

Wer im Armenhaus sein mußte, das stand bei uns Kindern fest, der hatte seine verdiente Strafe schon hier auf dieser Welt, so gut, wie wenn einer ins Zuchthaus kam. Aber wie kam es nur, daß auch der gute „Seppli“, der keinem Menschen und keinem Tierlein ein Leides tat, auch an diesem furchtbaren Orte sein mußte? Gab es denn nirgends eine gute Seele, welche ihn daraus befreite? Ja, der gute „Seppli im Armenhaus“! Er war Freund und Liebling der Kinder. Wo immer und überall er stand und ging, da rief man ihm gleich zu: Seppli, sing üs e Liedli! und bereitwillig, wie er immer war, begann er zu singen:

Uf em Bergli bin i gesesse,
Ha de Vögli zugeschaut;
Sie händ gsunge, sie sind gesprunge,
Gar schön händs getan!

Zwar hättens verschiedene von uns noch etwas besser und schöner gekonnt, als der Seppli mit seiner gebrochenen, ungeschulten und dünnen Stimme. Aber es gab sich dann doch Gelegenheit, dem guten Seppli für seine Sangesleistung einen reifen „Bakober“, eine teige „Brunnebire“ oder „Früehschi“ zu schenken. Ja, alles hätten wir mit ihm geteilt, was in unsern Hosensäcken drin war, und sie waren zu Zeiten, besonders in guten Obstjahren, gefüllt mit guten Dingen. Besonders dann, wenn er in guter Stunde uns auch etwa ein Geschichtlein zum besten gab. Daß er hie und da, noch fast lieber als unsere Aepfel und Birnen und Zwetschgen, von der Mutter ein Glas Most annahm, das konnten wir nicht so recht begreifen, sie waren doch süßer, als so ein Glas alten, sauren Mostes. Stellte ihm aber meine Mutter, die er so gerne seine „Bäsi Kathri“ nannte, noch ein Stück Brot und Käse dazu, da konnte er sich stundenlang hinsetzen, ihr bei der Arbeit zusehen und erzählen, was sich alles wieder im Armenhaus ereignet habe. Alle kamen sie daran, der Armenvater, die Armenmutter und die andern Insassen, und wir hörten begreiflich gerne zu. Eines ist mir noch geblieben: Einen seiner Mitinsassen beneidete er, und gewiß mit gutem Recht, denn der „Toni“, denk, der war im Armenhaus und hatte noch — 80 Franken! Ein riesiges Vermögen nach Ansicht des guten Seppli, dessen Habe wohl selten einen Franken überschritt. Bei Most und Käse und Brot, da war unser Seppli im Himmel vor Glück. Da stand ihm das Wasser in den Augen, und stundenlang hätte er weiter singen und erzählen mögen. Nein, daß so ein braver Kerl, wie der „Seppli“ einer war, auch noch im Armenhaus sein mußte, das wollte mir nie recht herunter.

(Fortsetzung folgt)

10. Jahrgang | Nr. 23 | 4. Dezember 1924

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen O

Inhalt: Aerztliche Belehrung über die Alkoholfrage (Schluß) — Der Postillon — „Armenhäusler“ (Forts.)

Aerztliche Belehrung über die Alkoholfrage

Vortrag in der kathol. kant. Realschule St. Gallen von Dr. Rudolf Müller, St. Gallen-O

(Schluß)

Nach meinen Ausführungen sollte man eigentlich erwarten, daß es überzeugend und selbstverständlich wäre, gegen den Alkohol zu kämpfen. Wie steht es nun aber in dieser Hinsicht? Warum wohl vielfach diese Gleichgültigkeit und oft diese alte, treue Anhänglichkeit am Alkohol? Eben weil er ein Genußmittel ist! Das zu leugnen wäre eine Torheit. Aber ich glaube, euch heute die Gefährlichkeit und die unabsehbaren schlimmen Folgen des Alkoholgenusses soweit vorgeführt zu haben, daß ihr wohl die Pflicht in euch fühlt, euch zu besinnen, wie ein jeder von euch sich in Zukunft zu verhalten habe. Ich kann mir keine passendere Zeit denken als die jetzigen Fasten, zur Gewissenserforschung in dieser Beziehung. Bis jetzt haben wohl viele von euch noch nie so recht darüber nachgedacht, was der Alkohol bewirkt. Ich habe euch eingangs geschildert, wie durch zunehmendes Trinken die Alkoholkrankheit entsteht; merkt euch, daß dies eben fast unmerklich langsam geht, innert Jahren und Jahrzehnten, bis schließlich ein schwerer Fall ausgebildet ist. Nun könnt ihr auch verstehen, welche Unsumme von sozialem Elend hinter einem einzigen Trinkerfall verborgen ist. Hier in der Schule ist ja die Gelegenheit, euch in praktischen Zahlen Beispiele vor Augen zu führen, welche fürchterliche Summe eine einzige Trinkerfamilie den Staat kostet; von dem geistigen Elende, das hier nicht zu beschreiben ist, nicht zu reden. — Aber wovon ich hier noch ein Wort sagen möchte, das betrifft das gute Beispiel, das ein jeder von euch geben kann, und den günstigen Einfluß der Abstinenz in der eigenen Familie wie in der Schule und weitern Umgebung. — Auch da fehlt es wahrlich nicht an anschaulichen rechnerischen Beispielen in bezug auf Ersparnisse. Ich erinnere z. B. an die Gewährung von Rabatt von Seiten der Lebensversicherungen und Unfallversicherungsanstalten an Mitglieder der Abstinentenvereine. Das sind sprechende Beweise, wie hoch auch von dieser Seite die Abstinenz eingeschätzt wird. — Weil ich ausdrücklich gesagt habe, daß ich mich vor allem an die Nichtmitglieder des Jugendbundes richte, möchte ich nun diesen aufs Gewissen binden: Achtet und ehret das Verhalten euer abstinenten Mitschüler. Das ist eure Pflicht, diesen nicht lieblos zu begegnen oder sie gar zu bespötteln. Ich gebe euch vielmehr den Rat: laßt euch in eine nächste Jugendbund-Versammlung einladen, höret dort vom kundigen Jugenbundleiter die Tatsachen über den Alkohol und laßt euch ein passendes Unterhaltungsbuch für einen kommenden Regensonntag ausleihen! — Was ich aber ebensosehr wünsche, ist das, daß diejenigen, die noch nicht sobald der Schule entwachsen sind, hier selbst Aufklärung und Belehrung in praktischer Weise erhalten. Es bietet sich gewiß Zeit und Gelegenheit zu einem Aufsatzthema in dieser überaus wichtigen Sache und anschließend vielleicht mündliche Behandlung. An einschlägiger Literatur fehlt es nicht, und es dient wohl am meisten die aktuelle Aufklärung, wie sie auch den einfachen Zeitschriften zu entnehmen ist.

Bevor ich nun zum Schlusse komme, habe ich noch etwas auf dem Herzen, euch zu sagen. Die Gegenwart ist durch den Widerspruchsgeist gekennzeichnet. Sicher sind auch unter euch solche, die meinen: Man hat uns da nichts anzuraten, wir wollen doch nicht immer dem Alkohol entsagen, später schon gar nicht. Diesen Ungeduldigen möchte ich aus voller Lebenserfahrung heraus sagen, daß ihr nun in den nächsten Jahren bereits auch ins Leben hinauskommt und daß ihr noch ungeahnte Entbehrungen und Entsagungen vor euch habt. Erst nach einigen Jahren werdet ihr dann besser begreifen, was ich euch heute in aller Kürze gesagt habe. Ich will als

Arzt ein freies Wort mit euch reden und sagen, daß ihr nun bald erwachsen seid und damit in ein Alter kommt, wo ihr euch erst recht in verschiedener Hinsicht überwinden müßt. Anstrengendere körperliche und geistige Brufsarbeit wartet auf euch einerseits, während auf der andern Seite der Freiheits- und Wissensdrang, ein Betätigungsdrang auf verschiedensten Gebieten euch beherrschen will. Wohl denjenigen, die in gesunder Umgebung mit wahrhaft guten Mitschülern Freundschaft pflegen und diese für später bewahren, um sich gegenseitig weiter zu bilden, auch wenn der Schulstaub bereits verflogen ist. Als einen solchen guten Freund möchte ich besonders ein richtiges Mitglied vom Jugendbund bezeichnen, das nicht nur von der Abstinenz von Alkohol gehört hat und darin bestärkt bleibt, sondern das auch den folgerichtigen Schluß gezogen hat, sich noch weiter im Entsagen zu üben, z. B. in Enthaltsamkeit vom Rauchen. (Das geht uns aber eigentlich nichts an, denkt ihr vielleicht. Und doch! Habt ihr nicht Brüder, die mehr oder weniger heimlich rauchen, merkt euch das Folgende für diese!)

Wenn auch das Rauchen nicht gar so schädlich ist wie das Trinken, so ist doch zu sagen, daß dieses schon bei der Jugend allzusehr verbreitete Uebel gewöhnlich schon vor dem Alkoholgenuß in Tätigkeit tritt. Ich kann nicht genug warnen vor dieser vorzeitigen unsinnigen Angewöhnung ans Rauchen. Es sind schon manche junge Leute wegen Tabakvergiftung in meine Behandlung gekommen, und wenn sie auch ziemlich bald kuriert waren, so bilden sie eben nur die Ausnahmen gegenüber jenen, die, ähnlich wie beim Alkoholgenuß, in kurzer Zeit sich an dieses Nervengift gewöhnen und in unwiderstehlichem Drange nach mehr Tabak nicht nur den Geldbeutel, sondern ihre Gesundheit dauernd schädigen. Spart jenes Geld für einen edleren Genuß, für ein schönes Buch, für gesunden Sport, für ein gutes Werk, was euch später unendlich viel mehr Freude macht, als die Folgen des unbedachten Trinkens und Rauchgenusses..

Also nicht die Freude will ich euch rauben, das Vorrecht der Jugend. Nach mehr Freude sehnt sich heute jedes mehr denn je. Aber ich möchte euch den Wegweiser zeigen, der angibt, wo der Weg zur rechten Freude hindurchgeht. Auf diesem Wegweiser steht geschrieben: Selbstüberwindung.

Schon früher zu Hause sagten oft eure Eltern: „Kind, da mußt du dich überwinden, damit du es für später lernst.“ Und dann in der Predigt hieß es wieder das Gleiche, — und jetzt kommt noch der Arzt in die Schule und sagt es nochmals. Ich habe also nur zu wiederholen, was ihr schon gehört habt. Aber gerade als Arzt möchte ich euch recht eindringlich sagen, wie wichtig und segenbringend die Selbstüberwindung ist, von der einfachsten Abhärtung bis zum Ueberwinden der größten Leidenschaft! Wenn solche unter euch sind, die sich im Frühaufstehen üben und überwinden, dann sollen die andern sie fragen und hören, wie das ihnen gut tut. Und wenn ihr in den Ferien wandert, wie hocherfreut seid ihr, wenn ihr nach Ueberwindung eurer Müdigkeit und im Schweiß den Berggipfel erreicht habt und die wunderbare Aussicht genießt. Das ist das tiefe Geheimnis der echten Freude am Bergsport, das Hochgefühl, nach tüchtiger Ueberwindung seiner selbst die Freude verdient zu haben! Und wenn mir einer sagt, der Nüchterne habe weniger Genuß als der feuchtfröhliche Trinker, den kann ich als Irregeführten nur bemitleiden. — Noch eine Frage tönt mir entgegen: Warum sollen wir denn Totalabstinenz üben und nicht nur mäßig sein? Da erhebt sich im Geiste der verstorbene hochwürdigste Bischof Augustinus Egger und ruft euch zu, daß er in seinen jahrelangen Anstrengungen in der Mäßigkeitsbewegung durch bloße Mäßigkeitsvereine einen vollen Mißerfolg hatte und deshalb, wie andere Pioniere auf diesem Gebiete, nur durch die Totalabstinenzvereine die erzielten Erfolge errang.

Ich habe euch einige Ausblicke auf natürliche edlere Freuden eröffnet. Ich schließe mit dem Hinweis auf die schönsten und höchsten Freuden, die euch, die ihr das Glück habt, diese Schulen zu besuchen, die heilige Religion bietet. Wie viel von Selbstüberwindung und Entsagung vernehmt ihr auf diesem Gebiete, und wo ist auch zugleich reinere höhere Freude als in der Kirche? — Betrachtet in der kommenden Charwoche die Alkoholfrage von dieser Seite; ihr könnt immer wieder neues daraus lernen und sollt erkennen, daß ich euch auch in dieser Beziehung als Arzt nur Wahres gesagt habe. Mögen die baldigen Charfreitagszeremonien euch recht ergreifen und euch deutlich und eindringlich ermahnen, daß kein anderer Weg zum wahren Glücke führt als der Weg des Kreuzes. — Möchten doch manche von euch dem angegebenen Wegweiser in der Alkoholfrage folgen, zu ihrem eigenen Glücke und zum Segen ihres kleineren oder größeren Wirkungskreises. Damit habe ich geschlossen!

Der Postillon (Präparation)

R. Streubel

Die Kinder sind kurz vor dem Vortrag anzuhalten, an einem mondhellen Maienabend einen Gang ins Freie zu machen. An kleineren Orten ist es oft nicht schwer, einen großen Teil der Kinder in vorgerückter Abendstunde an einem geeigneten Punkte um den Lehrer zu sammeln. Zweck

des Abendspazierganges ist ein stilles, frohes Genießen des Abendfriedens, nicht etwa eine lehrhafte Unterredung. Ein paar kurze Hinweise des Lehrers können die Aufnahmefreudigkeit der Kinder nur noch steigern: „Guckt! Wie schön! Horcht! Dort! Wie hell jene Mauer vom Monde beschienen ist! Still! Hört ihr das Rauschen des Wassers?" usw. Fühlt der Lehrer sich im Einklang mit den Seelen seiner Kinder, dann trägt er das Gedicht an Ort und Stelle vor.

Ist der Lehrer nicht in der Lage, den Gang in Gemeinschaft der Kinder zu unternehmen, so vergewissert er sich gelegentlich, z. B. in den Pausen, über die Beobachtungen der Schüler. „Hast du gesehen? Hast du einmal aufgepaßt, wie?" Außerordentlich günstig für die Darbietung des Gedichtes sind auch die Tage um Allerseelen. Die Kinder berichten alsdann ganz gewiß von ihrem Besuch auf dem Friedhof. Hier knüpft der Lehrer an. Hört von einem Postillon, der auch einen Lieben auf dem Friedhof hatte und in eigenartiger Weise ehrte, ganz anders, als ihr es sonst tut.

Postillone oder Schwager, wie sie von früher her nach Sitte der Studenten genannt werden, kennt ihr doch! Bei der Beschreibung durch die Kinder darf natürlich das Posthorn nicht vergessen werden. Früher übernahmen diese Leute auch die Verkehrsverbindungen zwischen einzelnen Städten. Wer nicht zu Fuß reisen wollte, stieg in die gelbe Postkutsche. Unser Postillon war ein frischer, froher Mann, der seinen Fahrgästen gern manche Geschichte erzählte, die sich da am Wege abgespielt hatte. Wenn er aber in die Nähe jenes Dorfes kam, wo die Friedhofsmauer vom Berghang weithinleuchtete, verstummte er. Dahinter ruhte sein liebster Kamerad im Grabe. Dort, wo der Friedhofsweg von der Straße abführte, hielt er stets seine Rosse an. Wozu? Wollte er zum Grabe hinübergehen? Wollte er beten? Ach nein!

Hört:

1. Lieblich war die Maiennacht;
Silberwölklein flogen,
ob der holden Frühlingspracht
freudig hingezogen.

2. Schlummernd lagen Wies' und Hain,
jeder Pfad verlassen;
niemand als der Mondenschein
wachte auf den Straßen.

3. Leise nur das Lüftchen sprach,
und es zog gelinder
durch das stille Schlafgemach
all der Frühlingskinder.

4. Heimlich nur das Bächlein schlich,
denn der Blüten Träume
dufteten gar wonniglich
durch die stillen Räume.

5. Rauer war mein Postillon,
ließ die Geißel knallen,
über Berg und Tal davon
frisch sein Horn erschallen.

6. Und von flinken Rossen vier
scholl der Hufe Schlagen,
die durchs blühende Revier
trabten mit Behagen.

7. Wald und Flur, im schnellen Zug
kaum gegrüßt — gemieden;
und vorbei wie Traumesflug
schwand der Dörfer Frieden.

8. Mitten in dem Maienglück
lag ein Friedhof innen,
der den raschen Wanderblick
hielt zu ernstem Sinnen.

9. Hingelehnt am Bergesrand
war die bleiche Mauer,
und das Kreuzbild Gottes stand
hoch in stummer Trauer.

10. Schwager ritt auf seiner Bahn
stiller jetzt und trüber,
und die Rosse hielt er an,
sah zum Kreuz hinüber.

11. „Halten muß hier Roß und Rad;
mag's euch nicht gefährden;
drüben liegt mein Kamerad
in der kühlen Erden!

12. War ein herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig schade!
Keiner blies das Horn so hell
wie mein Kamerade!

13. Hier ich immer halten muß,
dem dort unterm Rasen
zum getreuen Brudergruß
sein Leiblied zu blasen."

14. Und dem Friedhof sandt' er zu,
frohe Wandersänge,
daß es in die Grabesruh'
seinem Bruder dränge.

15. Und des Hornes heller Ton
klang vom Berge nieder.
Ob der tote Postillon —
stimmt in seine Lieder?

16. Weiter ging's durch Feld und Hag
mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
jener Klang vom Hügel.

Das also war's. In einer Maiennacht hielt der treue Kamerad am Kirchhof an und blies das Leiblied des Toten.

Wir versuchen, das Ganze noch einmal nachzuleben. Jetzt wünschte ich, ihr wäret alle zusam-

men Bauernjungen, damit ihr die Schönheiten, die uns hier erzählt werden, begreifen könntet. — Ich sehe unser Dörfchen vor mir. Es zieht sich in einem flachen Grunde hin. Ein Bächlein fließt hindurch. Weiter unten verengt sich das Tal wieder. Die Häuser hören auf. Die Abhänge sind mit losen Büschen bedeckt. Die Straße zieht jetzt am Berghang hin. Dort liegt auch das Kirchlein mitten im Friedhof. Kein Mensch ist zu sehen; sie schlafen alle. Aber es ist doch zu schade, solche Herrlichkeit zu verträumen! Das hat auch der helle Mondschein gemeint, als er uns weckte. So silbern ist alles draußen! Nicht weiter schlafen! Heraus! Wir treten ans Fenster. Wie schön das heute ist! Die Kinder mögen frei erzählen; doch soll der Lehrer sie unbemerkt leiten. Am Himmel schweben kleine weiße Wölkchen. Manchmal versteckt sich der Mond hinter ihnen; dann glänzen sie wie Silber. Drüben vom Felde blinkt ein einsamer Pflug herüber. Er kann jetzt auch ausruhen. Wie die Schieferdächer glänzen! Wie weiß die Straße aussieht! Das macht der Mondschein. Wer wagt es mit? Wir wollen leise, leise hinausgehen, vielleicht hinüber auf den Berg, in den Busch. — So! Aber still sein! — Jetzt gehen die Geisterchen um. Jetzt tanzen und spielen die Blumenelfen. Hörst du sie? Nein? Aber ich fühle sie. Jetzt! Hast du es nicht gemerkt? Es war ein leises Lüftchen. Und nun atmet einmal! Tiefer! Wie das duftet! Die Vöglein und Blümchen schlafen. Sieh nur, wie das Buschwindröschen das Köpfchen hängen läßt! Merkt ihr denn nicht, warum das Lüftchen so sanft weht? Die Frühlingskinder sollen nicht wach werden. Deshalb murmelt auch das Bächlein ganz leise. — Hallo! Was war denn das? Da wieder — Knall! Klatsch! Peitschenschlag? Und jetzt hört! (Hände ans Ohr legen!) Ein Horn bläst. Das ist der Postillon. Schade, der wird jetzt alles aufwecken! Ja, sie kommen hierher; es wird schon deutlicher. Wir hören das Getrappel der Pferde, und dort naht der Postwagen. Wie eilig sie es haben! Vier Rosse ziehen. Ein Reisender sitzt drin. Aber — warum fährt der Postillon plötzlich langsam? Jetzt hält er beim Kirchhof gar still und beugt sich zu dem Reisenden zurück. Wenn wir schnell sind, können wir bald dort hinter den Büschen sein. Vielleicht hören wir, was vorgeht. Als Augen- und Ohrenzeugen berichten mir nun die Kinder das übrige. — Das werden wir wohl nicht so bald wieder vergessen!... (Schluß folgt.)

„Armenhäusler"

Jugendbetrachtungen von K. Schöbi / Fortsetzung

Da im Armenhaus drin, da hatte er gewiß recht viel zu leiden und zu erdulden, besonders vom bösen „Baschimmel", den wir alle fürchteten, war er doch der jüngste und kräftigste der Armenhäusler, kaum 40 Jahre alt. Seine Augen konnte er unheimlich rollen, sodaß man nurmehr das Weiße sah. Seine Haare waren immer kurz geschoren, sein Schnauz kurz geschnitten. Immer lief er, Sommer wie Winter, ohne Hut oder Kappe herum und war barfuß wie wir. Dafür konnte er auch rennen wie unsereiner, wenn nicht schneller. Wir kannten seinen eigentlichen Namen nicht, ich habe ihn erst später einmal in einem Gemeinderechnungsbüchlein entdeckt. Unter uns Kindern wie bei den Großen hieß er immer nur der „Baschimmel", ein Uebername, den er sich weiß wie und wo aufgelesen. Sobald er einmal die Straße daher kam, da tönte aus Dutzenden von Kinderkehlen der Ruf: Baschimmel! Wir Kleinen nahmen dann aber sofort Reißaus und versteckten uns hinter der ersten besten Hausecke oder Scheiterbeige. Den Größern aber eilte er nach, holte sie ein und spuckte sie an. Ich habe nie gehört, daß er einen, wie sichs gehört hätte, abgeklopft oder ihm ein paar Ohrfeigen gegeben hätte. Immer nahm er seine Revanche mit Anspucken. Hatte er uns Kleinere heute übersehen, weil er genug mit den Großen zu tun hatte, und begegnete ich ihm anderntags wieder, war allein und hatte nicht den Mut, wieder „Baschimmel" zu rufen, so erinnerte er sich wohl noch des Frechdachses von gestern und — pf! — da hatte er mich angespuckt. Daß er so immer weniger Sympathie bei unserer Schuljugend fand, versteht sich von selbst. Weil er aber auf den Ruf „Baschimmel" immer in der angedeuteten Art reagierte, blieb ihm der Uebername auch zeitlebens.

„Baschimmel" hielt sich wohl auch nicht gerne an die Hausordnung. Noch zu meinen Bubenjahren verschwand er auf einmal auf ein halbes Jahr aus unserem Gesichtskreis. Der „Armenhausseppli" aber vertraute dann in einer guten Stunde seinem „Vetter Karl", Baschimmel sei nach der Kalcheren (Anstalt Kalchrain) gekommen. Da müsse er Tag und Nacht immer treten, Wasser pumpen, und setzte er einmal, nur für eine Viertelstunde aus, so laufe ihm das Wasser über dem Kopf zusammen und er müßte jämmerlich ertrinken. Ja, konnte es denn noch schrecklichere und furchtbarere Orte geben, als im Armenhaus? — — —

(Schluß folgt.)

Gelöste Frage. Lehrer: „Paul, was ist eine gerade Linie?" — Paul: „Von der Schule auf den Spielplatz." — Lehrer: „Und eine krumme?" — Paul: „Vom Spielplatz in die Schule."

10. Jahrgang | Nr. 24 | 25. Dezember 1924

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen O

Inhalt: „Armenhäusler“ (Schluß) — Der Postillon (Schluß) — Zum Ueberlegen und Befolgen — Gute Einstimmung unserer Schüler zum Tagewerk

„Armenhäusler“

Jugendbetrachtungen von K. Schöbi / Schluß

Wieder ein andere, unvergeßliche Nummer aus dem Armenhaus war der „Poppi“. Seinen eigentlichen Namen weiß ich bis zur Stunde noch nicht. Alles kannte ihn nur unter diesem Namen. Ein butzeliges, braunes Männchen. Wo er ging und stand, grübelte er mit seinen krummen Fingern in seiner Schnupftabakdose herum und führte ganze Fuder braunen Schnupftabaks in seine breite, dicke Nase. Ein größeres Vergnügen konnte ihm keiner machen, als wer ihm die leere Büchse wieder füllte mit einer mehr oder weniger guten Marke. Dann zog er sein Gesicht in fröhlichem Grinsen in die Breite und ließ seine weißen Zähne sehen.

Der „Poppi“ war zu keiner Haus- oder Feldarbeit zu gebrauchen. Jahraus, jahrein mußte er „toaschen“*). Das eine Mal trug er eine alte „Bütte“**) auf dem Rücken und stellte sie ab, wenn er mit Besen und Schaufel den Straßenmist zusammenkratzte, das andere Mal stieß er seinen viereckigen „Toaschkarren“ vor sich hin. Wir Buben betrachteten sein Tun immer mit einer gewissen Eifersucht, nahm er uns „Toaschbuben“ doch so oft die beste und schönste „Zilete“***) weg und man begreift unsern Aerger, der sich dahin Luft machte, daß wir ihm aus vollem Halse hinter jeder Hausecke „Toaschpoppi“ nachriefen.

Beim Haus meiner Tante aber ließ er in der Regel seinen Karren stehen. Sie war nämlich Modistin, und in ihrer „Fürbeten“ auf dem Kehrichthaufen waren für den „Poppi“ immer geheime Schätze zu finden: Nadeln, vor allem aber Stecknadeln mit blauen, roten oder grünen Köpfchen. So manches Mal beobachteten wir den armen „Poppi“ in seinem Glücke, wenn er mit seinen dicken Fingern im Kehricht herumwühlte, da und dort ein Stecknädelchen entdeckte und seelenvergnügt in seinen Rockkragen drückte. Ein bißchen Eitelkeit steckt eben in jedem Menschen. Aus der ruhigen Seelenverfassung, in welcher er, geschmückt wie ein Spanier, zu seinem Karren zurückkehrte, wurde er aber gleich wieder gerissen. Denn während er so stillvergnügt am Miststock stand, hatten ihm gewiß wieder so ein paar Buben — Jugend kennt keine Tugend — den Mistkarren mit Straßenkies gefüllt. Da ist ihm die Zornesröte in sein Gesicht gestiegen. Ob er fluchte über die verlotterte, verrohte Jugend oder seiner Wut mehr nur in einem dumpfen Vorsichhinbrummeln Luft machte, weiß ich heute nicht mehr. Wir mußten bei seinen Wutausbrüchen eben mindestens außer Steinwurfweite „verspringen“. Sonst hätte der Steinhagel auch uns getroffen, uns Sünder, denen eine gehörige Tracht für unser unflätiges Tun ja gewiß gehört hätte.

Eine andere Armenhausgestalt ist mir auch lebhaft geblieben, die alte Marie, Frau oder alte Jungfer, das weiß ich nicht. Was uns Burschen ja vor allem interessierte, das war ihr Kropf, nahezu so groß, wie ihr Kopf. Was Wunder, daß die Marie bei uns Buben eben nur unter dem Namen „Kropfleri“ bekannt war, und daß wir ihr diesen schmeichelhaften Namen bei jeder Gelegenheit zuriefen. So bösartig wie der „Baschimmel“ war sie nicht, mit ihrer tiefen Stimme brummelte sie etwas in sich hinein. Was, verstanden wir allerdings nicht, konnten es uns aber denken, daß sie wohl, wie wir heute auch, von einer verrohten Jugend das ihrige dachte.

Ich mache heute niemandem einen Vorwurf, überlege mir aber doch, wie gut es damals gewesen wäre, hätten uns Eltern, Lehrer und Geistliche auf das Verwerfliche unseres Tuns aufmerksam gemacht, uns in die Lage der betreffenden armen

*) Kuh- und Pferdemist auf der Straße zusammenlesen.

**) Hölzerne Tanse.

***) Eine Reihe Misthäufchen.

Leute versetzt und uns so fühlen lassen, wie weh es tun muß, wenn man von andern, denen das Schicksal ein besseres Los in die Wiege geworfen, ausgehöhnt und verspottet wird. Hätten sie uns dazu gebracht, den armen Leuten irgend etwas zu schenken, irgend einen Liebesdienst zu erweisen, statt Uebernamen zu rufen, was gilts, auch die Aeuglein der alten „Kropfmarie" hätten ganz verwundert aufgeleuchtet. — — —

Mein Lebensweg führte mich später zum Heimatsdorfe hinauf. Die damaligen Armenhaustypen gingen alle in der Folge den Weg, von dem sie nie wieder zurückkehren, und heute ruhen sie, die zu Lebzeiten nie miteinander zur Arbeit gehen wollten, doch friedlich in Reih und Glied bei andern, über deren Schicksal ein besserer Stern geleuchtet hatte. Der grauenhafte Eindruck, der mir aber vom Armenhaus und dem Leben darin in frühester Jugend geworden, ist mir bis zur Stunde geblieben und wurde wieder neu gestärkt, als es vor Jahren hieß, ein Armenhäusler habe das Armenhaus angezündet.

Bei allem Unglück ist aber immer wieder ein Glück dabei. Die Armenhäusler mußten nach dem Brande für einige Zeit verstellt werden. Der gute „Seppli" kam, alt, krank und schwach, zum freundlichen Pfarrer ins Pfarrhaus. Das war wohl zu viel des Glückes für den alten Mann. Drum ist er auch nach wenigen Tagen dort eines guten Todes gestorben. Gott hab ihn selig!

Der Postillon (Präparation)

R. Streubel, (Schluß)

Nach einer langen Pause wird die Frage aufgeworfen, ob der Dichter das wirklich erlebt hat. Mäuschenstill hören sie dem folgenden zu: Gewiß, sonst würde er es nicht so schön schildern können. Er fuhr damals im Postwagen von Stuttgart über Tübingen die alte Post- und Heerstraße am Abhang der Rauhen Alb entlang nach Balingen. Es war bereits Nacht geworden. Plötzlich ließ der Kutscher die Pferde langsam laufen und schließlich gar seinen Wagen feierlich langsam gehen. Lenau fragte ihn nach dem Grunde des auffallenden Tempos. Da antwortete der Postillon: „Do isch Steinhosen und dert drüben isch der Kirchhof. Do hat mann mei'n Kameraden vorige Woche vergraben, 's isch an guater Kerl g'sei; jetzt muaß i ihm aber sein Leiblied blosa, dös hot er älleweil am liebschsta g'hört und selber blosa." Dann ließ er seinen Gruß hinüberschallen. Unter dem Eindruck des Erlebnisses kam Lenau in Balingen an und setzte sich sofort im Gasthaus zur „Alten Post" an den Schreibtisch und entwarf das Gedicht „Der Postillon". Auf seiner Amerikareise vollendete er es dann, so wie ich es euch vorgelesen habe. Das Interesse ist gewachsen.

Wir lesen das Gedicht noch einmal (siehe auch die Vortragsbesprechung weiter unten.) Unter reger Beteiligung wird nun der Grund erforscht, aus dem uns das Gedicht so sehr gefällt. Den einen ergriff die Treue des Kameraden, den andern die Schilderung der herrlichen Nacht. Ich mache auf die ersten vier Versanfänge aufmerksam. (S. u.!) Lieblich, schlummernd, leise, heimlich. Das ist, als ob der Dichter selbst dastände und uns zuwinkte: „Leise, leise! Ich will euch was Schönes zeigen!" Andern fällt auf, daß er Vöglein, Wiese, Hain als Menschen darstellt. Das Bild, wie der Mond als Wächter umgeht, wird durchgeführt. Wesen, die sprechen, denken, wachen, träumen, sich fortbewegen können, müssen lebendig, persönlich sein. Wir schauen also in die Werkstatt des Dichters, der die Personifikation gebraucht, um die beabsichtigte Stimmung zu erreichen. Ebenso fesselt er unser Herz durch zahlreiche Gegensätze. Nachweis! Wenn man will, kann auch auf Lautmalerei (L, L, R, R) hingewiesen werden.

Leise nur das Lüftchen sprach —.
Halten muß hier Roß und Rad —.

Dort das Schmeichelnde, hier das Lärmende.

Vortragsbesprechung beim Lesen: Vorgeschrittenen Schülern zeige man hier unter Umständen, daß die Wirkung des Gedichtes zum guten Teile in dem Versmaß besteht. Es sind Viertakter. Sämtliche Zeilen beginnen auftaktlos. Dadurch entsteht fallender Rhythmus, und dieser kontrastiert in seinem Ernste eigenartig zu dem Liebreiz der Maiennacht. Er deutet gleichsam als leiser Unterton schon hin auf den ernsten Teil des Inhaltes. Die glückliche Mischung von Zartem und Ernstem im Inhalte findet auch dadurch ein Gegenstück in der Form, daß stumpfe und klingende Ausgänge abwechseln. Es wurde schon oben auf die ersten vier Versanfänge hingewiesen. Durch die Anfangsstellung jener Worte erreicht der Dichter von vornherein die gewollte Stimmung. Rauh fällt in diese zarte Pracht das „Rauher" am Anfang der 5. Strophe. Lenau handhabt die Sprache wie ein Geigenkünstler sein Instrument. Er schlägt sofort voll den beabsichtigten Ton und läßt ihn dann langsam ausklingen. Beim Vortrag wolle man sich ja die Situation vergegenwärtigen: also leise, flüsternd, im ersten Teile sprechen, als befänden sich alle, Vortragender und Hörer, in dem stillen Schlafgemach der Frühlingskinder. Man spreche die ersten vier Verse ohne größere Betonung. — Anders wird es bei der Schilderung der Fahrt. Da sind oftmals die Zeilen rhythmisch stark bewegt (Strophe 5, erster Teil von Strophe 16). Strophe 7 leitet in echt künstlerischer Weise aus

dem lärmvollen Dahinjagen hinüber in den folgenden ernsten Teil. Strophe 10 spreche man sehr verlangsamt und füge hinter Zeile 2, 3, 4 längere Pausen ein. Strophe 15 ist durch ihre bange, erstaunte Frage tiefer Wirkung sicher. Man beachte hier die durch einen Gedankenstrich als gewollt bezeichnete Pause. Um so prächtiger wirkt dann die stark akzentuierte 16. Strophe. Nur die beiden letzten Zeilen wollen bedachtsam gesprochen werden. Schwebender Schluß.

Zur Anwendung:

Niederschrift: Ein Bauernknabe erzählt seine Beobachtungen aus einer Maiennacht. Lenau erzählt am Abend dem Postmeister sein Erlebnis. Schilderung eines Bildes zu unserem Gedicht.

Zeichnung: Das Kirchlein im Friedhof am Berge.

Bildbetrachtung:

„Lieblich war die Maiennacht" von Ernst Liebermann. 36 : 41, auf grauem Karton, Verlag Fischer-Franke. — „Der Postillon" von Müller-Wachsmuth. 73 : 55; Verlag: Wachsmuth. (Texte zu den Illustrationen deutscher Gedichte beim Verlag erhältlich.)

Gute Einstimmung unserer Schüler zum Tagewerk

Veranlassung zu dieser Ueberschrift und den folgenden Sätzen gibt mir unser guter Herr „Senior" durch seine bezüglichen anregenden und beachtenswerten Ausfühungen in Nr. 24 der „Volksschule" vom 27. Dez. 1923, unter dem Titel „Zur Charakterbildung". Sie zu bekräftigen und zu ergänzen, ist Zweck dieser Zeilen.

Ein Geistlicher des Kantons Freiburg erzählte mir einmal, daß in den dortigen Primarschulen jede Lehrperson von gesetzeswegen verpflichtet sei, täglich zu Beginn der Schule ca. 10 Minuten mit den Schülern Katechese zu halten. Wie beneidenswert, so echt priesterlich wirken zu dürfen! Dieser erhabene Vorzug setzt ja freilich voraus, daß des Lehrers Herz auch wirklich echt priesterlich schlage. Denn ein solcher täglicher Anfang muß „warm" sein, liebendheiß zur hl. Sache, liebendheiß zur Kindesseele. Dann kann er nachhaltig und ungemein fruchtbar wirken.

In lebhafter Erinnerung stehen mir auch noch jene „ethischen Assoziationen", wie sie Herr Kollege C. Benz in Marbach anläßlich seiner trefflichen Fortbildungskurse in der Biblischen Geschichte als vorteilhaften Auftakt zum Schulbeginn empfahl, z. B. „Heute wollen wir kurz jener Personen gedenken, die sich durch Barmherzigkeit, Weisheit, Feindesliebe, Frömmigkeit, Starkmut, Geduld Tapferkeit, Glaubenstreue, brüderliche Liebe, Herzensreinheit, Entsagung, Selbstlosigkeit . . . auszeichneten." Wer nennt mir solche? (aus der Schule und der Erfahrung.)

Natürlich für jeden Tag nur eine der angedeuteten Gruppen! Dabei werden einzig Name und event. Tat genannt. Es ist das zugleich eine dankbare, orientierende Repetition.

Mein Schulanfang, nach dem obligaten Schulgebet, ist in der Regel das Tages-Zettelchen des Auer'schen Abreißblocks. Ich würde mich förmlich unglücklich fühlen, keinen solchen mehr zu bekommen. Statt dreien (einen für die Familie, den zweiten für die Schule und den dritten für einen in den Studien abwesenden Sohn) kriegte ich dieses Jahr nur noch einen. Sie seien vergriffen, hieß es. So nahm ich dann diesen einen mit zur Schule. Mittags wandert das Tageszettelchen in meiner Westentasche mit mir nach Hause, um am Mittagstisch vorgelesen zu werden. — Warum ist denn dieser Auer'sche Abreißblock mein Liebling für Schule und Familie? Auf der Rückseite jedes Abreißblättchens ist nämlich in markanter Kürze und kräftiger Form das Leben des betreffenden Tagesheiligen gedruckt, zugleich mit einer trefflich gewählten, praktischen Anwendung für den Leser. Ich brauche eine einläßliche Legende nicht mehr zu lesen und bin doch mit dem Leben und Wirken des Tagesheiligen in seinen markantesten Zügen vertraut. Ja, nicht einmal das Lesen dieser wenigen kurzen Zeilen ist nötig, wenigstens in der Schule. Aus praktischen Rücksichten sage ich meinen Schülern in der Regel nur den Titel dieser kleinen Legende, der in ein paar Worten, sagen wir einmal: das Losungs- oder Programmwort, die Devise oder das Lebensziel des Tagesheiligen widerspiegelt, wie z. B. 1. Jan.: Ordnungsliebe; 2. Jan.: Ehre vor Gott; 3. Jan.: Das Vorbild; 4. Jan.: Zeuge Christi; dann weiter: Das Wort Gottes. — Durch Kampf zum Sieg. — Selbstlos. — Hoffe auf Gott! — Der Kinderfreund. — Gebt mir mein Buch! — Schau zum Himmel! — Geläutert. — Mehr Liebe! — Das Zeichen des Sieges. — Lasset die Kleinen zu mir kommen! — Gefestigt in Christus. — Das häßlichste Laster. — Widerstand gegen das Böse. — Eine Säule von Granit. — Ich liebe die Zierde deines Hauses. — Ein guter Soldat. — Das eine Notwendige. usf.

Ausnahmslos alles ethische Brennpunkte, die jedem denkenden Schüler etwas sagen; Leuchtstrahlen, die hineindringen in Herz und Verstand, in Geist und Gemüt; Tagesglocken, auf die jedes Schülerohr so oder anders reagiert.

Jeden Morgen legt der dem Abreißblock zu-

nächstsitzende Schüler (de Zedelibueb oder s'Zedelimeitli!) das betreffende Tageszettelchen auf das Pult des Lehrers. Dieser nimmts nach dem Gebet und der Absenzenkontrolle zur Hand und sagt: „Auf dem heutigen Zettelchen steht: Dann liest er den betreffenden Titel und frägt einfach: Was will uns das sagen? oder lehren? Sogleich strecken Hände empor, u. interessante u. lehrreiche Auffassungen treten zutage, die natürlich dann der Lehrer liebevoll wertet und nötigenfalls richtigstellt und ergänzt. Die Kinder bringen dann nicht ungerne auch Tageszettelchen ihrer Wandkalender von zu Hause. Auch diese nehme man dankbar an und schenke ihnen die gebührende Aufmerksamkeit. Liebevolles Eingehen und wohlwollende Rücksicht erquicken das kindliche Herz. Nur nicht kalt und gefühllos sein!

Probiers einmal mit diesem Auer'schen Abreißblock, lieber Kollege. Einzig und allein die Titelworte auf der Rückseite seiner Tageszettelchen vermögen in 2—3 Minuten ein ideales Tagesfundament zu legen, auf welchem ganz gewiß ein fruchttragender, hoffnungs- und verheißungsvoller Erziehungs und Bildungsaufbau sich vollzieht, zum reichen Segen für den Lehrer und die Lernenden.

Dankbar aber sei jenem Braven die Hand gedrückt, der diesen Abreißblock geschaffen.

Ich werde nächstens an die Auer'sche Buchhandlung schreiben, daß beim nächsten Jahreswechsel ein Vergriffensein desselben nicht mehr vorkommt Sichere dir aber, lieber Freund, vorsichtshalber einen solchen Auerschen Abreißblock fürs nächste Jahr beizeiten! Er sollte in jeder kathol. Buchhandlung unbedingt zu haben sein. Ist dies nicht der Fall, ist eine entsprechende Rüge wohl am Platze.

Ein Beispiel.
(Auers Abreißblock.)

„Wenn jemand lehrt, so lehre er nach Gottes Wort." (1. Petr. 9, 11.)

„In allen Dingen erweise dich selbst als Vorbild guter Werke." (Tit. 2, 7.)

„Geliebtester! Ich beschwöre dich vor Gott und Jesus Christus: Predige das Wort, halte an damit, sei es gelegen oder ungelegen; überweise, bitte, strafe in aller Geduld und Lehrerweisheit!" (2. Tim. 4.)

Ein zweites Beispiel.
(Aus Kühlens Abreißblock. 28. Januar 1924.)

„Die Erziehung ist ein so schwieriges Werk, daß sie beständig des göttlichen Beistandes bedarf. Lehrer, welche für die Kinder, die sie erziehen, nicht beten, sind durchaus unfähig, sie zu erziehen." (Bischof Dupanloup.)

„Will die Frucht nicht sogleich kommen, so verzage nicht. Aussaat gestreut zu haben, sei dir genug. Die Saat wird sprossen und reiche Ernte reifen, wenngleich jetzt alles unter hohem Schnee begraben und erstarrt zu sein scheint. Nicht alles reift auf der Stelle."

P. G. Hevenesi, S. J.

Humoristische Ecke

— Der kranke Sünder. In einer kleinen Stadt sollte einer gehenkt werden, wurde aber wenige Tage vor der Exekution krank und bedurfte der sorgsamsten ärztlichen Pflege. Langsam genas er und wurde endlich gesund. Dies zeigte der Amtsarzt den Behörden folgendermaßen an: „Delinquent N. N. kann jetzt ohne Nachteil für seine Gesundheit gehenkt werden!"

— Programm einer landwirtschaftlichen Ausstellung. 10 Uhr: Ankunft des Rindviehs. 11 Uhr: Empfang der Ehrengäste. 12 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen.

— Mäßigkeit. In einer Gesellschaft sprach man von der Mäßigkeit. Man war allgemein der Meinung, daß, wer nie rauche, keinen Alkohol genieße und sehr mäßig lebe, mehr Anspruch auf ein hohes Alter habe, als ein „Genießer". Der anwesende Vater B., ein Greis von 83 Jahren, hörte eine Zeitlang zu und sagte: „I ha mer miner Läbtig nie viel us der Theorie g'macht, i ha sit em zwänzigste Johr mi Pfyffe g'raukt und ha eister öppa a d'Würze g'schüttet und bi au nie e Choschtverächter gsi und bi jetz drüedachzgi. . Mi Brüeder, wo nie kei Zug g'raukt, nie ke Tropfe Alkohol trunke und nur vo Milch g'läbt hed, isch bloß — vier Wuche alt worde."

Kindermund. Hans: „Mir hat so wunderschön geträumt!" — Mutter: „Was denn?" — Hans: „Aber Mutti, du warst doch dabei!"

Im Eifer. Wahlkandidat (in seiner Agitationsrede): „Wollt Ihr eine neue Schule — wählt mich! Wollt Ihr eine neue Straße — wählt mich! Wollt Ihr rassenreines Rindvieh — wählt mich!"

Geographisches. Inspektor: „Wie heißt die Linie, welche man sich zwischen Nordpol und Südpol gezogen denkt, und welche hier am Globus durch den Eisenstab dargestellt wird?" — Schüler: „Das ist die Erdachse." — Inspektor: „Ganz richtig; warum ist die Erdachse gegen die vertikale Ebene geneigt?" — Allgemeine Stille. — Lehrer (vortretend): „Herr Inspektor, wir haben den Globus schon so gekauft!"